UNGARN-JAHRBUCH

Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Herausgegeben von

Zsolt K. Lengyel

In Verbindung mit

Gabriel Adriányi (Bonn), Joachim Bahlcke (Stuttgart)
János Buza (Budapest), Holger Fischer (Hamburg)
Lajos Gecsényi (Budapest), Horst Glassl (München)
Ralf Thomas Göllner (Regensburg), Tuomo Lahdelma (Jyväskylä)
István Monok (Budapest), Teréz Oborni (Budapest)
Joachim von Puttkamer (Jena), Harald Roth (Potsdam)
Hermann Scheuringer (Regensburg), Andrea Seidler (Wien)
Gábor Ujváry (Budapest), András Vizkelety (Budapest)

Band 35
Jahrgang 2019

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg 2020

Ungarn–Jahrbuch. ***Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie***

Im Auftrag des Ungarischen Instituts München e. V.

Redaktion: Zsolt K. Lengyel
mit Krisztina Busa und Ralf Thomas Göllner

Der Druck wurde vom Nationalen Kulturfonds
(*Nemzeti Kulturális Alap, Budapest*) gefördert

Redaktion: Ungarisches Institut der Universität Regensburg, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, Telefon: [0049] (0941) 943 5440, Telefax: [0049] (0941) 943 5441, hui@ur.de, www.uni-regensburg.de/hungaricum-ungarisches-institut/

Beiträge: Publikationsangebote sind willkommen. Die Autorinnen und Autoren werden gebeten, ihre Texte elektronisch einzusenden. Die zur Veröffentlichung angenommenen Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber und Redaktion wieder. Für ihren Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich. Größere Kürzungen und Bearbeitungen der Texte erfolgen nach Absprache mit den Autorinnen und Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar

ISBN 978-3-7917-3135-3

Bestellung, Vertrieb und Abonnementverwaltung:
Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330
bestellung@pustet.de | www.verlag-pustet.de
Preis des Einzelbandes: € (D) 48,– / € (A) 49,40 zzgl. Porto- und Versandkosten
Preis im Abonemment: € (D) 44,– / € (A) 45,30 zzgl. Porto- und Versandkosten
Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres

© 2020 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
© 2020 Ungarisches Institut München e. V.
Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen

Einband-/Reihengestaltung: Martin Veicht, Regensburg
Einband: Stilisiertes ungarisches Staatswappen mit heraldischer Krone, 17./18. Jahrhundert
Ungarisches Institut München, Regensburg. Bibliothek, Sondersammlungen
Satz: Ungarisches Institut der Universität Regensburg
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2020

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:
eISBN 978-3-7917-7266-0 (pdf)
ISSN 0082–755X

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

Brigitta Szanka
Das deutsche städtische Gesandtschafts- und Botenwesen unter der Herrschaft Sigismunds von Luxemburg (1414–1434) 7

Teréz Oborni
Frater Georg und die Besetzung von Ofen (*Buda*) durch die Osmanen 1541 27

Nóra G. Etényi
Diplomaten und Drucke auf dem Reichstag zu Regensburg 1685. Nachrichten zum Sieg über die Osmanen 55

Orsolya Lénárt
Vermittlung von Geschichte, Kultur und Bildern. Zur Darstellung von Helena Zrínyi und Imre Thököly in den historiografischen Werken des Johann Graf Mailáth (1786–1855) 91

Daniel Carlo Pangerl
Von der Autarkie zur deutschen Handelspartnerschaft. Ausgewählte Aspekte der ungarischen Wirtschaftspolitik im Zeitraum von 1918 bis 1945 107

Ágnes Tóth
Diplomatische Anstrengungen zur Freilassung internierter deutschstämmiger Kriegsgefangener (1951–1955) 151

Forschungsberichte

Fabian Hutmacher
Was bedeutet es, *ungarndeutsch* zu sein? Identitätskonstruktion der deutschen Minderheit in Ungarn im Wandel der Zeit und in der zeitgenössischen Literatur 171

Peter Kersche
Auf den publizistischen Spuren des ungarischen Malers Dezső Czigány (1883–1937) 191

Vilmos Erős
Geistesgeschichte versus *Volksgeschichte* im Ungarn der frühen 1940er Jahre. Gyula Szekfű und István Szabó über die Geschichte der ungarländischen Nationalitäten 209

Andrea Pető
Genderforschung in Ungarn 229

Mitteilungen

Mária Rózsa
Ferdinand Gustav Kühne (1806–1888) über Ungarn 249

Gábor Gángó
György Lukács in der Ungarischen Räterepublik 261

Fabian Hutmacher
Ungarns Rolle in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Opfer des Friedensvertrags von Trianon und Täter im Holocaust? 271

Zsolt K. Lengyel
»Nationale – und sogar metaphysische – Rückversicherungen«. Gespräch mit Rainald Becker über historische Diversitäten in den europäischen Einigungsbemühungen 285

Besprechungen

A History of the Hungarian Constitution. Law, Government and Political Culture in Central Europe. (Herbert Küpper) 295
Lohrmann, K.: *Die Babenberger und ihre Nachbarn*. (Veronika Rudolf) 303
Akteure mittelalterlicher Außenpolitik. Das Beispiel Ostmitteleuropas. (Daniel Carlo Pangerl) 306
Das Wiener Fürstentreffen von 1515. Beiträge zur Geschichte der habsburgisch-jagiellonischen Doppelvermählung. (Fabian Kümmeler) 310
Péter, K.: *Studies on the History of Reformation in Hungary and Transylvania*. (Wolfgang Kessler) 312
Das Trienter Konzil und seine Rezeption im Ungarn des 16. und 17. Jahrhunderts. (Wolfgang Kessler) 315
Kirche und Kulturtransfer. Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit. (Wolfgang Kessler) 318
Seewann, G. – Portmann, M.: *Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa*. (Daniel Carlo Pangerl) 322
Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich. Ein Kompendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa. (Wolfgang Kessler) 325
Király, E.: *„Die Donau ist die Form". Strom-Diskurse in Texten und Bildern des 19. Jahrhunderts*. (Krisztina Busa) 330
Diversität und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert. (Loránd L. Mádly) 333
Braun, M.: *Béla Bartóks Vokalmusik. Stil, Kontext und Interrelation der originalen Vokalkompositionen*. (Daniel Carlo Pangerl) 337
Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa. Teil 2. (Franz Sz. Horváth) 340
Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpatenraum 1917 und danach. (Loránd L. Mádly) 342
Balogh, M.: *Az Apát úr. Pehm (Mindszenty) József zalaegerszegi évei*. (Gabriel Adriányi) 345
Hóman Bálint és népbírósági pere. (Franz Sz. Horváth) 348
Lengyel, Zs. K.: *Der gelehrsame Exilant. Eine kleine Biografie des Historikers Thomas von Bogyay*. (Franz Sz. Horváth) 352

Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue, „gefundene" und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt auf Ungarn. (Wolfgang Kessler) 356
Klassiker des ungarischen Films. (Krisztina Busa) 360

Chronik

Professor János Buza 80 Jahre. Ein persönlicher Rückblick – und eine Würdigung. (Dietmar Meyer) 363
Ungarische Genderforschung auf dem Prüfstand. (Zsolt K. Lengyel) 369

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes 373

ABHANDLUNGEN

Brigitta Szanka, Szeged

Das deutsche städtische Gesandtschafts- und Botenwesen unter der Herrschaft Sigismunds von Luxemburg (1414–1434)

Aus der deutschen Fachliteratur ist bekannt, dass Sigismund von Luxemburg als Römischer König, später römisch-deutscher Kaiser insgesamt ungefähr sechs Jahre in Deutschland verbracht hat. Seine deutschen Reisen wurden von politisch relevanten Ereignissen – wie seine Aachener Krönung, dem Konzil von Konstanz und Basel sowie den Nürnberger Reichsversammlungen – bestimmt. Die Forschung beschäftigte sich auch in Ungarn mit dem Umstand, dass Städte wie Konstanz zeitweise zentrale politische Funktionen bekamen, und Sigismund im Fall Nürnbergs den Ausbau eines politischen Zentrums anstrebte. Offensichtlich verbrachte der Herrscher die meiste Zeit in diesen Städten, wo er mit kleineren Unterbrechungen Monate und sogar Jahre verweilte.[1] Er blieb aber weiterhin mobil und bereiste – mit Ausnahme der sächsischen und norddeutschen Städte – alle deutschen Gebiete.[2]

Bekannt ist das spezielle Bündnis zwischen Sigismund und den deutschen Reichs- und Freistädten sowie Städtebünden. Der Herrscher bezweckte damit die Zurückdrängung der stetig wachsenden fürstlichen Macht, bei Bewah-

---

1 Márta *Kondor*: The Ginger Fox's Two Crowns. Budapest 2017, 140–148, 162–164 [Dissertation].

2 Sigismund lernte in seiner Kindheit das Muster der ambulanten Herrschaftspraxis von seinem Vater Karl IV. kennen. Es ist nachweisbar, dass er sich zwischen 1374–1381 während der mobilen politischen Tätigkeit Karls IV. mehrmals in die nordöstlichen deutschen Gebiete begab und einmal mit seinem Vater und seinem Bruder Wenzel eine längere Reise unternahm. Anhand der Urkunden lassen sich für diese Periode Aufenthalte Sigismunds meistens für Tangermünde nachweisen, wo Karl IV. im Jahr 1374 eine Burg errichten ließ. Eine längere Reise war jene des Jahres 1376 während Wenzels Krönungsfahrt nach Aachen (Karlsbad – Aachen – Prag). *Itinerar Kaiser Karls IV. (1346–1378)*. Hg. Eberhard Holtz. Berlin 2013; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*. Hg. Jörg K. Hoensch. Warendorf 1995, 43–47.

rung des Land- und Reichsfriedens. Diese königliche Kooperation mit den Städten bestimmte im Wesentlichen die Routenplanung und garantierte die Beherbergung Sigismunds und seines Gefolges.[3]

Sigismund reiste als römischer König zuerst im Jahre 1414 nach Deutschland. Doch schon nach seiner Königswahl traten deutsche Städte wie Frankfurt und Nürnberg mit ihm auf dem Gebiet des Ungarischen Königreichs in persönlichen Kontakt.[4] Dennoch kann der Mechanismus des intensiven Kommunikationsnetzes zwischen den einzelnen Stadträten und dem Herrscher für die Anwesenheit Sigismunds in deutschen Gebieten untersucht werden.[5] Es überrascht nicht, dass die Gesandten einzelner deutscher Städte im Umkreis Sigismunds während seines Aufenthaltes erschienen. Aus Sicht der Reiseforschung gibt ihre Reise mit dem König aber spannendere Informationen, denn die Gesandten konnten Sigismund auch auf einem längeren Weg begleiten. Die zur Verfügung stehenden Quellen ermöglichen die Nachzeich-

---

[3] Heinrich *Finke*: König Sigmunds reichsstädtische Politik 1410–1418. Bocholt 1880; Friedrich Bernward *Fahlbusch*: Städte und Königtum im frühen 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte Sigmunds von Luxemburg. Köln 1983; Paul-Joachim *Heinig*: Reichsstädte, Freie Städte und Königtum 1389–1450. Ein Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte. Wiesbaden 1983; Eberhard *Isenmann*: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. I. Wien [u. a.] 2014; Max *Weigel*: Landfriedensverhandlungen unter König Sigmund und während der Zeit des Konstanzer Concils. Halle an der Saale 1884 [Dissertation].

[4] Nürnberg sandte 1411 und 1412 dreimal Gesandtschaften nach Ungarn. Diese Gesandten waren Peter Haller, Jacob Grolant, Sebalt Pfinzing, Albrecht Fleischmann (Pfarrer der Sebaldus-Kirche), Erhart Schürstab. Einige von ihnen trafen den König zuerst in Visegrád und das nächste Mal in Kaschau (*Kassa*, *Košice*). *Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund.* Erste Abtheilung: 1410–1420 [im Weiteren: DRTA VII]. Hg. Dietrich Kerler. München 1878, 171, Nr. 124; *Regesta Imperii XI* [im Weiteren: RI]. Die Urkunden Kaiser Sigmunds 1410–1437. I: Regesten Sigmund 1410/11–1424; II: Regesten Sigmund 1425–1434. Hg. Wilhelm Altmann. Innsbruck 1896–1897, 1897–1900, hier I, 121a, 206a. https://regesta-imperii.digitale-sammlungen.de/band/ri11_alt1896 (5. Oktober 2019). *Zsigmondkori oklevéltár* [im Weiteren: ZsO]. Hgg. Elemér Mályusz [u. a.]. I–XII. Budapest 1951–2017, hier III, 251, Nr. 896. Vgl. *Kondor*: The Ginger Fox's Two Crowns, 162; Wolfgang von *Stromer*: Oberdeutsche Hochfinanz. 1350–1450. II. Wiesbaden 1970, 308. Im Fall Frankfurts ist nur ein dem König geschickter Brief zu finden. DRTA VII, 159–160, Nr. 113.

[5] Zu den verfassungsgeschichtlichen Begriffen im Kontext der Stadtrechte – wie königsnahe, offene, ferne Reichsstädte, Freie Städte – und des politischen Kommunikationsnetzes zwischen König und Städten: *Kondor*: The Ginger Fox's Two Crowns, 141; Peter *Moraw*: Franken als königsnahe Landschaft im späten Mittelalter. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 112 (1976) 123–138, hier 123–127; P. *Moraw*: Zur Verfassungsposition der Freien Städte zwischen König und Reich, besonders im 15. Jahrhundert. In: Res publica. Bürgerschaft in Stadt und Staat. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar am 30./31. März 1987. Hg. Gerhard Dilcher. Berlin 1988, 11–39; Ernst *Schubert*: König und Reich. Studien zur mittelalterlichen deutschen Verfassungsgeschichte. Göttingen 1979, 67.

nung nicht nur verschiedener Stationen der Gesandtenreisen, sondern auch die Rekonstruktion gewisser Abläufe der Gesandtenreisen.

Die Delegierten verhandelten mit dem König über stadtpolitische Fragen wie die Huldigung ihrer eigenen Städte, Bestätigung ihrer früheren Privilegien und Durchsetzung der städtebündischen Interessen im Fall innergesellschaftlichen Konflikts.[6] Daneben war auch der Erhalt von Informationen über die verschiedenen reichspolitischen Ziele des Herrschers offensichtlich ein direktes Ergebnis der städtischen Gesandtschaften. Wegen der königlichen Mobilität sammelten sie unter anderem auch detaillierte Informationen über die Reiseplanung Sigismunds. Deswegen gelten die Gesandtschaftsberichte auch als wichtige Primärquellen zur Erforschung der Herrscherreisen.

Dieser Beitrag untersucht die Frage, in welchen konkreten Fällen sich die deutschen Städte Informationen über die königlichen Reisepläne verschaffen konnten, welche Methoden einer erfolgreichen Informationsbeschaffung eingesetzt wurden, und durch welche Strategien der Gesandten- und Botensendung ein kontinuierlicher Informationsfluss möglich war. Zudem ist die Zusammensetzung des städtischen Personenkreises im Gefolge Sigismunds von Belang. Analysiert wird anhand von deutschsprachigen Quellen auch der terminologische Hintergrund der Gesandten- und Botensendung.

Der Wirkungsmechanismus des städtischen Gesandtschafts- und Botenwesens wurde in der deutschen Fachliteratur größtenteils anhand der aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Schweizer Beispiele behandelt. Für das Zeitalter Sigismunds hingegen wurde die konkrete Frage der Informationsbeschaffung der reichsstädtischen Gesandten und Boten noch nicht umfassend erörtert.[7] Die Funktionsweise des städtischen Informationsnetzes wurde in der Fachliteratur detailliert im Kontext der königlichen fest-

---

[6] *Fahlbusch*: Städte, 206–209; *Isenmann*: Die deutsche Stadt, 308.

[7] Oliver *Daldrup*: Zwischen König und Reich. Träger, Formen und Funktionen von Gesandtschaften zur Zeit Sigmunds von Luxemburg (1410–1437). Münster 2010; Heinz-Dieter *Heimann*: Zum Boten- und Nachrichtenwesen im niederrheinischen Raum, vornehmlich der Stadt Köln im Mittelalter. In: Geschichte Köln 28 (1990) 31–46; Klara *Hübner*: „Nüwe mer us Lamparten". Entstehung, Organisation und Funktionsweise spätmittelalterlicher Botenwesen am Beispiel Berns. In: Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa. Hgg. Rainer Christoph Schwinges. Stuttgart 2003; Klara *Hübner*: Im Dienste ihrer Stadt. Boten- und Nachrichtenorganisation in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des späten Mittelalters. Ostfildern 2012; Michael *Jucker*: Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter. Zürich 2004; M. *Jucker*: Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte im Spätmittelalter als kommunikative Praxis. In: Zeitschrift für Historische Forschung 34 (2007) 189–213; *Spezialisierung und Professionalisierung. Träger und Foren*

lichen Einzüge in die Städte (*Adventus regis*) untersucht.[8] Die deutschen Städte nahmen den Kontakt mit dem Herrscher im Durchschnitt einige Wochen vor seiner Ankunft auf: Entweder waren sie über Sigismunds Einzugsabsicht informiert worden oder sie luden aus eigenem stadtpolitischen Interesse den Herrscher ein, einige Nächte dort zu verbringen.[9] Frühere Forschungen haben nachgewiesen, dass es für den Stadtrat in beiden Fällen erforderlich war, den Herrscher innerhalb bestimmter formeller Rahmen persönlich einzuladen.[10] Danach vermehrten sich anscheinend die beidseitigen Gesandten- und Botensendungen, die garantierten sollten, dass sowohl die städtische als auch die königliche Seite rechtzeitig auf die Ankunft des Königs vorbereitet war.[11] Dazu gehörte auch, dass die Gesandten oder Boten so viele Informationen wie möglich über die Reiseroute und das Einzugsdatum Sigismunds erfahren konnten.

Während der Aufenthalte Sigismunds etablierten die deutschen Städte eine gut funktionierende Informationskette, um sich gegenseitig über die Reisepläne des Königs informieren zu können.[12] Ältere Untersuchungen haben gezeigt, dass in erster Linie die Gesandten oder Boten der größeren

---

städtischer Außenpolitik während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hgg. Christian Jörg, M. Jucker. Wiesbaden 2010.

8 Gerrit Jasper *Schenk*: Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich. Köln 2003, 248–249.

9 Gute Beispiele dafür finden sich im Jahr 1416, als Sigismund im Herbst nach seiner Rundreise in Spanien, Frankreich und England ungefähr zwei Monate in Calais weilte. In dieser Zeit war es Sigismunds Ziel, ins Konstanzer Konzil zurückzukehren. Im September 1416 wurde er von Baseler Gesandten nach Basel eingeladen, und er kündigte an, dass er auf der Rückreise nach Konstanz auch Straßburg besuchen wolle. Nachdem er Calais verlassen hatte, reiste ein Straßburger Gesandter erst Ende November 1416 zum König nach Aachen, um ihn nach Straßburg einzuladen und über die Bedingungen seiner Ankunft Informationen zu sammeln. Sigismund kam erst am 25. Januar 1417 in Straßburg an. Während dieser Reise besuchte Sigismund Basel schließlich doch nicht. DRTA VII, 311–312, Nr. 200; 315, Nr. 205; Bernhard *Hertzog*: Chronicon Alsatiae. Edelsasser Chronik unnd ausfürliche Beschreibung des untern Elsasses am Rheinstrom, auch desselben fürnemmer Stätt als Strassburg, Schlettstadt, Hagenaw, Weissenburg und anderer der Enden gelegener Stätt, Schlösser, Clöster, Stifft, Märckt, Flecken und Dörffer. Straßburg 1592, 97.

10 Anna Maria *Drabek*: Reisen und Reisezeremoniell der römisch-deutschen Herrscher im Spätmittelalter. Wien 1964, 10.

11 Die Marschälle des Herrschers waren normalerweise für die Vorbereitungen verantwortlich. Sie kamen schon Tage oder sogar Wochen vor der Ankunft des Herrschers in die entsprechende Gastgeber-Stadt. *Schenk*: Zeremoniell, 254.

12 Der Handel spielte für den Informationsfluss eine große Rolle. Für den Informationserwerb wurden die Städte dank der bei ihnen verkehrenden Kaufleute gegenüber den Fürsten und Territorialherren bevorzugt (*Heinig*: Reichsstädte, 135). Im September 1416, als Sigismund in Calais seine Rückreise nach Konstanz plante, erfuhren die in Frankfurt verweilenden

Städte zu diesem Zweck im Umkreis des Königs erschienen waren, kleinere Städte hatten nur einen mittelbaren Zugang zu den Informationen.[13] Gleichzeitig gab es eine weitere mittelbare Nachrichtenbeschaffung, und zwar wenn eine Stadt ihre Boten oder Gesandten in eine aus Informationssicht günstig gelegene Stadt delegierte. Zum Beispiel erhielt ein Straßburger Gesandter 1416 während der Abwesenheit Sigismunds in Konstanz Informationen über seinen Reiseplan.[14] Die deutsche Fachliteratur betrachtet im allgemeinen Nürnberg und Frankfurt als die zwei wichtigsten Zentren der Informationsvermittlung jener Zeit.[15]

Die Stadtdelegierten

Die Fachliteratur erwähnt mehrmals die terminologische Problematik, die durch die spätmittelalterlichen Quellen aufgedeckt wird. Es scheint, dass nur die moderne Fachterminologie die Begriffe *Bote* und *Gesandte* inhaltlich eindeutig unterscheidet. Der Unterschied zwischen den beiden Aufgabenbereichen ist grundsätzlich in den politischen Handlungsspielräumen zu erkennen. Demzufolge beschreibt das Wort *Bote* nur einen einfachen Nachrichtenvermittler, während ein Gesandter auch mit politischer Verhandlungsmacht in unterschiedlichem Maße ausgestattet war.[16] In den spätmittelalterlichen deutschsprachigen Quellen finden wir aber in vielen Fällen unabhängig von den Befugnissen nur die Bezeichnung *Bote*. Deshalb kann oft nur schwer festgestellt werden, welche Funktionen die Delegierten eigentlich hatten. Zugleich ist zu beobachten, dass auch die Wörter *Ratsbote*, *Ratsfreund* und *Ratsgeselle* zur Quellenterminologie der städtischen Korrespondenz gehören, womit konsequent ihre herausragenden amtlichen Positionen konkretisiert und ihr funktionaler Unterschied zu einem einfachen Boten betont wurde.[17] Diese Ratsmitglieder konnten zwischen dem Stadtrat und ihren mit dem König reisenden Delegierten auch die Rolle eines Vermittlers einnehmen. Nach einem Frankfurter Beispiel aus dem Jahr 1414 wurden sie zum Nach-

Stadtgesandten die ersten Nachrichten über Sigismunds weitere Reiseziele wahrscheinlich durch Kaufleute. DRTA VII, 315, Nr. 205.

13 *Schenk*: Zeremoniell, 248–249.

14 DRTA VII, 309, Nr. 197.

15 *Heinig*: Reichsstädte, 136.

16 *Daldrup*: Zwischen König und Reich, 44–47.

17 In den Quellen der eidgenössischen Städte kommt der Begriff *Gesandte* für eine ins Ausland delegierte Person vor. *Daldrup*: Zwischen König und Reich, 91, 153; *Jucker*: Gesandte, Schreiber, Akten, 81–82.

richtenvermittler, wenn die Gesandten mit dem König über städtische Finanzen wie den Preis der Privilegienbestätigung verhandelten.[18]

Hinweise sind auch über die nur als Briefträger fungierenden Personen zu finden, über den »knecht« oder »reitenden knecht«.[19] Diese Knechte vermittelten die Informationen anscheinend in schriftlicher Form zwischen den in der Stadt gebliebenen Ratsmitgliedern und ihren beim König verweilenden Gesandten.[20] Die Person dieser Knechte ist in den Quellen schwer fassbar, sie wurden nie benannt. Anhand der Hinweise können weder ihre städtische berufliche Funktion noch ihre gesellschaftliche Position identifiziert werden. Vermutlich verügten sie über einen niedrigeren gesellschaftlichen Status.

In der deutschsprachigen spätmittelalterlichen Terminologie lebte auch der lateinische Begriff *nuncius* weiter. Die Fachliteratur hält fest, dass dieser Begriff im zeitgenössischen Wortgebrauch eine ähnlich mehrdeutige Funktion hatte wie *Bote*.[21] Fest steht, dass die Namen dieser als *nuntius* definierten Personen in den deutschsprachigen Quellentexten bekannt, und ihre Aufgaben mit dem Verb *laufen* verbunden sind.[22] Anhand des Kontexts scheinen sie nur Nachrichtenvermittler ohne politischem Verhandlungsmandat gewesen zu sein. Sie vermittelten Informationen nach dem Muster der *Knechte*.

Demzufolge können wir zwei größere Gruppen von Gesandtenreisen unterscheiden. Zur einen gehörten jene Personen, die sich als Boten nur über die Reiseabsichten des Herrschers informierten. In ihrem Fall ging es nur um eine Hin- und Rückfahrt: Wenn sie also den aktuellen Plan kannten, kehrten sie sofort zurück. Hierzu mussten sie oft lange Strecken von 500–600 km überwinden.[23] Als Beispiel ist ein Nachrichtenwechsel zwischen Augsburg

---

[18] In diesem Fall wurden folgende Namen erwähnt: Heinrich der Stadtschreiber (Heinrich von Odernheim), Johann Wiße, Johann von Holzhausen, Hartmud Molner. Molner lieferte den Ratsgesandten das zur Bestätigung erforderliche Geld. DRTA VII, 198, Nr. 141; 311, Nr. 536; *Frankfurts Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376–1519*. I: Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1376–1439 [im Weiteren: FRC]. Hg. Johannes Janssen. Freiburg im Breisgau 1863, 256–257, Nr. 465–466.

[19] In der Schweizer Terminologie des 15. Jahrhunderts wurden die einfachen Nachrichtenvermittler *louffende botten* und auch *Knecht* genannt. *Jucker*: Gesandte, Schreiber, Akten, 82–83.

[20] DRTA VII, 367, Nr. 243; *Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund*. Dritte Abtheilung: 1427–1431 [im Weiteren: DRTA IX]. Hg. Dietrich Kerler. Gotha 1887, 413, Nr. 324; 458, Nr. 366.

[21] *Daldrup*: Zwischen König und Reich, 45–46.

[22] Beispielsweise steht in den Nürnberger Stadtrechnungen von 1418: »item dedimus 1 lb. und 7 sh. haller dem Seitzen Michelfelder nuncio, zu laufen gen Ulm etwaz da zu erfaren als von unsers herren kunigs zukunft wegen […].« DRTA VII, 371, Nr. 249.

[23] Zum Beispiel musste 1430 ein reitender Knecht die Entfernung von etwa 530 km zwischen Nürnberg und Preßburg zurücklegen. DRTA IX, 413, Nr. 324.

und Regensburg aus dem Jahre 1416 bekannt, in dem ein Augsburger Bote zu Sigismund in das von Augsburg etwa 600 km entfernte Nimwegen gereist ist.[24] Bezüglich des Informationsflusses können kaum allgemeine Schlussfolgerungen gezogen werden, denn nur selten ist das Startdatum der Botenreisen zu erfahren, und auch die Ankunft der Boten am Zielort ist in vielen Fällen undatiert. Auch wenn wir Ursprung und Ziel einer Nachricht kennen, berichten uns die Quellen selten über Zwischenrouten und Stationen.

Die Stadtgesandten bildeten eine gesonderte Gruppe. Oft waren die städtischen Ratsherren selbst jene Personen, die mit dem König und den Amtsträgern der Reichskanzlei auch außerhalb Deutschlands in persönlichem Kontakt standen. Sie verhandelten in stadtpolitischen Angelegenheiten und innerhalb der deutschen Gebiete auch über einige Repräsentationszeremonien wie den Krönungsumritt[25] oder Herrscheradventus und sicherten in unterschiedlich großer Zahl das Geleit. Es geht dabei um einen exklusiven, konstant delegierten Kreis städtischer Führungselite, dessen Mitglieder aus der Oberschicht stammten. Diese Position basierte natürlich auf Vertrauen und persönlichen Beziehungen.[26] Es gab Beauftragte, die auch das Vertrauen des Herrschers genossen und wegen ihrer politischen Tätigkeit sowohl den Titel *königlicher Rat* erhalten als auch in die Familie des Königs aufgenommen werden konnten.[27] So kam es vor, dass diese *Ratsboten* auch im Interesse königlicher reichspolitischer Ziele gesandtschaftliche Dienste leisteten.[28]

---

[24] DRTA VII, 310, Nr. 198.

[25] Sigismund bat im Oktober 1414 die städtischen Gesandten, vor seiner Krönung in Heilbronn mit ihm von Heilbronn nach Aachen zu fahren. DRTA VII, 228, Nr. 159.

[26] Aus der Herrschaftszeit Sigismunds müssen insbesondere die Nürnberger Stephan Koler, Peter Volckamer und Sebolt Pfinzing sowie der Frankfurter Walter Schwarzenberg erwähnt werden (Christian *Jörg*: Gesandte als Spezialisten. Zu den Handlungsspielräumen reichsstädtischer Gesandter während des späten Mittelalters. In: Spezialisierung und Professionalisierung. Träger und Foren städtischer Außenpolitik während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hgg. Christian Jörg, Michael Jucker. Wiesbaden 2010, 35–43). Erörterung der mentalitätsgeschichtlichen Aspekte der Begriffe *Vertrauen – Misstrauen* im spätmittelalterlichen eidgenössischen Korrespondenzwesen: *Jucker*: Vertrauen, Symbolik, Reziprozität, 189–213.

[27] Zum Beispiel wurde Sebald Pfinzing 1430 zu Sigismunds Rat ernannt. Peter *Fleischmann*: Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. II: Ratsherren und Ratsgeschlechter. Nürnberg 2008, 789–790; Elsanne *Gilomen-Schenkel*: Henman Offenburg (1379–1459), ein Basler Diplomat im Dienste der Stadt, des Konzils und des Reichs. Basel 1975, 43–45.

[28] Walter von Schwarzenberg wurde von Sigismund beauftragt, bei den Stadträten die Delegation ihrer Abgeordneten zur Wiener Reichsversammlung (1424) zu erreichen. Franz *Kirchgässner*: Walter von Schwarzenberg, ein Frankfurter Gesandter des 15. Jahrhunderts. Marburg 1910, 26–27 [Dissertation].

Beispielsweise kann ab 1413 im Umkreis des Herrschers die Anwesenheit des Nürnberger Ratsmanns Peter Volckamer[29] nachvollzogen werden. Damals war er mit seinem Kollegen Sebald Pfinzing[30] in Chur.[31] Als Sigismund 1414 nach seinem italienischen Zug in Deutschland ankam und in Speyer eine Reichsversammlung einberief, erschienen beide dort im Juli. Dann spielten sie auch in den Nürnberger *Adventus*-Zeremonien des Königspaares eine hervorragende Rolle. Im September 1414 empfingen Volckamer und Pfinzing im 40–45 km von Nürnberg entfernten Ansbach den König, und im Oktober zogen sie nach Neumarkt, ebenfalls etwa 40 km von Nürnberg entfernt, der Königin entgegen.[32] Die Anwesenheit von Volckamer ist auch an der Aachener Krönung nachweisbar.[33] Er erschien mit Pfinzing auch an den Reichsversammlungen in Konstanz (1415, 1417) und Ulm (1418). Er wirkte auch als Befehlshaber des Kriegsheeres beim Zug gegen Herzog Friedrich von Österreich (1417), später auch gegen die Hussiten (1421).[34]

---

[29] Seine Laufbahn im Nürnberger Stadtrat begann 1395. Während der Herrschaft Sigismunds war er älterer Bürgermeister und wurde in das Gremium der sieben Älteren Herren gewählt. 1430 wurde er zu einem der drei Obersten Hauptleute. *Fleischmann*: Rat, 1046.

[30] Der Großkaufmann Sebald I. Pfinzing hatte eine ähnliche Karriere beim Nürnberger Rat durchlaufen wie Volckamer. Er gehörte auch zum Kreis zuverlässiger Förderer der Regierungsmaßnahmen von Sigismund im Reich und wurde als zweiter Oberster Hauptmann der Reichsstadt zum Königlichen Rat ernannt. Kurz danach starb er im Jahr 1431. *Fleischmann*: Rat, 788–790.

[31] DRTA VII, 169–171, Nr. 122–124.

[32] *Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg*. III. Hg. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1864, 347; DRTA VII, 218, Nr. 156. Die Zeremonie der Abholung des Herrschers durch Entgegenziehen nennt man *Occursio*. Die *Occursio* bedeutete, dass eine bestimmte Gruppe der Stadtbevölkerung an einer vorher bestimmten Station den Herrscher empfing und ihn dann von dort in ihre Stadt begleitete (*Schenk*: Zeremoniell, 278). Sigismund zog am 24. September 1414 in Nürnberg ein und blieb dort bis zum 5. Oktober. Barbara erreichte erst am 13. Oktober die Stadt, es ist aber unbekannt, wann sich Barbara in Neumarkt befand (*Drabek*: Reisen, 13; Daniela *Dvořáková*: Barbara von Cilli. Die schwarze Königin (1392–1451). Lebensgeschichte einer ungarischen, römisch-deutschen und böhmischen Königin. Bratislava 2017, 92; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93). Auch in den spätmittelalterlichen königlichen Itinerarien ist es nachweisbar, dass Neumarkt die letzte Reisestation vor Nürnberg war. Sigismund weilte dort am 26. Juli 1422 und reiste noch am selben Tag nach Nürnberg. Friedrich III. nutzte 1471 auch den Reiseweg Regensburg – Neumarkt – Nürnberg. *Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund*. Zweite Abtheilung: 1421–1426 [im Weiteren: DRTA VIII]. Hg. Dietrich Kerler. Gotha 1883, 138, Nr. 129; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 106; *Schenk*: Zeremoniell, 313.

[33] DRTA VII, 251, Nr. 172; 282, Nr. 186; 285–286, Nr. 189; 287, Nr. 191; 348, Nr. 233; 371, Nr. 249; 413–414, Nr. 284.

[34] Er nahm an der Belagerung des Klosters Kladrau (*Kladruby*) Klosters teil. DRTA VII, 420, Nr. 293; *Fleischmann*: Rat, 1046.

In den 1420er Jahren, als Sigismund die meiste Zeit außerhalb der deutschen Gebiete verbrachte, nahm Volckamer an den *ausländischen* Reichsversammlungen – Breslau (*Wrocław*) 1420, Wien 1425, 1426,[35] Preßburg (*Pozsony*, *Bratislava*) 1429[36] – teil. Die Begleiterrolle Volckamers ist aufgrund der königlichen Einreisen nach Deutschland und den dortigen Aufenthalten Sigismunds mehrmals nachweisbar. Im Jahre 1422, als Sigismund aus dem Ungarischen Königreich zur Reichsversammlung nach Nürnberg aufbrach, reiste Peter Volckamer dem König ungefähr 600 km bis nach Raab (*Győr*) entgegen. Von dort begleitete er ihn nachweislich über Wien bis nach Passau. Wir wissen aber nicht, ob Volckamer auf dem ganzen Weg nach Nürnberg in der königlichen Gefolgschaft blieb.[37] Während dieser Reise war seine Hauptaufgabe wahrscheinlich die Sammlung von Informationen: Sigismund war nämlich unterwegs nach Regensburg und wollte mit den Kurfürsten die Verlegung der Reichsversammlung von Nürnberg nach Regensburg aushandeln.[38]

Im Jahr 1430, als Sigismund das nächste Mal wieder auf der Donau-Route nach Nürnberg fuhr, reiste Volckamer zum König nach Straubing, wohin Sigismund eine Reichsversammlung einberufen hatte.[39] Von dort kehrte Volckamer wahrscheinlich nach Nürnberg zurück, weil er laut Stadtrechnungen zusammen mit Stephen Coler aus Nürnberg als Teil der *Adventus*-Zeremonie wieder dem König entgegenritt.[40] Sigismund blieb ungefähr ein halbes Jahr in

---

35 DRTA VIII, 384, Nr. 320, 448; Nr. 380; RI II, 6047. https://regesta-imperii.digitale-sammlungen.de/band/ri11_alt1897 (5. Oktober 2019).

36 DRTA IX, 369, Nr. 288; RI II, 7414.

37 DRTA VIII, 132, Nr. 123. Der Nürnberger Rat wurde über den Passauer Aufenthaltsplan Sigismunds informiert. Es verwundert nicht, dass Sigismund sich auch in diesem Fall für den Landweg entlang der Donau entschied. Nach früheren Plänen dachte man, Sigismund würde am 15. Juli in Passau ankommen. Die Passauer Station ist aber weder im ungarischen noch im deutschen Itinerarium registriert. DRTA VIII, 132, Nr. 122; Pál *Engel* – Norbert *C. Tóth*: Itineraria regum et reginarum (1382–1438). Budapest 2005, 112; Jörg K. *Hoensch*: Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368–1437. München 1996, 304; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 105–106.

38 Ursprünglich hatte Sigismund die Reichsversammlung nach Regensburg geplant. Nachdem er den Termin verschoben hatte, übernahmen die Kurfürsten die Kontrolle über die Einladung, und der Standort wurde nach Nürnberg verschoben. Beide Seiten bestanden auf der selbst ausgewählten Stadt, und in diesem Fall erlitt der König eine Niederlage. Sabina *Wefers*: Das politische System Kaiser Sigmunds. Stuttgart 1989, 93–95.

39 DRAT IX, 458–459, Nr. 366; 468–469, Nr. 377; *Wefers*: Das politische System Kaiser Sigmunds, 169–170.

40 In diesem Fall gibt die betreffende Quelle nicht an, ob und wo Volckamer und Coler Sigismund trafen. DRTA IX, 473. Nr. 379.

Nürnberg, unterbrach aber seinen Aufenthalt zweimal für eine längere Zeit. Einmal fuhr er nach Konstanz (1430–1431)[41] und das zweite Mal über Bamberg nach Eger (*Cheb*, 1431).[42] Volckamer begleitete ihn auf diesen beiden Reisen. Auf der letzten Reise bat Sigismund Volckamer, ihn zu begleiten.[43] Danach wurde er 1432 als Gesandter nach Siena zu Sigismund geschickt. Es war seine letzte Mission, im September starb er dort.[44]

Am Beispiel von Volckamers Lebenslauf ist die hohe Mobilität abzulesen, welche die königlichen Reisen auch von einer deutschen, städtischen Führungselite erfordern konnte. Volckamer war unter den Nürnberger Ratsmitgliedern nicht der Einzige, der sich seit Beginn der Regentschaft Sigismunds mehrmals in seiner Gefolgschaft befand (weitere Ratsmitglieder waren beispielsweise Pfinzing und Coler). Aber nur seine politische Rolle kann in den Quellen regelmäßig nachgewiesen werden.

Die Praxis der Gesandtenreisen

Die Stadtgesandten erschienen im Umkreis des Königs vor allem wegen der Einberufung politischer Versammlungen. Mehrmals bedeuteten diese Missionen für die Delegierten nicht nur direkte Reisen zwischen zwei Städten. Es gab unterschiedliche Gründe für unvorhersehbare Umwege und Zusatzreisen, so zum Beispiel, wenn der König verspätet zu einer Reichsversammlung kam.[45] Solche Verspätungen gab es in Sigismunds Regierungszeit regelmäßig; im Extremfall verzögerte sich die Ankunft des Königs sogar um Monate. Im

---

41 Bis 31. Oktober 1430 ist Sigismunds Aufenthalt in Nürnberg nachweisbar; zwischen 6. und 19. November befand er sich in Ulm, anschließend ungefähr einen Monat in Überlingen (27. 11. – 21. 12. 1430); Weihnachten verbrachte er in Konstanz. Er kehrte erst Anfang Februar nach Nürnberg zurück (*Engel – C. Tóth*: Itineraria, 125–126; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 116). Sigismund brauchte für seine geplante Reise nach Rom Frieden im Reich und aufgrund innenpolitischer Überlegungen plante er die Nürnberger Versammlungen während dieser Rundfahrt ein. *Hoensch*: Kaiser Sigismund, 361–362.

42 Sigismund verließ Nürnberg am 8. Mai 1431 und fuhr über Bamberg (9. – 19. 5.) und Plassenburg (22. 5.) nach Eger (*Engel – C. Tóth*: Itineraria, 126; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 116). In Eger verhandelten Sigismund und die Delegierten des Konzils von Basel erfolglos mit den Hussiten. *Hoensch*: Kaiser Sigismund, 367–368.

43 DRTA IX, 478, Nr. 379; *Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg* 378.

44 *Fleischmann*: Rat, 1046.

45 Sigismund schickte am 16. Juni 1414 die Nachricht aus der norditalienischen Stadt Pontestura nach Deutschland (den Fürsten und Städten), dass er für den 8. Juli eine Reichsversammlung nach Speyer einberuft. Er war aber am 8. Juli noch in Solothurn in der Schweiz, ungefähr 300 km von Speyer entfernt, und erreichte Speyer erst anderthalb Wochen später.

Fall einer Verspätung warteten die Gesandten am politisch wichtigen Ort auf die Ankunft des Herrschers oder, bei einer geringeren Entfernung, reisten dem König entgegen, um ihn zum Versammlungsort zu begleiten. War die Wartezeit auf die Ankunft Sigismunds zu lang, fuhren sie sogar nach Hause, bis der Herrscher tatsächlich in der Stadt ankam. Auf jeden Fall bedeuteten diese zusätzlichen Reisen der Gesandten für ihre eigenen Städte eine weitere finanzielle Belastung. Auch die Stadtrechnungen zeigen, dass nicht nur die Entsendung der Gesandten Geld kostete, die Stadträte mussten auch die Aufrechterhaltung des regelmäßigen Kontaktes mit ihren Gesandten bezahlen.

Aus dem Jahr 1430 ist ein extremes Beispiel für eine Verspätung Sigismunds überliefert. Der Herrscher hätte ursprünglich am 19. März in Nürnberg eintreffen sollen, anhand der Itinerarien ist Sigismunds Anwesenheit in Nürnberg jedoch erst am 13. September feststellbar. Diese bemerkenswert lange Verzögerung hatte die Invasion der Hussiten in Oberungarn und der Kampf gegen sie verursacht.[46] Über Sigismunds Pläne und deren Änderung informieren uns die Straßburger Gesandtenberichte am genauesten. Wie die Tabelle zeigt, erhielten die Gesandten von Straßburg, Hanns Elnhart und Adam Riffe, die in der zweiten März-Hälfte in Ulm eintrafen, die Nachricht, Sigismund sei eben in Tyrnau (*Nagyszombat*, *Trnava*), werde aber bald nach Nürnberg reisen. Als sie das hörten, fuhren sie auch nach Nürnberg. Aber als sie in Nürnberg keine weiteren Nachrichten über Sigismunds Reise erhielten, machten sie sich wieder auf den Weg und wollten den Herrscher irgendwo entlang der Donau treffen. In Passau wurden diese Gesandten aber informiert, dass der Herrscher bald Nürnberg erreichen würde. So reisten sie zum geplanten Versammlungsort zurück, wo ihre Anwesenheit bis zum 19. Mai dokumentiert ist.[47] Das Itinerarium zeigt auch, dass der Herrscher während dieser Zeit wahrscheinlich in Tyrnau blieb. Für die Straßburger Gesandten ist von einer Wartezeit von mehr als einem Monat und einer zusätzlichen Fahrstrecke von rund 400 km auszugehen.

DRTA VII, 194, Nr. 135; 195, Nr. 136; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93.

[46] Deswegen gerieten auch die Besitztümer von Barbara von Cilli in Oberungarn in Gefahr. Nach Ansicht von Amelie Fössel verursachte diese Hussitengefahr auch, dass die Königin 1432 nicht zur Kaiserkrönung nach Rom fahren konnte. Amelie *Fössel*: Die Korrespondenz der Königin Barbara im Ungarischen Staatsarchiv zu Budapest. In: Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen. Hgg. Karel Hruza, Alexandra Kaar. Wien 2012, 245–254, hier 254.

[47] DRTA IX, 416, Nr. 328; 419–421, Nr. 331; 421–422, Nr. 332; 424–425, Nr. 336; 427, Nr. 339.

Termine der Aufenthalte Sigismunds 1430	*Aufenthalte Sigismunds*[48]	*Termine der Gesandtschaftsreisen*	*Aufenthalte der Gesandten*	*Nachrichten über Sigismunds Reisepläne*
14. 3. – 18. 4.	Tyrnau	Zweite März-Hälfte	Ulm – nach vorläufigen Plänen wären sie entlang der Donau Sigismund entgegengereist	In Ulm wurde ihnen mitgeteilt, dass Sigismund bis zum 27. März Nürnberg erreichen würde
		26. 3.	Nürnberg	Keine Nachricht über Sigismund
		30. 3.	Passau	Laut aktuellen Nachrichten sollte Sigismund bald in Nürnberg angekommen sein
		9. 4.	Nürnberg	
19. 4. – 15. 5.	Sempte (*Schintau*)	19. 5.	Bisher warteten sie in Nürnberg	Noch am 14. Mai rechnete man in Nürnberg mit dem baldigen Eintreffen Sigismunds[49]
25. 5. – 2. 6.	Tata (*Totis*)			
15. 8.	Enns			Am 15. August berief Sigismund Fürsten und Stadtgesandten in Straubing ein
17. – 22. 8.	Passau			
25. 8. – 7. 9.	Straubing			
9. – 12. 9.	Regensburg			
13. 9. – 31. 10.	Nürnberg			

Normalerweise folgten die Gesandten dem König auch auf einem längeren Reiseweg, wenn sie ihre eigenen Stadtangelegenheiten erledigen wollten. Ihr vorrangiges Ziel war es, ihre Privilegien vom König bestätigen zu lassen, was

[48] Zur Darstellung der Aufenthaltsorte Sigismunds wurde sowohl das ungarische als auch das deutsche Itinerar genutzt, da es Unterschiede bei den Terminen und Aufenthaltsorten gibt. Für die ungarischen Aufenthaltsorte wurde die ungarische Version verwendet, für die deutschen die deutsche Version. *Engel* – C. *Tóth*: Itineraria, 125; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 115.

[49] DRTA IX, 426, Nr. 337.

aber oft nicht einfach war. Die Gesandten mussten nämlich dem König durch mehrere Städte folgen, bis er auf ihren Wunsch einging. Ein Grund hierfür lag darin, dass die königliche Bestätigung viel Geld kostete, und es ratsam war, in bestimmten Fällen auch weitere (geldwerte) Geschenke für die Ehrung des neu gekrönten Herrschers zu überreichen.[50] Wenn die Delegierten aber nicht genug Geld dabei hatten, mussten sie mit ihren Ratskollegen in Verbindung treten und über eine Geldsendung verhandeln.

Ende Juli 1414 fuhren auf Bitten Sigismunds auch Frankfurter Gesandte nach Speyer.[51] Sie brauchten ungefähr 22.000 Gulden für eine königliche Zustimmung zur betreffenden *Konfirmation* ihrer Privilegien. Anfangs versuchten sie jedoch zusammen mit den Gesandten anderer Städte ihre Ziele ohne eine Zahlung zu erreichen. Deswegen sollten sie sich neben dem Thema der Zahlung auch nach weiteren Instruktionen des Frankfurter Rats erkundigen. Schließlich wurde mit der Kanzlei Sigismunds die Zahlung von 12.000 Gul-

[50] *Hoensch*: Kaiser Sigismund, 186. Im November 1433 benachrichtigten verschiedene Stadtgesandte ihre Stadträte, dass sie für die Bestätigung der Privilegien eine bestimmte Geldsumme zahlen müssen. Nach der Übergabe des Krönungsgeschenkes für den Kaiser musste zum Beispiel der Frankfurter Gesandte Walter von Schwarzenberg noch ungefähr anderthalb Monate einen niedrigeren Preis für die Konfirmation des Privilegs von Frankfurt verhandeln. *Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund*. Vierte Abtheilung: 1431–1433 [im Weiteren: DRTA X]. Hg. Dietrich Kerler. Gotha 1906, 203, Nr. 92–93; 209, Nr. 98; 212–213, Nr. 100; 215–216, Nr. 102–103; Christopher *Folkens*: Städtische Gesandte als Akteure im Spannungsfeld zwischen Reichsstadt, Reich und Königtum. Das Beispiel des Frankfurter Gesandten Walter von Schwarzenberg. In: Kaiser, Reich und Reichsstadt in der Interaktion. III: Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte, Mühlhausen 16. bis 18. Februar 2015. Hgg. Thomas Lau, Helge Wittmann. Petersburg 2016, 181–206, hier 197.

[51] In der zweiten Juli-Hälfte gab es eine Reichsversammlung in Speyer, und Sigismund ordnete »allen andern unsern und des richs fürsten edeln und getruen in den landen« an, zu ihm zu kommen. Dietrich Kerler und Johannes Janssen erwähnten diese Versammlung als *Reichstag* (DRTA VII, 194, Nr. 135; FRC 255, Nr. 460; *Hoensch*: Kaiser Sigismund, 186). Die Problematik des Begriffs *Reichstag* wurde in der deutschen Fachliteratur schon mehrmals erörtert. Es scheint, dass die zeitgenössische Terminologie für die königlichen Versammlungen den Ausdruck *Tag* verwendete; der Begriff *Reichstag* erschien in den Quellen erst ab 1495. Gabriele *Annas*: Hoftag – Gemeiner Tag – Reichstag. Studien zur strukturellen Entwicklung deutscher Reichsversammlungen des späten Mittelalters (1349–1471). I. Göttingen 2004; Julia *Burckhardt*: Vom Hoftag zur Reichsversammlung. Formen, Verfahren und Bedeutung politischer Versammlungen im Mitteleuropa. In: Stand und Perspektiven der Sozial- und Verfassungsgeschichte zum römisch-deutschen Reich. Der Forschungseinfluss Peter Moraws auf die deutsche Mediävistik. Affalterbach 2016, 111–132; *Deutscher Königshof, Hoftag und Reichstag im späteren Mittelalter*. Hg. Peter Moraw. Stuttgart 2002; Peter *Moraw*: Versuch über die Entstehung des Reichstags. In: Politische Ordnungen und soziale Kräfte im alten Reich. Hg. Hermann Weber. Wiesbaden 1980, 1–36.

den vereinbart.[52] Die verfügbaren Angaben belegen, dass die Bestätigung der Privilegien spätestens im September 1414 erfolgte.[53] Aber wir wissen nicht, wo die Gesandten das vom Stadtrat geschickte Geld erreichte. Aufgrund der Stadtrechnungen wurde das Geld jedenfalls am 8. September mit anderen Gesandten und Boten nach Mainz verschickt, als Sigismund entsprechend dem Itinerar nicht mehr in Mainz, sondern schon in Heidelberg war.[54]

Zeiträume der Aufenthalte Sigismunds	*Aufenthaltsorte Sigismunds*[55]	*Termine der Gesandtschafts-reisen*	*Aufenthalte der Gesandten*
19. – 31. 8.	Speyer	um 31. 8.	Die Gesandten fuhren von Frankfurt nach Speyer ab[56]
2. – 3. 8.	Worms		
4. – 9. 8.	Mainz	? – 8./9. 8.	Mainz[57] (nach dem Gesandtenbericht fuhr Sigismund schon am 8. August nach Bingen weiter)[58]
12. 8. – 4. 9.	Koblenz	31. 8. – 1. 9. 2. 9.	Koblenz[59] Rhens (nach dem Gesandtenbericht verweilte auch Sigismund am 2. September in Rhens am Rhein)[60]
?	Mainz?	?	Mainz?[61]
7. – 20. 9.	Heidelberg	?	?

[52] Sie verhandelten mit Probst Johann von Gran (*Esztergom*), dem Reichsvizekanzler (1412–1417), und Johannes Kirchen, Protonotar Sigismunds. FRC 256, Nr. 465; 260, Nr. 471; *Kondor*: The Ginger Fox's Two Crowns, 185; Márta *Kondor*: Magyar király a német trónon. Luxemburgi Zsigmond birodalmi kancelláriája és a királyi tanács (1410–1419). In: „Causa unionis, causa fidei, causa reformationis in capite et membris." Tanulmányok a konstanzi zsinat 600. évfordulója alkalmából. Hgg. Attila Bárány, László Pósán. Debrecen 2014, 83–100, hier 88.

[53] FRC 261–262, Nr. 472; DRTA VII, 198, Nr. 141.

[54] DRTA VII, 198, Nr. 141.

[55] Zur Darstellung der Aufenthaltsorte Sigismunds wurde das von Jörg. K. Hoensch zusammengestellte Itinerar genutzt. *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93.

[56] FRC 256, Nr. 462–463; DRTA VII, 198, Nr. 141.

[57] FRC 256–258, Nr. 465-466.

[58] Bingen erwähnen die Itinerarien Sigismunds nicht als Aufenthaltsort. *Engel* – C. *Tóth*: Itineraria, 97–98; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93.

[59] FRC 260–261, Nr. 471.

[60] FRC 261–262, Nr. 472.

[61] Die Frankfurter Gesandten meinten, Sigismund plane von Rhens nach Mainz zu fahren. FRC 262, Nr. 472.

Nach den Quellen ist es fraglich, ob die Frankfurter den König bereits in Speyer erreichten, denn die Entfernung zwischen Frankfurt und Speyer beträgt ungefähr 100 km. Diese Strecke konnte damals in durchschnittlich zwei bis drei Tagen bewältigt werden.[62] Der erste Gesandtenbericht, der aus dieser Gesandtschaftsphase überliefert ist, stammt aus Mainz.[63]

Anfangs verhandelten Jacob Brun, Conrad Wisse und Gilbrecht Krug mit den Amtsträgern der Kanzlei Sigismunds. Aber ab September ist Krugs Name nicht mehr bei den Unterschriften auf den Gesandtenberichten zu lesen.[64] Sie kommunizierten also mit ihren Ratskollegen in Frankfurt persönlich und durch andere Nachrichtenübermittler. Auch einige dieser Boten und Gesandten können als Ratsmitglieder identifiziert werden, zum Beispiel der Stadtschreiber Heinrich von Gelnhausen, der oberste Richter Peter Bart sowie Johann von Holzhausen und Johann Wisse.[65]

Die Gesandten informierten mehrmals ihren Rat über die Routenpläne Sigismunds. Einerseits teilten sie wegen ihrer eigenen Reisen immer die nächste Station mit, andererseits bestand die Möglichkeit, wegen der rheinischen Reise Sigismunds eventuell auch Frankfurt zu besuchen, was erst während des Koblenzer Aufenthalts des Königs erfolgte.[66] Sigismund war im Sommer 1414 von Basel rheinabwärts auf dem Weg zur Krönung in Aachen und rief eine politische Versammlung in Koblenz ein, erhielt aber dort nicht die erhoffte Unterstützung von den Kurfürsten. Folglich setzte er seine Reise nach Aachen nicht fort, sondern fuhr zurück nach Heidelberg.[67]

---

62 In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts galten 30–40 Kilometer pro Tag als maximale Durchschnittsgeschwindigkeit für Fußgänger und 60 Kilometer pro Tag für berittene Boten (*Hübner*: Im Dienste ihrer Stadt, 198). Den Stadtrechnungen ist nicht zu entnehmen, ob diese Gesandten mit Pferden oder zu Fuß unterwegs waren. DRTA VII, 198, Nr. 141.

63 Die Gesandten sollten in Mainz auf die Ankunft Sigismunds warten, sie kamen also früher als der König in der Stadt an. FRC 256–258, Nr. 465–466.

64 FRC 261, Nr. 471.

65 Ein bestimmter Hartmud Molner wurde mit dem früher erwähnten Geld nach Mainz geschickt, aber aus den Quellen geht nicht hervor, wer Molner war. Es ist möglich, dass ein Ratsmitglied mit der Geldlieferung beauftragt wurde. DRTA VII, 198, Nr. 141; FRC 256, Nr. 465; 272, Nr. 484; 321, Nr. 559.

66 Der Rat Frankfurts erkundigte sich schon am 14. August, ob Sigismund und die Königin planten, auch nach Frankfurt zu kommen. FRC 259, Nr. 468.

67 Nach Meinung des Mainzer Kaufmanns Eberhard Windecke plante Sigismund, ins Königreich Ungarn zurückzureiten, als er von Heidelberg nach Nürnberg fuhr. Windecke – seit Beginn der 1410er Jahren im Dienste Sigismunds – war zu dieser Zeit kein Mitglied der königlichen Gefolgschaft in Deutschland und traf sich erst im Frühling 1415 in Konstanz mit dem König (Renáta *Skorka*: Eberhard Windecke emlékirata Zsigmond királyról és koráról. Budapest 2008, 53; R. *Skorka*: Eberhard Windecke itineráriuma. In: Világtörténet

In den zwei Itinerarien finden sich nur die zwei Aufenthaltsorte Koblenz (12. August – 4. September) und Heidelberg (Juli – 20. September).[68] Aber die Gesandten berichteten über zwei weitere Städte, von denen Rhens (2. September) eine sichere und Mainz eine mögliche Station war. Aufgrund der Berichte weilte Sigismund bei Rhens auf einem Schiff und reiste dann wahrscheinlich rheinaufwärts nach Mainz. Vermutlich mied Sigismund Frankfurt.[69]

Ein besonderes Ereignis dieser gemeinsamen Reise mit dem König war, dass Sigismund im Oktober 1414 vor seiner Krönung in Heilbronn die ihn begleitenden städtischen Gesandten bat, mit ihm von Heilbronn nach Aachen zu fahren.[70] Zu diesen Gesandtenreisen gibt es nur wenig Hinweise. Der Friedberger Gesandte Eigil von Sassen schrieb den detailliertesten Bericht über diese Monate der Krönungsreise.[71] Er hilft, ein vollständigeres Bild davon machen, was es tatsächlich bedeutete, den König zu einem Ziel zu begleiten. Problematisch ist allerdings, dass Eigil die Reisedaten nicht immer eindeutig angab. Auch zeigt der Text wegen der unvollständigen Benennung der Subjekte nicht durchweg und uneingeschränkt klar, in welchen Fällen Eigil wirklich mit dem König reiste. Einige dieser Lücken können mit Hilfe des von Jörg K. Hoensch herausgegebenen deutschen Itinerars gefüllt werden.[72]

---

31 (2009) 34–50, hier 35–36). Jörg K. Hoensch erläuterte, dass Sigismund wirklich enttäuscht war darüber, dass die Kurfürsten – mit Ausnahme des Mainzer Erzbischofs – nicht in Koblenz erschienen waren. Aber wenn Sigismund nach Ungarn zurückgekehrt wäre, hätte er ohne Krönung nicht als Schutzpatron auf dem Konstanzer Konzil auftreten können. Deswegen riskierte er die Krone nicht und bemühte sich in Franken und später wieder im Rheingebiet, die für ihn unvorteilhaften politischen Umstände zu lösen. *Hoensch*: Kaiser Sigismund, 186; Otto *Volk*: Von Grenzen ungestört – auf dem Weg nach Aachen. Die Krönungsfahrten der deutschen Könige im späten Mittelalter. In: Grenzen erkennen, Begrenzungen überwinden. Festschrift für Reinhard Schneider zur Vollendung seines 65. Lebensjahres. Hgg. Wolfgang Haubrichs [u. a.]. Sigmaringen 1999, 263–297, hier 273.

68 *Engel – C. Tóth*: Itineraria, 98; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93.

69 Obwohl die Herbergen für Sigismund und Begleitung schon bestellt waren, konnte Johannes Kirchen, Protonotar Sigismunds, am 2. September den Gesandten nicht sicher sagen, ob Sigismund auch nach Frankfurt fahren würde. FRC 262, Nr. 472. *Kondor*: Magyar király a német trónon, 88. *Kondor*: The Ginger Fox's Two Crowns, 185; Der Friedberger Gesandte Eigel von Sassen schrieb in seinen Aufzeichnungen, dass Sigismund nach der Aachener Krönung auch nach Frankfurt fuhr, wo ihm die Frankfurter huldigten. Die Huldigung gehörte zu den zeremoniellen Elementen des »Erstadventus«. *Eigel's von Sassen Reiseberichte*. Mitgetheilt von Dr. Ludwig Baur. In: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge 12 (1865) 300–306, hier 304; *Schenk*: Zeremoniell, 397, 400.

70 DRTA 7228, Nr. 159.

71 *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 300–306.

72 *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93–94.

Eigil von Sassens Reisedaten (1414)	*Eigils Reisestationen*[73]	*Aufenthaltsdaten Sigismunds (1414)*	*Aufenthaltsorte Sigismunds*[74]	*Ankunftsdatum Barbaras*	*Aufenthaltsorte Barbaras*[75]
5. – 8. 7.	Speyer	7. 7. – 8. 7.	Solothurn		
10. – 11. 7.	Straßburg	13. 7.	Straßburg		
16./17. – 19. 7.	Speyer	19. 7. – 31. 7.	Speyer		
	Keine Information	2. 8. – 4. 9.	Worms – Mainz – Koblenz		
nach dem 14. 9.	Frankfurt – Heidelberg	7. – 20. 9.	Heidelberg		
	Wimpfen – durch Öhringen und Neuenstein – Waldenburg – Halle (Schwäbisch Hall)	20. 9.	Wimpfen – Waldenburg – Schwäbisch-Hall	21. 9.	Wien
	Crailsheim	22. 9.	Crailsheim		
	Ansbach	23. 9.	Ansbach		
	Kl. Heilsbronn – Nürnberg	24. 9.	Kl. Heilsbronn – Nürnberg		

[73] Eigil reiste mit Sigismund von Heidelberg nach Nürnberg. *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 302.

[74] *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93–94.

[75] Die deutschen Ergebnisse über Barbaras Itinerar sind auch für die ungarische Forschung sehr wichtig. Das ältere ungarische Itinerar der Königin kennt nur Nürnberg, Aachen und Konstanz als ihre deutschen Aufenthaltsorte in den Jahren 1414 und 1415 (*Engel* – C. *Tóth*: Itineraria, 172–173). Anhand der deutschen Quellen lässt sich aber ihr Reiseweg nach Aachen detaillierter untersuchen: Wien – Regensburg – Neumarkt – Nürnberg – Frankfurt – Mainz – Walluf – Bingen – Boppard – Koblenz – Andernach – Bonn – Aachen. Hans *Chilian*: Barbara von Cilli. Diss. Borna 1908, 22, Anmerkung 2; DRTA VII, 227, Nr. 159; 243, Nr. 167; *Dvořáková*: Barbara von Cilli, 92–93; *Eberhardus de Neunhaus*: Chronicon Saltzburgense. In: Raimundi Duelli: Miscellaneorum quae ex codicibus mss. collegit liber. II. Augustae Vindelicorum et Graecii 1724, 130–168, hier 131; FRC 265, Nr. 476; 266–267, Nr. 478; *Volk*: Von Grenzen, 274.

	Czenne (Kulmbach) – Wohnsheim (Windsheim) – Rothenburg – Schwäbisch Hall – Heilbronn – Speyer – Oppenheim – Frankfurt–Friedberg	Nach 5. 10. 8. – 11. 10. 11. – 16. 10. 18. – 22. 10.	Kadolzburg – Windsheim – Rothenburg ob der Tauber – Heilbronn – Speyer	13. 10.	Nürnberg
23. 10.	Frankfurt	?	?	24. 10.	Frankfurt
26. 10.	Mainz	?	?	25. 10.	Mainz[76]
	Nicht eindeutig feststellbar		Walluf – Bingen	27. 10.	Walluf – Bingen
	Nicht eindeutig feststellbar	28. 10. – 2. 11.	Boppard – Koblenz – Andernach – Bonn[77]		Mit Sigismund zusammen nach Aachen
2. – 4. 11.	Köln – Jülich – Aachen	2. – 4. 11.	Bonn – Aachen		
11. 11.	Jülich	Bis 12. 11.	Aachen		
12. 11.	Köln[78]	13. – 14. 10.	Lechenich		
17. 11.	Brühl	16. – 19. 12.	Bonn		
19. 11.	Köln	19. – 27. 11.	Köln		
27. 11.	Bonn	?	?		
29. 11.	Remagen	?	?		
30. 11.	Andernach	?	?		

[76] Nach dem Bericht der Frankfurter Gesandten, die sich vom 22.–24. Oktober in Mainz aufhielten, wurde Sigismund am 25. Oktober in Mainz erwartet. Wahrscheinlich vermied der König Mainz und reiste vermutlich der Königin entgegen nach Walluf. Es scheint sicher, dass das Königspaar schon in Bingen zusammen einzog. Nach Hoensch war Sigismund am 25. Oktober in Mainz. *Dvořáková*: Barbara von Cilli, 93; FRC 266–267, Nr. 478–479; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 93; *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 303; *Volk*: Von Grenzen, 274.

[77] Es ist möglich, dass Eigil mit dem königlichen Paar bis Bonn unterwegs war, und sie erst dann unterschiedlichen Routen folgten. *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 303.

[78] Eigil behauptet – im Gegensatz zu den Ergebnissen von Hoensch –, dass der König ein paar Tage später, am 16. November, auch in Köln angekommen sei. Angeblich reisten sie zusammen nach Brühl zum Kölner Erzbischof, dann kehrten sie zusammen nach Köln zurück. *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 304; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 94.

1. 12.	Koblenz	1. – 2. 12.	Andernach		
3. 12.	Lahnstein	?	?		
4. 12.	über Braubach nach Eltville (Eltfeil)	?	?		
5. 12.	Mainz	?	?		
6. 12.	Frankfurt	6. – 7. 12.	Wetzlar		
7. 12.	Friedberg	8. 12.	Friedberg		
	Gelnhausen – Frankfurt – Mainz – Frankfurt – Friedberg	11. – 25. 12.	Gelnhausen – Frankfurt – Mainz – Oppenheim[79] – Stuttgart – Überlingen – Konstanz		
ab 8. 1. 1415	Frankfurt – Konstanz				

Die Friedberger Gesandten begleiteten Sigismund nicht nur nach Aachen. Sie reisten mit dem König von Aachen über Köln nach Andernach und mit einem kleinen Umweg auch nach Friedberg; schließlich erschienen sie kurz nach der Ankunft Sigismunds zu Weihnachten auf dem Konzil von Konstanz. Aus der Tabelle geht hervor, dass es auch Parallelfahrten gab, also der König und die Friedberger Gesandten nicht unbedingt auf derselben Route und zur selben Zeit die erwähnten Städte erreichten. Es konnte vorkommen, dass die Gesandten aus verschiedenen, meist nicht bekannten Gründen in ihre Heimatstadt zurückreisten. Neben der wahrscheinlichen Nachrichtenübermittlung beeilten sich die Friedberger Gesandten beispielsweise Anfang Dezember nach Hause, um die Ankunft Sigismunds in Friedberg vorzubereiten und den König dort zu empfangen.

Alles in allem konnten die Stadtgesandten während der Reisephase Sigismunds sogar einen Monat lang ohne Unterbrechung im königlichen Gefolge bleiben. Bei diesen Gesandtenreisen wurden unterschiedliche Entfernungen überwunden. Im Fall der Friedberger Gesandten betrug zum Beispiel die Wegstrecke Heidelberg – Nürnberg – Speyer etwa 400 km. Anscheinend war

[79] Die von Eigil erwähnte Stadt Oppenheim ist im Itinerar nicht registriert. *Eigel's von Sassen Reiseberichte* 304; *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg 1368–1437*, 94.

dies der längste Weg, den diese Gesandten nachweislich ohne Unterbrechung mit dem Herrscher zurückgelegt hatten.

Zusammenfassung

Die städtischen Briefwechsel und die Gesandtenberichte helfen, die königlichen Reiserouten relativ gut nachzuvollziehen und einige Ergänzungen in den schon vorliegenden Itinerarien vorzunehmen. Anhand dieser Quellentypen können nicht nur die einzelnen Stationen der Herrscherreisen wie in einem Itinerar aufgelistet, sondern auch die verschiedenen Verkehrsverhältnisse und die verkehrsbestimmenden geografischen Faktoren erkundet werden. Dazu gehört auch die Untersuchung der Praxis der königlichen Binnenschifffahrt. Die erwähnte Fahrt stromaufwärts ist ein spannendes Thema. Frühere Forschungen haben auch für das Mittelalter Leinpfade an bestimmten Strecken der deutschen Flüsse nachgewiesen.[80] Aber die mittelalterlichen Texte und Urkunden enthalten nur wenige konkrete Beispiele über die königliche Schifffahrt.

Die Untersuchung von Herrscherreisen wirft auch die interessante Frage auf, nach welchem System sich der Herrscher mit seinem Gefolge bewegte, also wie man sich die Bewegung von Hunderten von Personen[81] vorzustellen habe. Das königliche Gefolge ist jedenfalls als eine Einheit von Mitgliedern, die zusammen auf der Reise waren, zu betrachten, während auch Parallelfahrten einzelner Personen und Personengruppen analysiert werden müssen.

---

[80] Am Rhein: Detlev *Ellmers*: Techniken und Organisationsformen zur Nutzung der Binnenwasserstraßen im hohen und späten Mittelalter. In: Straßen- und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter. Hg. Rainer Christoph Schwinges. Ostfildern 2007, 161–183, hier 165; am Main: Lukas *Werther* – Andreas *Wunschel*: Die Binnenschifffahrt auf dem Main im frühen und hohen Mittelalter. In: Frühe Maingeschichte. Archäologie am Fluss. Berlin 2017, 227–240, hier 228, 230; an der Donau: László *Gálffy*: Dunai társadalmak. Változások a városi folyamtérben Bécs és Buda között (13. század vége – 15. század közepe). In: Víz és társadalom Magyarországon a középkortól a XX. század végéig. Hg. Gergely Krisztián Horváth. Budapest 2014, 111–154, hier 142; Franz *Pfeffer*: Die Linzer Fernstraßen. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1953, 515–620, hier 562–563.

[81] Zahlenmäßige Daten aus der Regierungszeit Sigismunds liegen nur für seine westeuropäische Reise (Spanien – Frankreich – England) und die Fahrt nach Rom vor. Sein Gefolge könnte laut der ungarischen Reiseliteratur aus ungefähr 1.000 – 1.500 Personen bestanden haben. Antal *Áldásy*: Zsigmond király és Spanyolország. Budapest 1927, 53–54; Attila *Bárány*: Zsigmond király 1416-os angliai kísérete. In: Aetas 19 (2004) 3–4, 5–30, hier 5; Enikő *Csukovits*: Egy nagy utazás résztvevői. Zsigmond király római kísérete. In: Tanulmányok Borsa Iván tiszteletére. Hg. E. Csukovits. Budapest 1998, 11–36, hier 18; Péter E. *Kovács*: Zsigmond király Sienában. Budapest 2014, 37–38;

Teréz Oborni, Budapest

Frater Georg und die Besetzung von Ofen (*Buda*) durch die Osmanen 1541

Frater Georg (1482–1551)[1] war eine der bestimmenden und einflussreichsten Figuren der ungarischen Geschichte nach der Niederlage bei Mohatsch (*Mohács*) 1526. Er wurde von nicht wenigen Zeitgenossen als *monachus diabolus*, als Teufelsmönch, bezeichnet. General Giovanni Battista Castaldo (1493–1563), der italienische Feldherr, der auf Befehl von Kaiser Ferdinand I. von Habsburg die Ermordung des Kirchenfürsten angeordnet hatte, berichtete von dessen unergründlicher, rätselhafter Persönlichkeit wie folgt: »[…] Nicht einmal ein tieferer Verstand als jener des Menschen reicht aus, um Natur und Charakter dieses Mannes zu erkunden. Er lacht und weint im selben Augenblick, verspricht und leugnet, offenbart heilige Absichten und teuflische Taten […]. Ich habe das Gefühl, dass er meine Gedanken liest, denn im selben Augenblick, wo ich eher der Meinung bin, dass ich nichts gegen ihn habe, richtet er die Sache im Dienste Eurer Majestät so, dass mein Verstand versagt […].«[2] Der von General Castaldo so charakterisierte, in undurchschaubare Machenschaften verwickelte Paulinermönch diente dem Ungarnkönig Johannes I. Szapolyai wie eine graue Eminenz und erwarb dabei enorme Macht.

Frater Georgs steile Karriere war allerdings nicht ohne ihresgleichen. Damals lebten auch an anderen Herrscherhöfen Personen mit vergleichbarer Laufbahn. Man denke nur an den nahezu allmächtigen Großwesir Ibrahim (1493–1536) Sultan Süleymans oder an Mercurino Arborio Gattinara (1465–1530), den Großkanzler des deutsch-römischen Kaisers Karl V. Ihr Einfluss

---

[1] Ursprünglich *Utiesenovic* beziehungsweise *Martinuzzi*, auch als *Bruder Georg* bekannt. Im vorliegenden Beitrag wird durchgehend der Name *Frater Georg* benutzt.

[2] General Castaldo an Ferdinand I. Lippa (*Lipova*), 30. November 1551. In: Georgius *Pray*: Epistolae procerum Regni Hungariae. II. Pest 1806, 314–315 (Pray schrieb den Brief irrtümlicherweise Sforza Pallavicini zu). Brief zitiert auch von Gábor *Barta*: Vajon kié az ország? Budapest 1988, 109–110.

und politisches Gewicht wird dem Bruder Georgs ähnlich gewesen sein. Im Königreich England spielte Kardinal Sir Thomas Wolsey (1473–1530) eine ähnliche Rolle neben dem Herrscher Heinrich VIII. Hier soll auch die *rote Eminenz* des französischen Hofes, Kardinal und Staatsminister Armand Jean du Plessis de Richelieu (1585–1642) erwähnt werden, oder aus späterer Zeit der geheimnisvolle russische Mönch Rasputin (1869–1916), der zu Beginn des 20. Jahrhunderts über die Zarenfamilie einen immensen Einfluss auf das ganze Reich ausübte, bis eine Gruppe von Verschwörern seinen politischen Aktionen ein Ende setzte.

Ungarische Historiker wandten sich in den vergangenen Jahrhunderten oft der Figur Frater Georgs zu, dessen ereignisreicher Lebensweg auch in der Belletristik bearbeitet wurde. Über Géza Gárdonyis vielgelesenen Roman „Die Sterne von Eger" (*Egri csillagok*) hinaus stellte ihm Mór Jókai in einem eigenen Roman mit dem Titel „Frater Georg" (*Fráter György*) ein Denkmal, wobei der Autor neben einschlägigen Beiträgen ungarischer Historiker auch auf Antoine Béchets 1715 in Paris herausgegebenes, dem Fürsten Ferenc II. Rákóczi gewidmetes Werk „Histoire du ministere du Cardinal Martinusius" zurückgriff.[3] Es ist ein Zeichen des Interesses an Frater Georgs Person, dass in die Galerie des Schlosses Beauregard an der Loire, in der insgesamt 327 Porträts von Staatsmännern, Politikern und führenden Klerikern, die die Geschichte Europas vom 14. bis ins 17. Jahrhundert bestimmten, ausgestellt sind, auch ein Gemälde des Bischofs von Großwardein (*Várad*, *Oradea*) aufgenommen wurde.[4] Die ungarische katholische, hier insbesondere die klösterliche Geschichtsschreibung, reiht Frater Georg heute noch unter den großen katholischen Staatsmännern ein.

Frater Georgs Lebensgeschichte wurde im 19. Jahrhundert von Mihály Horváth am ausführlichsten beschrieben. Die ungarische Sprache dieses Werkes gilt jedoch heute als schwer verständlich, und Horváths Aussagen wurden von der Geschichtsforschung an vielen Stellen überholt.[5] Die jüngste, außer-

---

[3] János *Hankiss*: Fráter György francia életírója. In: Történeti Szemle 13 (1928) 1–4, 79–112.

[4] In der Galerie gibt es insgesamt sechs Porträts mit ungarischem Bezug: Johannes und Mathias I. Hunyadi, Stephan Báthory, Gabriel Bethlen, Dichter und Feldherr Nikolaus Zrínyi sowie Frater Georg. http://www.beauregard-loire.com/index.php/en/ (3. März 2020).

[5] Aus der Literatur zur Person Frater Georgs: *Barta*: Vajon kié az ország; Antoine *Béchet*: Histoire du ministere du Cardinal Martinusius. Paris 1715; Mihály *Horváth*: Utyeszenich Fráter György (Martinuzzi bíbornok) élete. In: Horváth Mihály kisebb történelmi munkái. Pest 1868, 1–427; Teréz *Oborni*: Az ördöngös Barát. Fráter György (1482–1551). Pécs/Budapest 2017; Adriano *Papo* – Gizella *Nemeth Papo*: Frate Giorgio Martinuzzi. Cardinale, soldato e statista dalmata agli arbori del Principato di Transilvania. Canterano 2017; Ognjeslav

ordentlich gründliche und brillante Analyse in ungarischer Sprache stammt von Gábor Barta. Der Autor beschreibt darin das Leben des Fraters, die Beweggründe seiner Taten und den Hintergrund seiner politischen Schachzüge anhand der Ermittlungsprotokolle, die nach der Ermordung des Kardinals von den Untersuchungsbeauftragten des Heiligen Stuhls aufgesetzt wurden. Die ungarischen kirchlichen und weltlichen Nobilitäten beantworteten in den Jahren 1552–1554 die von den Ermittlern der päpstlichen Kurie formulierten Fragepunkte zum Leben des Fraters. Die auf diese Weise zusammengestellten Protokolle werden heute, zu einem einzigen Sammelband zusammengeheftet, im Vatikanischen Geheimarchiv aufbewahrt.[6] Der 295 Folios umfassende, aus kleineren Heften zusammengefügte Band enthält über die Zeugenaussagen hinaus auch Frater Georgs Briefe an türkische Würdenträger und einflussreiche ungarische Politiker, die die Anwälte (Prokuratoren) Ferdinands I. der kirchlichen Ermittlungsbehörde als Beweise vorgelegt haben. Das gesamte Prozessmaterial ist eine einzigartige Quelle für die ungarische Geschichte der Zeit: Die Zeugenaussagen führen uns anschaulich vor Augen, wie die Akteure der Epoche unbeteiligt oder eben voller Empörung über den Fall von Ofen und hauptsächlich den machtbesessenen Frater erzählen, den keiner wirklich aus der Nähe kannte. Zur Beurteilung von Frater Georg machte Gábor Barta allerdings darauf aufmerksam, dass die Fragen der Untersuchungsbeauftragten tendenziös zusammengestellt worden waren, zumal die Ermittlungen zwar unausgesprochen, aber hauptsächlich darauf hinausliefen, Frater Georgs Schuld nachzuweisen, damit der römische und ungarische König Ferdinand I. durch den Heiligen Stuhl letztendlich vom Vorwurf des Mordes an dem

Utiešenović: Lebensgeschichte des Cardinals Georg Utiešenović genannt Martinusius. Wien 1881.

6 *Processus consistorialis super violenta morte Georgii ord. Varadiensis*. Archivio Segreto Vaticano, Archivum Arcis Armaria I–XVIII, N. 1711. Der komplette Band liegt im Budapester Landesarchiv des Ungarischen Nationalarchivs (*Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára*) auf Mikrofilm unter W 37214 vor. Zahlreiche Kopien, die zumeist nur Auszüge enthalten, werden in der Handschriftensammlung der ungarischen Széchényi Nationalbibliothek aufbewahrt, so (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): *Processus circa necem Fratris Georgii monachi iussu Ferdinandi I^mi uti praetenditur factam, cum litteris variis ad diversos reges et episcopos ac clerum*. Országos Széchényi Könyvtár, Budapest. Kézirattár [im Weiteren: OSZK Kt.]. Fol. Lat. 4397); *Processus de morte violenta […] fratris condam Georgii, episcopi Varadiensis, item reginae Isabellae, principis Joannis Sigismundi tutoris […] facta in arce propria Al-Vintzensi, anno MDLIII*. Ebenda, Fol. Lat. 3171. Weitere einschlägige Schriftenkonvolute in der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek der Eötvös-Loránd-Universität zu Budapest: *Res gestae in Transylvania annis MDLI et II ubi de morte Georgii Martinusii Cardinalis, auctore Italo coevo*. 1551–1552, 1551–1558. Collectio Prayana.

Kardinal freigesprochen wurde. Dies war aus politischen Gründen nötig, selbst wenn die Vernehmungskommissare im Übrigen korrekt und ehrlich vorgingen.[7]

Von den insgesamt etwa sechshundert Seiten umfassenden Prozessdokumenten wurden in späteren Jahrhunderten meistens nur Abschriften der Zeugenprotokolle angefertigt, die in ungarischen öffentlichen Sammlungen in zahlreichen Varianten vorzufinden sind. Bruder Georgs Lebensweg zeichneten zuletzt Adriano Papo und Gizella Nemeth Papo in einem gründlichen, in italienischer Sprache verfassten Buch aufgrund einer Vielzahl von Quellenbelegen nach.[8] In den vergangenen Jahrzehnten erschienen zum Thema kürzere Beiträge und sogar ein Buch aus der Feder des kroatischen Historikers Ante Sekulić.[9] Dessen Interesse am Thema ist nicht zufällig: Im kroatischen öffentlichen Denken zählen Frater Georg ebenso wie Miklós Zrínyi/Nikola Šubić Zrinski, Miklós Jurisics/Nikola Jurišić oder die Familie Draskovics zu den großen Persönlichkeiten der kroatischen Geschichte.

Die politische Laufbahn des Paulinermönches Frater Georg umfasste kaum zwei Jahrzehnte, trotzdem stellten diese zwanzig Jahre die vielleicht stürmischste Zeit des Ungarischen Königreichs dar. *Der Frater* – wie er von den Zeitgenossen oft genannt wurde – stieg in den 1540er Jahren zu einem der einflussreichsten Politiker des Ungarischen Königreichs auf; im östlichen Teil des Landes galt er als der einflussreichste Staatsmann schlechthin. Als Berater von König Johannes I. Szapolyai, später von dessen Witwe Isabella Jagiello sowie deren Sohn, dem gewählten König Johannes Sigismund II. Szapolyai, bekleidete Frater Georg die höchsten Ämter in Ungarn. Er agierte zunächst als wichtigster Vertrauter, später als Berater und Schatzmeister von König Johannes (1534–), als Bischof von Großwardein und als ewiger Obergespan des Komitats Bihar (1534–). Nach dem Tode von König Johannes behielt er seine Positionen im östlichen Landesteil und wurde außerdem Stellvertreter von Ferdinand, später von Isabella (1541/1542–), Oberrichter (1544–), schließlich aus Ferdinands Gnaden Woiwode Siebenbürgens, 1551 Erzbischof von Gran (*Esztergom*). Zwei Monate vor seinem Tod gelang es ihm sogar, den Kardinaltitel zu erwerben. In einem langen und abenteuerlichen

---

7 Zur Untersuchung: Kenneth M. *Setton*: The Papacy and the Levant (1204–1571). III: The Sixteenth Century to the Reign of Julius III. Philadelphia 1984, 577; *Utiešenović*: Lebensgeschichte, 145–154; Ebenda, Urkundenbuch, Nr. XV–XVII.

8 *Papo – Nemeth Papo*: Frate Giorgio Martinuzzi.

9 Ante *Sekulić*: Juraj Utišinović Martinušević 1582–1551. Jastrebarsko 1996; A. *Sekulić*: Brat Juraj Utišinović graditelj povijesti. In: Zalai Múzeum 7 (1997) 11–18.

Leben stieg er aus niedrigem Stande zum Machthaber auf, der Entscheidungen über das Schicksal des Landes traf.

Zahlreiche Zeitgenossen äußerten sich zu Frater Georgs Persönlichkeit, Charakter und Taten. Hier sollen zunächst zwei Historiografen zu Wort kommen. Ferenc Forgách (1530? –1577) beschrieb ihn in einem in der ersten Hälfte der 1570er Jahre verfassten Werk als habgierig, ehrgeizig und machthaberisch. Er meinte, Frater Georg »hatte so viel Macht als Gouverneur, dass ihm zum höchsten Rang und oberster Würde allein der Königstitel fehlte«.[10] Forgách zufolge besaß Frater Georg so viel Einfluss und charismatische Kraft, »dass man sich davor schrecklich fürchtete, und dass diese sogar bei Menschen verhasst waren, für die sie Nutzen brachten«.[11] In der maßgebenden Monografie von Farkas Bethlen (1639–1679) zur Geschichte Siebenbürgens erscheint der Frater an vielen Stellen schon in günstigerem Licht: »[…] er gewann die Sympathie der Massen, so dass weit und breit jeder nur von ihm redete, überall hieß es über ihn, niemand kümmere sich mehr um das Wohl des Landes, kein zweiter könne die Einkünfte aus den Gold-, Silber- und Salzbergwerken verpachten, kein anderer erfinde so einfallsreiche Methoden zum Gelderwerb, niemand sonst setze seine Pläne klüger um als er, kein anderer sei eifriger darum bemüht gewesen, die Position des verstorbenen Königs Johannes zu festigen. Kein zweiter sei imstande, Siebenbürgen inmitten aller Stürme mit bewundernswerter Bedachtsamkeit heil und unversehrt zu erhalten; er hält seinen strengen Blick auf Siebenbürgen gerichtet, ähnlich wie Atlas das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trägt.«[12] Man könnte noch lange verschiedene Quellen pro und contra zitieren, aber als Einführung reicht wohl so viel, um die leidenschaftliche Diskussion um Frater Georgs Person und historische Rolle nachzuvollziehen.

* * *

Frater Georg spielte, wie zahlreiche Quellen belegen, unbestreitbar eine Schlüsselrolle dabei, dass Ofen in osmanische Hände fiel. Er war neben Bálint Török in jener Zeit der führende Politiker an der Seite von König Johannes.

---

[10] Ferenc *Forgách:* Martinuzzi és Izabella históriája. In: Tündérország 1541–1571. Hg. László Makkai. Budapest 1941, 79–115, hier 81. Vgl. Gábor *Almási*: Variációk az értelmiségi útkeresés témájára a 16. században: Forgách Ferenc és társai. In: Századok 140 (2006) 1405–1440.

[11] *Forgách:* Martinuzzi és Izabella históriája, 94.

[12] Wolffgangi de *Bethlen:* Historia de Rebus Transsylvanicis. I. Cibinii 1782, 422–423.

Neben der 1540 verwitweten Königin Isabella konzentrierte sich so viel Macht in seiner Hand, dass er seine Entscheidungen nicht nur einmal sogar gewaltsam durchsetzen konnte. Er beeinflusste das Schicksal des von den Szapolyais beherrschten Landesteils und damit sogar ganz Ungarns nicht nur in dem der Besetzung Ofens unmittelbar vorausgehenden Jahr und während der Belagerung, sondern auch während des darauffolgenden Jahrzehnts intensiv. Dies war auch den Zeit- und Schicksalsgenossen, die das tragische und erschütternde Drama der Besetzung Ofens nicht verarbeiten konnten, bekannt, so dass sie den unglaublich mächtig gewordenen und verhassten Frater in ihren Memoiren in keiner Weise schonten: Sie gaben beinahe ihm allein die Schuld am Fall der Burg und der Stadt und riefen ihn sogar zum Sündenbock aus.

Die Frage, ob die Einnahme Ofens 1541 und die Errichtung des Wilajets Ofen einen Teil der auf Jahre oder Jahrzehnte voraus ausgearbeiteten Pläne Sultan Süleymans darstellten oder der Sultan unter dem Vorwand der nach dem Tode des Königs eintretenden Situation – Angriff Ferdinands I. auf Ofen – lediglich eine Ad-hoc-Entscheidung traf, wird im Rahmen osmanistischer Forschungen untersucht.[13] Fest steht allerdings, dass den konkreten Grund und den geeigneten Anlass zum Eingriff des Sultans, selbst wenn die Einrichtung eines Wilajets mit dem Sitz Ofen bereits geplant war, eindeutig die inneren Kämpfe lieferten, die sich nach dem Tode von König Johannes entfalteten. Tatsache ist ebenfalls Frater Georgs nicht geringe Verantwortung für die Ereignisse um Ofen, die auch ihm selbst bewusst war; es dürfte kein Zufall sein, dass sich der Frater einmal – wie Pál Bornemiszas Memoiren belegen – wie

[13] Vgl. etwa: Gábor *Ágoston*: Information, Ideology and Limits of Imperial Policy. Ottoman Grand Strategy in the Context of Ottoman-Habsburg Rivalry. In: The Early Modern Ottomans: Remapping the Empire. Eds. Virginia H. Aksan, Daniel Goffman. Cambridge/New York 2007, 75–103; G. *Ágoston*: Mohács és Szulejmán szultán magyarországi hadjáratai. In: Művészet és mesterség. Tisztelgő kötet R. Várkonyi Ágnes emlékére. Hg. Horn Ildikó [u. a.]. Budapest 2016, 59–73; Gustav *Bayerle*: Formation of the Habsburg-Ottoman Frontier in the Danubian region. Buda 1541. In: Hungarian Studies 14 (2000) 2, 163–170; Pál *Fodor*: Magyarország és a török hódítás. Budapest 1991; P. *Fodor*: A terjeszkedés ideológiái az Oszmán Birodalomban. In: Ders.: A szultán és az aranyalma. Tanulmányok az oszmán-török történelemből. Budapest 2001, 170–178, hier 175–178; P. *Fodor*: The Unbearable Weight of Empire. The Ottomans in Central Europe. A Failed Attempt at Universal Monarchy (1390–1566). Budapest 2015, 97–102; József *Lele*: Szempontok Szülejmán szultán 1541. évi magyarországi döntéseihez. In: Kelet és Nyugat között. Tanulmányok Kristó Gyula tiszteletére. Hg. László Koszta. Szeged 1995, 337–349; Josef *Matuz*: Der Verzicht Süleymans des Prächtigen auf die Annexion Ungarns. In: Ungarn-Jahrbuch 6 (1974/1975) 38–46; *Török történetírók*. I–II. Hg. József Thúry. Budapest 1893, 1896.

folgt zu der Angelegenheit äußerte: »Mit meinen Taten habe ich bisher keinen Fehler begangen, vielleicht bis auf Ofens Übergabe in osmanische Hand, aber der Grund dafür lag nicht allein bei mir.«[14]

Wer hat das osmanische Heer ins Land gerufen?

Landesrichter (*judex curiae regiae*) und späterer Palatin Tamás Nádasdy sagte während der Ermittlungen aus, dass Frater Georg die Ursache für den Niedergang Ungarns gewesen sei.[15] Mit dieser Äußerung brachte er die damals in der landesweiten öffentlichen Meinung am meisten verbreitete Ansicht zum Ausdruck. In den nach dem Tode Frater Georgs aufgezeichneten Zeugenaussagen gaben die meisten kirchlichen und weltlichen Herrschaften, Kleinadligen und Bürger dem Frater die Schuld am Einzug der Osmanen und an all den Nöten, die Ungarn anschließend heimsuchten. Es hat sich landesweit herumgesprochen, dass der Fall Ofens dem Frater zuzuschreiben war, weil dieser die Türken nach Ungarn gerufen habe und nicht bereit gewesen sei, die Herrschaft über die Burg und die Hauptstadt an Ferdinand abzutreten, der – wie es allgemein angenommen wurde – Ofen und ganz Ungarn vor den Osmanen hätte retten wollen und können.

Zur Ereigniskette, die letztendlich zum Fall Ofens führte, stellt sich zuallererst die Frage, wer den Sultan und dessen Heer ins Land gerufen hatte beziehungsweise ob ein solcher *Ruf* überhaupt nötig war. Der Ausgangspunkt zur Beantwortung der Frage ist der Tod von König Johannes. Aus einem Brief Frater Georgs an den polnischen König Sigismund I. vom 23. Juli 1540 erfährt man, dass König Johannes am Vortag, den 22. Juli, gestorben war.[16] Szapolyais Anhänger dürften die ihnen bevorstehenden Schwierigkeiten bereits vor dem Todesfall erkannt und begriffen haben, hieß es doch im Testament des Königs, seine Oberen sollen das Land für seinen neugeborenen Sohn bewahren und nicht an Ferdinand I. von Habsburg übergeben. Zum Testamentsvollstrecker wurde Frater Georg als Ratsoberer bestimmt, der mit Einverständnis der

---

[14] »Ego hactenus in actionibus meis non erravi, nisi in hac deditione Budae ad manus Turcae, sed non omnino ego solus fui in causa.« Pál Bornemiszas Aussage. Graz, 18. März 1553. In: Augustinus *Theiner*: Vetera Monumenta Slavorum Meridionalem historiam illustrantia. II. Zagabria 1875, 38.

[15] Tamás Nádasdys Aussage. Ödenburg (*Sopron*), 18. Mai 1553. In: *Theiner*: Vetera, 41.

[16] Frater Georg an den polnischen König Sigismund I. Mühlbach *(Szászsebes*, *Sebeșul Săsesc*), 23. Juli 1541. In: *A lengyel királyi kancellária Libri Legationum sorozatának magyar vonatkozású iratai*. II: 1526–1541. Hg. Péter Tóth. Miskolc 2003, 298.

Hochadligen Oberkanzler István Werbőczy und János Eszéky, Bischof zu Fünfkirchen (*Pécs*) sofort nach Konstantinopel entsandte. Die Szapolyai-treuen Hochadligen wussten sehr wohl, dass der letzte Wille ihres Königs – der dem Frieden von Großwardein 1538 und den darauf basierenden Ansprüchen Ferdinands zuwiderlief –, nur mit der Zustimmung des Sultans erfüllt werden konnte. Ihr primäres Interesse bestand somit darin, die Zustimmung des Sultans zum Regieren durch den Königssohn mit den gleichen Bedingungen zu erwerben, wie diese für den Vater gegolten hatten.

Die Delegation hatte – nach der Aufzeichnung des Chronisten Miklós Istvánffy – die Aufgabe, dem Sultan auszurichten, dass König Johannes seine Witwe, seinen verwaisten Sohn und das ganze Land in seiner letztwilligen Verfügung der Obhut des Sultans anvertraut beziehungsweise ihnen aufgetragen hatte, den Sultan um Hilfe zu bitten, falls Ferdinand die Familie um ihre Erbschaft bringen wollte.[17] Istvánffys Gedächtnis dürfte allerdings in diesem Fall nicht maßgebend sein, denn es hat sehr stark den Anschein, dass der verdiente Chronist das von ihm angenommene Ziel der Delegation schon in Kenntnis der späteren Ereignisse aufgezeichnet hat. Die noch vorhandenen Dokumente belegen es nämlich nicht, dass die Szapolyai-treuen Ratsherren durch die Delegation um eine Hilfeleistung oder gar um einen bewaffneten Eingriff des Sultans ersuchten. Nach Zeugnis des bereits erwähnten Briefes von Frater Georg an König Sigismund bestand das Ziel der Delegation darin, Ofen als Haupt- und Residenzstadt Ungarns – entsprechend König dem letzten Willen von Johannes – sowohl vor den Osmanen als auch dem deutschen Reichsheer zu beschützen und für den Sohn des Königs zu bewahren. Die Stände entsandten also Gesandte an die Pforte, um die Genehmigung des Sultans zur Thronnachfolge des Königssohnes zu beantragen.[18] Frater Georg ersuchte den polnischen König in diesem Brief auch darum, sofort Gesandte nach Konstantinopel zu entsenden und dort die Angelegenheit in Zusammenarbeit mit den Franzosen zu unterstützen beziehungsweise beim deutsch-

---

17 *Istvánffy Miklós magyarok dolgairól írt históriája Tállyay Pál XVII. századi fordításában*. I/1. Hg. Péter Benits. Budapest 2001, 38.

18 »Et quoniam Buda, quae regni caput ac sedes est […] operam dabimus, ut salva tam a Turcis, quam Germanis posteris domini nostri clementissimi conserventur. Pro qua re misimus ad excellentissimum imperatorem Turcarum communi omnium ordinum consensu et voto spectabilem et magnificum dominum Stephanum de Werbewcz summum et secretarium domini nostri clementissimi et regni Hungariae cancellarium, tum reverendissimum dominum Joannem Ezeki episcopum Quinque Ecclesiarum a summis domini nostri clementissimi consiliis, per quos de successione regni filio domini nostri clementissimi totis viribus nornine Hungarico agimus, qui iam profecti sunt.« In: *A lengyel királyi kancellária* 299.

römischen Kaiser durchzusetzen, dass Ferdinand sich eines militärischen Eingriffs enthalten sollte, denn ein solcher würde den Osmanen zu einem Angriff gegen Ungarn Anlass geben. Die Gesandten berichteten in ihrem Brief aus Konstantinopel vom 17. Oktober 1540, dass sie erfolgreich gewesen wären: Auf ihre Anträge hätten sie die gewünschte Antwort erhalten, dass der Sultan das Kind auf dem Thron seines Vaters und in dessen Rechtsbefugnis innerhalb der Grenzen Ungarns und Siebenbürgens bestätigt habe.[19]

Für die Hohe Pforte bedurfte es wahrscheinlich nicht der durch die ungarischen Gesandten überbrachten Botschaft, um vom Tode des ungarischen Königs Kenntnis zu erlangen. Aus den Aufzeichnungen des türkischen Chronisten Bostan Çelebi weiß man, dass die Nachricht vom Tode des Königs an der Pforte des Sultans bereits durch Mitteilungen der entlang der Grenzen ansässigen Begs bekannt war, und man wusste auch, dass der römische König ein Heer gegen Ungarn in Marsch setzen wollte. Der Sultan schickte also – heißt es in den Aufzeichnungen des Chronisten – unverzüglich einen Gesandten zur Königin, um zu verdeutlichen, dass er sich ihrer und ihres Kindes annehmen wollte; gleichzeitig beorderte er auch Soldaten zu ihrem Schutz: Die Pforte bestellte »von den mit Tapferkeit und Mut gesegneten Begs der Grenzgebiete zehn tüchtige Begs mit Spahis und anderem Militär zum Schutze der Insassen der Burg Budun [*Buda*]«.[20]

Mit Bezugnahme auf Bostan Çelebi nahmen es die Autoren mancher späteren geschichtswissenschaftlichen Werke als nachgewiesen an, dass die soeben zitierte Eszéky–Werbőczy-Delegation den Sultan ausdrücklich auch um einen militärischen Eingriff gebeten habe. Aber bei Çelebi findet sich kein Hinweis darauf, der Chronist setzte seine Beschreibung nämlich folgenderweise fort: »Von dem Sohn des verstorbenen Königs Johannes traf inzwischen ein vornehmer Gesandter an dem als Asyl der Welt dienenden Hofe ein, der neben Edelsteinen, wertvollen Textilien und verschiedenen Geschenken 30.000 geprägte Goldmünzen und zwei Zentner reines Silber als Geschenk mitbrachte. Nachdem sein Geschenk und sein Brief unter Mitwirkung der

[19] »[…] de omnibus nostris negotiis nostris optatam a potentissimo Caesare habuisse relationem, hoc est natum felicis memoriae domini nostri clementissimi, in solio paterno cum tota jurisdictione, et omnibus terminis Ungariae et Transylvaniae per eius majestatem relictum esse […].« János Eszéky und István Werbőczy. Konstantinopel, 17. Oktober 1540. In: *Pray*: Epistolae procerum, 87–88.

[20] *Török történetírók* II, 100. Der türkische Chronist Bostan Çelebi wurde in der Geschichtsschreibung bis 1955 als *Ferdi* bezeichnet. Zu seiner Neubewertung: Hüseyin Gazi *Yurdaydın*: Bostan'ın Süleymân-nâmesi (Ferdî'ye Atfedilen Eser). In: Belleten 19 (1955) 74, 137–202. Freundliche Mitteilung von Gábor Ágoston.

Wesire zum Padischah gelangt waren, wurde der erwähnte Gesandte zum Handkuss vorgelassen. Ungarn wurde gegen Steuerzahlung an den Sohn von König Johannes vergeben«[21] – worüber dem Jungen auch eine Urkunde mitgeschickt wurde. Daraus geht hervor, dass die Gesandten von dem Sultan das *Land* – das heißt, seine Genehmigung zum Regieren im Land – für den Sohn von König Johannes verlangten, und zwar zu den gleichen Bedingungen, mit denen der Sultan 1528 das Regieren dem Vater des Kindes überlassen hatte. Die Zustimmung des Sultans wurde zwar erteilt, jedoch unter der Bedingung, dass Johannes II. Sigismund Steuern zahlen musste, obwohl sein Vater dazu nicht verpflichtet gewesen war. Genau so berichteten es auch die ungarischen Gesandten in ihrem oben zitierten Brief aus Konstantinopel.

Kurz danach, Anfang Oktober 1540, traf der Gesandte des deutschen Königs Ferendus [Ferdinand] an der Pforte ein – heißt es bei Bostan Çelebi weiter –, der bei dem Padischah ebenfalls die Burg Budun, das heißt, die Genehmigung des Sultans zum Regieren im ungarischen Königreich, gegen Steuerzahlung beantragte. Bei diesem Gesandten handelte es sich um den wohlbekannten Hieronymus Łaski, der für kurze Zeit sogar verhaftet wurde, so dass sein Auftrag diesmal scheiterte. Bostan Çelebi berichtet ferner, dass der Sultan schon damals beschlossen hatte, im darauffolgenden Jahr einen Kriegszug gegen Ofen zu führen, mit dessen Vorbereitungen er schon begonnen hatte. Von seinem Entschluss, den ungarischen Aristokraten und Johannes II. Sigismund gegen den Angriff der Habsburger »beizustehen«, wurden die Betroffenen von Sultan Süleyman höchstselbst in einem Brief vom Dezember 1540 unterrichtet.[22]

Der zweite Umstand, den es bei der Beantwortung der gestellten Frage zu berücksichtigen gilt, ist der folgende: Während des Aufenthaltes der Delegation von Eszéky und Werbőczy in Konstantinopel im Oktober 1540 dürfte die Nachricht von Ferdinands intensivem militärischem Angriff zur Eroberung Ungarns am Thron des Sultans eingetroffen sein. Damit brachte Ferdinand selber sein Anliegen an der Pforte, von der er sich die Anerkennung seines Anspruchs auf den ungarischen Königstitel erhoffte, zum Scheitern. Dazu schrieb sein zu dieser Zeit bereits inhaftierter Gesandter Łaski: »Die Heere Eurer Majestät haben alles kaputtgemacht, wie ich es vorausgesagt hatte.«[23]

---

[21] *Török történetírók* II, 100.

[22] Sultan Süleymans Briefe an Johannes II. Sigismund und die ungarischen Aristokraten. Vor dem 23. Dezember 1540. In: *A lengyel királyi kancellária* 391–393.

[23] Zitiert von Géza *Perjés*: A szulejmáni ajánlat. In: Ders.: Seregszemle. Hadtörténeti és művelődéstörténeti tanulmányok. Budapest 1999, 49–73, hier 60.

Bezüglich der kurzen Konstantinopelreise der Delegation nach König Szapolyais Tod kann allerdings festgestellt werden, dass sie ihr Ziel nur teilweise erreichte: Johannes Sigismund bekam das Land seines Vaters zwar *pro forma,* jedoch gegen Steuerzahlung, und der osmanische Kriegszug im nächsten Jahr konnte nicht mehr verhindert werden. Für viele Zeitgenossen war es offensichtlich, dass die osmanische politische Führung eine so günstige Gelegenheit zur zumindest teilweisen Besetzung Ungarns nicht versäumen würde. Der päpstliche Nuntius Giovanni Morone berichtete in seinem Brief vom 11. November 1540 aus Preßburg (*Pozsony*, *Bratislava*) nach Rom: »Es bestand kein Zweifel, dass der Sultan im nächsten Jahr vor den Toren Ofens lagern würde, ohne dass Ferdinand ihm Widerstand leisten kann.«[24]

Im Herbst 1540 erhielten die ungarischen Stände bereits definitive Anweisungen von der Pforte, wie das in einem am 12. Oktober 1540 in Weißenburg (*Gyulafehérvár*, *Alba Iulia*) verfassten Schreiben von Antal Verancsics[25] an János Szalánczy belegt ist.[26] Es gilt hier als allgemein bekannt – schrieb Verancsics –, dass der türkische Kaiser der ungarischen Nobilität habe ausrichten lassen, er wolle keinen anderen, sondern einzig und allein den Sohn von König Johannes zum ungarischen König machen. Er habe den Herrschaften auch aufgetragen, vier Personen aus ihrer Mitte zu wählen, die dem Königssohn als Vormunde beistehen sollen. Sollte das Kind sterben, soll eine der vier Personen nach eigenem Gebrauch und Gesetz zum König gewählt werden, weil der Sultan nicht wolle, dass jemals ein deutsches Zepter Ungarn regiert. Es heißt auch – so Verancsics weiter –, dass Bálint Török zum Gouverneur des Landes bestellt werden soll. Viele Adlige, unter ihnen Ferenc Frangepán, Erzbischof zu Kalocsa, Péter Perényi, Ferenc Bebek und die Balassas hätten sich schon auf Ferdinands Seite gestellt. Nachdem sich der Gesandte des Sultans

---

[24] Giovanni Morone an Alessandro Farnese. Preßburg, 11. November 1540. In: *Theiner*: Vetera, 6.

[25] Antal Verancsics/Antun Vrančić (1504–1573), Kleriker, Diplomat, humanistischer Geschichtsschreiber, kam im dalmatinischen Sebenico (*Šibenik*) auf die Welt, studierte in Padua, stand seit 1530 im Dienste von König Johannes; nach dessen Tod (1540) ging er mit der Witwe nach Siebenbürgen, schloss sich aber 1549 König Ferdinand an; nach 1569 war er Erzbischof von Gran. Zu seiner Laufbahn: Zsófia *Gál-Mlakár*: Adatok Verancsics Antal udvarának történetéhez. In: FONS. Forráskutatás és történeti segédtudományok 14 (2007) 2, 279–337; Zoltán *Gőzsy*: Verancsics Antal és a humanista történetírás. In: Pécsi Történeti Katedra. Cathedra Historica Universitatis Quinqueecclesiensis. Hg. Zoltán Csabai [u. a.]. 2008, 335–348; Tomislav *Pavičić*: Antun Vrančić. Znameniti Šibenski Humanist. Šibenik 2004.

[26] *Verancsics Antal m. kir. helytartó, esztergomi érsek összes munkái*. VI: Vegyes levelek 1538–1549 [im Weiteren: *Verancsics* VI]. Hg. László Szalay. Pest 1860, 149–151.

vergewissert hatte, dass Johannes II. Sigismund tatsächlich Isabellas Kind war, schwor er im Namen des Sultans, den Sohn von König Johannes zum König zu machen, ihn als König zu erhalten und lebenslang zu beschützen. Verancsics berichtete auch davon, dass die ungarischen Stände auf einen Brief Ferdinands, in dem dieser erklärte, dass Ungarn ihm gehöre, wie folgt antworteten: Seine Majestät möge sich an Sultan Süleyman wenden, und wenn dieser ihm das Land gebe, würden auch die Siebenbürger nichts gegen ihn anstellen, denn es sei jetzt Gottes Wille, dass das Schicksal des Landes von diesem Kaiser – von Süleyman – abhängt.[27]

Der Herr der Burg ist Herr des Landes

Frater Georg passte sich der neuen Situation rasch an und handelte entschlossen. Im Sinne der mündlich geäußerten letztwilligen Verfügung von König Johannes berief er bereits im September einen Landtag auf dem Feld Rákos bei der Stadt Pest ein, wo er Johannes II. Sigismund zum König wählen ließ. Anschließend sorgte er für die Bestattung seines verstorbenen Herrschers. Der Leichnam wurde zunächst nach Weißenburg, später, am 15. September, nach Ofen, schließlich nach Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*) gebracht, um dort im Rahmen einer würdigen Bestattungszeremonie beigesetzt zu werden.[28] Frater Georg versuchte auch die königliche Schatzkammer zu retten. Die Kisten wurden nach Diemrich (*Déva*, *Deva*) und von dort nach Ofen, obwohl einige Aristokraten, die sich nach dem Todesfall auf die Seite des Hauses Habsburg gestellt hatten (Zsigmond Balassa, Ferenc Bebek, Ferenc Frangepán und Péter Perényi), laut Verancsics versuchten, dem Trauerzug den Weg nach Ofen zu versperren.[29] Die diesbezügliche Anweisung stammte von Ferdinand persönlich, da der Wiener Hof aus einem Brief von Elek Thurzó bereits Anfang August vom Tod des Königs erfahren hatte. Der Spekulant Thurzó informierte den Herrscher auch darüber, dass Frater Georg

---

[27] »[…] ejus majestas ageret apud Solymanum Turcarum caesarem pro regno, quod si Turca illi concederet, se non contradicturos. Breve responsum, et cui opponi nequit, quum nunc, si vera fateri volumus, ab ipso caesare regnum Hungariae, postquam Deo sic placuisset, penderet.« Antal Verancsics an seinen Bruder Mihály. Weißenburg, 14. Oktober 1540. In: *Verancsics* VI, 161–163.

[28] Pjotr Porębski an die polnische Königin Bona Maria Sforza. Oktober 1540. In: *A Magyar Tud. Akadémia Történelmi Bizottságának oklevél-másolatai*. II: A mohácsi vész utáni korszakból származó s a XVI. század végéig terjedő oklevelek kivonatai. Hg. Lipót Óváry. Budapest 1894, 75, Nr. 359.

[29] Verancsics an Statileo. Weißenburg, 15. August 1540. In: *Verancsics* VI, 133–135.

nach Ofen reisen wollte, und riet Ferdinand, die Burg noch vor Frater Georgs Ankunft in Besitz zu nehmen.[30] Ferdinand schritt sogleich zur Tat, aber Frater Georg und Bálint Török kamen ihm zuvor, obwohl Thurzó auch zu wissen glaubte, dass sie von kaum zweitausend Soldaten begleitet worden seien, die sich unterwegs größerenteils zerstreut hätten. Elek Thurzó, Tamás Nádasdy, Ferenc Frangepán und Péter Perényi ermutigten Ferdinand, die Burg noch im Winter zu erstürmen, bevor die Szapolyai-treuen Adligen sie befestigten und mit Soldaten besetzten.[31]

Inzwischen wurde die Vormundschaft über den Prinzen Szapolyai von seiner Mutter, Königin Isabella, und Frater Georg übernommen, während für die Ausübung der Hoheitsmacht ein *Triumvirat* errichtet wurde: Péter Petrovics war für die inneren Angelegenheiten, Bálint Török für das Kriegswesen und Frater Georg für die Überwachung der Staatskasse zuständig.[32] Es war jedoch zweifelsohne Frater Georg, der den Taktstock der gesamten Regierung an sich nahm. Er beorderte sein bischöfliches Militär von 700 Mann unter der Leitung von Kapitän György Horváth von Großwardein nach Ofen; als die Soldaten in der Burg eintrafen, legten sie einen Eid nicht etwa auf Isabella oder ihren Sohn, sondern auf Frater Georg ab, was von vielen Anhängern der Königin später beanstandet und als Beweis dafür interpretiert wurde, dass der Frater die Macht nicht für seinen König, sondern für sich erwerben wollte.[33]

Das Schicksal der verängstigten Isabella und ihres Sohnes in Ofen sowie des ungarischen Herrscherthrones wurde zum primären Problem der diplomatischen Beziehungen zwischen den Jagiellonen und den Habsburgern. Nach dem Tod Szapolyais baten Isabellas Eltern in ihrem Brief an die Königswitwe, dass sie ohne ihren Rat in Fragen größerer Tragweite wie Vereinbarungen oder die Entsendung von Gesandten keinerlei Entscheidungen treffen solle.[34] In diesen Monaten erschienen mehrere polnische Gesandte sowohl bei der verwitweten Königin als auch am Wiener Hof Ferdinands, um die Chancen einer möglichen Einigung zwischen den Parteien zu erkunden. Der pol-

---

30 Béla *Iványi*: Buda és Pest sorsdöntő évei (1526–1541). In: Tanulmányok Budapest Múltjából 9 (1941) 32–84, hier 54.

31 *Iványi*: Buda és Pest, 55.

32 *Bethlen*: Historia, 345.

33 Porębski an Königin Bona Maria Sforza. Ofen, 21. August 1540. In: *A Magyar Tud. Akadémia Történelmi Bizottságának oklevél-másolatai* 75, Nr. 358. György Horváth war Servitor und Kapitän Frater Georgs in Großwardein. Vgl. Zsuzsa *Kovács*: György Horváth: Fráter György epitáfiuma. In: Lymbus. Magyarságtudományi Forrásközlemények. Hg. Gábor Ujváry. Budapest 2014, 51– 56.

34 *Bethlen*: Historia, 334–337, 350–352.

nische König Sigismund hielt damals Isabellas Situation und Unterstützung nicht für überzeugend genug, um den Thron zu behalten, und deshalb ermutigte er sie anfangs, ihren Teil von Ungarn Ferdinand zu überlassen, aber ihm eine Sicherheit für den eigenen Landbesitz und das väterliche Erbe ihres Kindes einzufordern. Die vorsichtige Politik des polnischen Königs bezüglich der Ungarnfrage lässt erkennen, dass er einen offenen Zwist mit der Habsburg-Dynastie auf jeden Fall vermeiden wollte. Am 12. Dezember 1540 verfasste Ferdinand einen langen Brief an Sigismund, dessen Stil und Inhalt die Ansicht Ferdinands erkennen lassen, dass sich das Schicksal der Königin und des ungarischen Königsthrones von ihnen beiden entschieden werden sollte.[35]

Obwohl Sigismunds Meinung einen großen Einfluss auf Isabella und einen Teil des ungarischen Hochadels hatte, entschied sich die Frage eines künftigen Regierens der Königin weder am Hof in Krakau (*Kraków*) noch in Vilnius, sondern vor Ort, in der königlichen Burg zu Ofen, wo Frater Georg die Macht in der Hand hielt. Dieser wollte das Szapolyai-Erbe dem letzten Willen des Königs entsprechend selbst gegen die Königin für das Kind bewahren. Er befürchtete so sehr, dass Isabella unter polnischem Einfluss etwas Unüberlegtes tun – etwa schnell und unverantwortlich auf die Herrschaft verzichten – könnte, dass er, wie es ein Schreiben des persönlichen Sekretärs Pjotr Porębski[36] vom August 1540 an die polnische Königin Bona Maria Sforza belegt, Isabella in Ofen nahezu gefangen hielt.[37] Darüber hinaus fingen seine Männer die Botschaften aus Polen regelmäßig ab und verhörten die Diener der aus Polen kommenden Gesandten. Zwischenzeitlich blieb auch Ferdinand nicht tatenlos: Er trat immer bedrohlicher auf und ließ der Königin und deren Ratsherren ausrichten, dass er die Herrschaft über Ungarn im Sinne des Friedens von Großwardein so bald wie möglich übernehmen wolle. Hierzu trafen Ferenc Révay und Elek Thurzó als Ferdinands Hauptgesandte im Oktober 1540 in Ofen ein und wollten mit Frater Georg sowie Péter Petrovics in Visegrád über das weitere Schicksal Ungarns verhandeln. Dabei ging es ihnen vor allem um eine baldmöglichste Vorbereitung der habsburgischen Machtübernahme. Der Besitz der Burg Ofen wäre für Ferdinand von ent-

---

[35] Ferdinand I. an König Sigismund. Wien, 12. Dezember 1540. In: *A lengyel királyi kancellária* 384–391.

[36] Pjotr Porębski (um 1498–1569), Domherr zu Krakau, Königin Isabellas Sekretär von 1539 bis 1549. *Polski Słownik Biograficzny*. XXVII. Hg. Emanuel Rostworowski. Wrocław 1983, 662–663.

[37] Porębski an Königin Bona Maria Sforza. Ofen, 21. August 1540. In: *A Magyar Tud. Akadémia Történelmi Bizottságának oklevél-másolatai* 75, Nr. 358.

scheidender Wichtigkeit gewesen – Thurzó betonte ja nicht nur einmal und keinesfalls ohne Grund, dass der Herr der Burg auch der Herr über das Land sei. Im Herbst 1540 hoffte Ferdinand noch auf eine friedliche Machtübernahme. Isabella erklärte daraufhin – ob aus eigenem Willen oder von Frater Georg unter Druck gesetzt, sei jetzt dahingestellt –, dass sie alles unternehmen würde, um das Land in ihrem Besitz zu behalten, und dass sie, falls dies nicht durch Einigung zu erreichen wäre, sogar zur militärischen Verteidigung ihrer Rechte bereit sei. Nachdem die Verhandlungen gescheitert waren, marschierten Ferdinands Truppen unter der Führung von General Leonhard von Vels gegen Isabella auf. Die habsburgischen Streitkräfte waren erfolgreich: Im Oktober/November 1540 nahmen sie Visegrád, Waitzen (*Vác*), Tata, Stuhlweißenburg und Pest ein, schließlich belagerten sie Ende Oktober auch Ofen.[38]

Im November 1540 war es Ferdinand schon bekannt, dass Péter Petrovics und Bálint Török unter der Leitung von Frater Georg Isabella und deren Sohn Treue geschworen und auch einen Eid abgelegt hatten, das Land unbedingt für sie zu erhalten.[39] Anfang November schickte Ferdinand einen Gesandten, Graf von Salm, zu Isabella, der mit Frater Georg und weiteren hohen Würdenträgern verhandelte und sie zur friedlichen Aufgabe der Burg zu bewegen versuchte, aber sie leisteten entschlossenen Widerstand. Der Gesandte erkannte gleichzeitig, dass die Burg trotz aller gegensätzlichen Gerüchte stark befestigt und sowohl mit Soldaten als auch mit Kriegsgeräten üppig ausgestattet war.[40] Die Truppen von Vels konnten zwar Pest besetzen, trotzdem befürchtete man in den Wintermonaten und auch im Frühjahr eine mögliche Erstürmung der Stadt durch ein kleineres osmanisches Heer.

Für die Königin stellte sich die Situation immer verworrener dar. Sie erhielt erbetene und unerbetene Ratschläge, die einander mitunter völlig widersprachen. Die Szapolyai-treuen Hochadligen, die sich ebenfalls in der Burg aufhielten, vertraten selbstverständlich den Standpunkt, dass Isabella Ungarn nicht verlassen sollte. Die inhaltlich manchmal unterschiedlichen Anregungen ihrer Eltern waren weitgehend von den habsburgisch-polnischen Bezie-

---

[38] Leonhard Freiherr von Vels (1497–1545), Soldat, Diplomat, oberster Militärkommandeur Ferdinands I. in Ungarn (1537–1538, 1540, 1544–1545), Teilnehmer der Friedensverhandlungen zu Großwardein; führte zahlreiche Aufträge als Gesandter beziehungsweise im militärischen Bereich aus. *Iványi*: Buda és Pest, 55–60.

[39] Andrzej Czarnkowski an König Sigismund. Wiener Neustadt, 9. November 1540. In: *A Magyar Tud. Akadémia Történelmi Bizottságának oklevél-másolatai* 76, Nr. 361.

[40] *Iványi*: Buda és Pest, 59.

hungen geprägt. Andrzej Czarnkowski, polnischer Gesandter in Wien, ersuchte König Sigismund im November 1540, Isabella zur friedlichen Übergabe Ungarns und Ofens an Ferdinand zu ermahnen, andernfalls stünden Ungarn schwerwiegende Folgen bevor.[41] Antal Verancsics, der sich seit 1539 in Siebenbürgen aufhielt, riet Isabella in einem Brief vom Oktober 1540 genau das Gegenteil, und zwar sinngemäß: Wenn sich Eure Majestät, der Sache schon überdrüssig, die Macht Eures Vaters oder die Unterstützung und das Wohlwollen des türkischen Kaisers zu Hilfe nehmen wollte, und wenn das eintreten wird, was Eurem Sohn versprochen worden war – dass nämlich Johannes Sigismund das Königreich des Vaters übernimmt –, werden die siebenbürgischen Stände und das Volk zweifelsohne Euch, der Mutter des aus ungarischem Geschlecht stammenden und in Ofen geborenen Knaben, zugetan sein.[42] Isabella neigte im Winter 1540/1541 trotzdem eher zum Rücktritt, auf den Ferdinand auch über den Krakauer Hof unnachgiebig drängte.

Im Mai 1541, vor der Ankunft des osmanischen Heeres, sah sich der Ofen verteidigende Frater Georg mit einem erneuten Eingriff der Habsburger konfrontiert. Ferdinand versuchte nämlich die königliche Burg oberhalb der Donau wieder einzunehmen, während es sich herumsprach, dass Pascha Mehmet mit einem Heer von rund 60 bis 70 Tausend Mann gegen die ungarische Hauptstadt marschierte.[43] Ferdinand bat die Stände von Böhmen und Mähren und der ewigen Kronländer um Hilfe, aber diesmal wurde ihm nur von Ersteren eine Geldhilfe zugesagt. Der auf dem Reichstag zu Regensburg mühevoll vereinbarte militärische Beistand reichte jedoch nicht aus, und Ferdinand gelang es nur schwer, Söldner anzuheuern. Anschließend ließ er das Heer unter General Wilhelm von Roggendorf, einem alten, erfahrenen, aber nicht besonders anerkannten Heerführer, gegen losmarschieren. Roggendorfs und Péter Perényis Truppen kamen Anfang Mai vor der Ofener Burg an.[44]

Mitte Mai 1541 war die Burg bereits vollständig umlagert, so dass von außen kein Zugang mehr möglich war. Durch den andauernden Beschuss

---

41 Andrzej Czarnkowski (1504–1562), Domkapitular zu Krakau und Posen (*Poznań*, ab 1540), Bischof zu Posen (1553–1562), 1540/1541 Gesandter des polnischen Königs am Hof Ferdinands I. Czarnkowski an König Sigismund. Wiener Neustadt, 9. November 1540. In: *A lengyel királyi kancellária* 367–368.

42 Antal Verancsics an Königin Isabella. Weißenburg, 18. Oktober 1540. In: *Verancsics* VI, 168–169.

43 *Iványi*: Buda és Pest, 68–69.

44 Wilhelm von Roggendorf (1481–1541), Soldat, Diplomat, oberster Militärkommandeur Ferdinands I. in Ungarn (1530–1531), Oberbefehlshaber der königlichen Truppen (1541). *Bethlen*: Historia, 361.

wurden die Mauern zwar geschwächt. Doch die Belagerer wollten sie nicht vollständig zerstören, denn sie wussten, dass die Mauern gegen Süleymans Streitkräfte möglicherweise eine entscheidende Rolle spielen würden. Roggendorf bediente sich daher anderer Methoden: Er schickte einen Boten zur Königin, um sie zur Übergabe der Burg und des Landes zu bewegen. Als Entschädigung versprach er ihr einen Landesteil von bedeutender Größe, wo sie mit ihrem Sohn ungestört würde leben können. Der Bote, Niklas Graf zu Salm Junior, bot der Königin im Gegenzug für eine Übergabe der Burg Preßburg und Tyrnau (*Nagyszombat*, Trnava) mit einem größeren, zusammenhängenden Gebiet an. Als Frater Georg von der geheimen Botschaft mit dem Angebot erfuhr, ließ er, von wilder Wut getrieben, dem Befehlshaber der kaiserlichen Heere ausrichten: »Die Königin ist nicht so dumm, dass sie das Königreich Pannonien gegen irgendeine Provinz, mag sie auch noch so groß sein, austauschen wollte.«[45] Anschließend machte er eine spöttische Bemerkung über die versoffenen königlichen Truppen, was Roggendorf derart in Rage versetzte, dass er – obwohl der Vorwurf nicht unbegründet war – am 11. Juni einen erneuten Angriff auf die Burg befahl. Die Burgverteidiger zogen jedoch die am Abend an die Mauern gelehnten Leiter, auf denen die Belagerer am nächsten Morgen auf die Mauern klettern wollten, während der Nacht in die Burg, so dass der Angriffsplan scheiterte. Der Kampf am nächsten Tag brachte einen Sieg der Verteidiger, und im Nahkampf machten auch Bálint Török und Frater Georg selbst tapfer mit.[46]

Auch der dringende Mangel an Lebensmitteln und die unheilvollen Zustände trugen dazu bei, dass die Bürger von Ofen die Königin kontaktierten und eine Verschwörung organisierten, um die Burg dem habsburgischen Militär zu übergeben. Die geheime Aktion fand am 13. Juni 1541 statt. Einige Verteidiger ließen die Soldaten des königlichen Heeres durch das *Judentor* – nach anderen Quellen durch das St.-Michael-Tor – in die Burg herein.[47] Der versuchte Verrat endete jedoch mit einem Fiasko. Trotz der Vereinbarung schickte nämlich General Roggendorf aus seinem Lager nicht die Ungarn hinein, die sich leichter unters das Burgvolk hätten mischen können, sondern sechshundert deutsche Soldaten, denn, wie es bei Farkas Bethlen heißt, »er

---

[45] Niklas Graf zu Salm (?–1550), Politiker, Soldat, oberster Militärkommandeur Ferdinands I. in Ungarn (1546–1550). Die Nachricht von Frater Georg in: *Bethlen*: Historia, 364.

[46] Nachdem er, Frater Georg, »die Kutte ausgezogen und einen Helm aufgesetzt hatte, schwang er sein Schwert im Handgemenge«. *Bethlen*: Historia, 366.

[47] László *Zolnay*: Másfél zavaros évtized Buda életében (1526–1541). In: Budapest 9 (1971) 3, 39–41, hier 41, identifizierte hier das St.-Michaels-Tor.

wollte den Ruhm für die Einnahme der Stadt lieber für die deutsche als die ungarische Nation erwerben«. [48] Die innere Wache griff die in der Burg erschienenen Deutschen an und metzelte sie nieder, womit die Verschwörung enthüllt war. Manchen Quellen zufolge ließ Frater Georg den Hauptanführer der Meuterei, einen gewissen Ferenc Bácsi, zur Abschreckung auf dem Marktplatz der Burg vierteilen, während die anderen Beteiligten – der Ofener Kleinrichter Péter Pálczán mit seinem Bruder Tamás sowie die Ofener Bürger Benedek Bácsi und Tamás Bornemisza, der die Geschehnisse später in seinen Memoiren aufzeichnete – die Flucht ergriffen.[49]

Danach wurde die Burg unter der Führung Frater Georgs noch wochenlang erfolgreich gegen die habsburgischen Streitkräfte verteidigt. Im Juli 1541 kam es nur noch zu Nachhutkämpfen, weil die böhmisch-österreichisch-ungarischen Angreifer erschöpft waren beziehungsweise ihre Begeisterung und Kraft stark nachgelassen haben. Zu all ihrem Unglück traf Sultan Süleyman mit seinem Heer gerade in der Zeit ein, die Vortruppen am 31. Juli. Man öffnete dem Befehlshaber Pascha Mehmet, als wäre er wirklich zur Hilfe gekommen, die Burgtore, durch die Lebensmittel und andere Bedarfsmittel in die Burg geliefert wurden. Überdies sind Frater Georg und Bálint Török sogar ausgeritten. Bálint Töröks ungarische Soldaten und das soeben eingetroffene türkische Militär leiteten einen gemeinsamen Angriff gegen die auf dem Gellért-Berg stationierten Truppen Roggendorfs ein, die noch drei Wochen lang Widerstand leisten konnten. Als die Niederlage schon zweifelsfrei abzusehen war, flüchteten die königlichen deutsch-ungarischen Truppen in der Nacht des 21. August über die Donau auf die Pester Seite, aber am nächsten Tag gaben sie auch die Stadt Pest auf.[50] Das Hauptheer des Sultans schlug am 26. August vor der Burg Ofen sein Lager auf.

Wer trug die Schuld?

Wenn wir in den Quellen nach einer Antwort auf die Frage recherchieren, welche die Zeitgenossen und Jahrhunderte hindurch auch die Historiker beschäftigte, nämlich wem oder welcher Gruppe der Fall Ofens zuzuschreiben sei, kämen über Frater Georg hinaus General Roggendorf, Isabella oder István

48 *Bethlen*: Historia, 367–368.

49 Tamás *Bornemisza*: Emléközet. In: Magyar emlékírók 16–18. század. Hg. István Bitskey. Budapest 1982, 70–76.

50 Ferenc *Salamon*: Budapest története. In: Az Osztrák-Magyar Monarchia írásban és képben. III: Magyarország. Budapest 1893, 7–72, hier 44–45.

Werbőczy und Bálint Török und sogar Ferdinand selbst in Betracht – Letzterer mit der Begründung, dass er als gekrönter König Ungarns die Burg zwar angriff, sie jedoch gegen die osmanischen Truppen nicht beschützte.

Der Ofener Bürger Tamás Bornemisza war einer der Hauptträger jenes im Juni organisierten internen Komplotts, das die Burg Roggendorf in die Hände spielen wollte. Bornemisza, der seiner eigenen Aussage zufolge selbst das Judentor geöffnet hatte, war derart verärgert über diesen dummen Misserfolg der Verschwörung, dass er die Schuld dem Oberbefehlshaber des königlichen Heeres gab: »So verlor Rogendorff Ofen für die Ungarn und für die ganze Christenheit.«[51]

Nun sollen einige Einzelheiten der während der erwähnten Untersuchung des Heiligen Stuhls aufgezeichneten Zeugenaussagen unter die Lupe genommen werden. Es sei vorausgeschickt, dass die überwiegende Mehrheit der Zeugen Frater Georg beschuldigte und diesem auch persönlich feindlich gesinnt war. Von den für die Ermittlungen zusammengestellten 87 Fragepunkten bezog sich gleich der zweite auf den Fall von Ofen, woraus ersichtlich ist, dass dieser zu den schwerwiegendsten Anklagepunkten gegen Frater Georg gehörte.[52] Der Fragepunkt, der sich in zwei weniger umfangreiche Fragen zerlegen lässt, lautete wie folgt: 1. War es Frater Georg, der Isabella daran hinderte, die Burg und damit die Macht über Ungarn Ferdinand, dem gekrönten König des Landes, zu überlassen? 2. War er es, der Isabella überredete, die Burg dem Sultan zu übergeben und Siebenbürgen als Sandschak gegen Steuerzahlung anzunehmen?

Die zweite Teilfrage lässt sich eindeutig mit Nein beantworten: Es war auch Frater Georg nicht bekannt, was nach der Ankunft Süleymans geschehen würde beziehungsweise dass der Sultan Ofen diesmal einnehmen, zum Sitz eines Wilajets machen und der Witwe von Szapolyai Siebenbürgen und die östlichen Landesteile anbieten würde. Süleymans Entscheidung stellte die Königin und ihre Ratsherren vor vollendete Tatsachen, und es bestand keine Chance zu widersprechen oder den Befehl des Sultans gar zu ignorieren.

---

51 *Bornemisza*: Emléközet, 75.

52 Articuli super caede Fratris Georgii: »2. Item, quod, licet dicta serenissima domina regina Budam sedem regiam sacrae Romanorum, et regiae maiestati, tamquam Regni Hungariae legitime coronato tradere voluerit, tamen, per eundem Fratrem Georgium illud facere impedita, et impulsa eandem principi Turcarum cedere et ab eodem Transsylvaniam sub annuo tributo eidem Turcae persolvendo accipere; sicque fuit et est verum, ac publica vox et fama.« In: *Utiešenović*: Lebensgeschichte, Urkundenbuch, Nr. XVI. Fragepunkt veröffentlicht auch von József *Podhradczky*: Martinúziánák. In: Történelmi Tár 1 (1855) 237–266, hier 246–247.

Der erste Teil der Frage kann erst nach einer viel gründlicheren Untersuchung einer ganzen Reihe von Quellen bejaht werden. Farkas Scheiber, Adliger aus Fünfkirchen, sagte 1553 aus, er habe es von Frater Georg persönlich gehört, dass König Johannes beim Verlassen Ofens das Land, die Königin und das (noch nicht geborene?) Kind Frater Georg anvertraut habe, und dieser, als ersichtlich war, dass ein Widerstand gegen die Truppen Ferdinands nicht mehr möglich war, die Türken selbst zu Hilfe gerufen habe.[53] Ferenc Pesthy legte über die allgemein verbreitete Nachricht Zeugnis ab, dass die Königin Ferdinand die Burg bestimmt habe übergeben wollen, was jedoch durch Frater Georg verhindert worden sei.[54] Wolfgang Kneissl, Militärsekretär des Oberbefehlshabers Roggendorf zur Zeit der Belagerung, hatte sogar die Briefe über eine Einigung zwischen der Königin und Ferdinand eingesehen, somit gewusst, dass die diesbezüglichen Verhandlungen durch die polnischen Gesandten unterstützt worden waren, aber Frater Georg habe sich schließlich einer Einigung in den Weg gestellt.[55] Pál Bornemisza, 1553 Bischof zu Veszprém und königlicher Rat, beantwortete den Fragepunkt ausführlicher: 1541 sei er als Propst zu Ofen und junger Höfling im Lager des Besatzungsheeres unterwegs gewesen, wobei er von Personen aus dem Burgvolk gehört habe, dass dort jedermann eher den Habsburgern zugeneigt sei. Die Königin habe Frater Georg sogar mehrmals gebeten, sie mit ihrem Sohn, wenn auch nur mit einem Hemd bekleidet, fortgehen zu lassen. Aber Frater Georg und die Männer aus Fünfkirchen, die Ofen nahezu überströmten und eher der Königin zugetan waren als den Bürgern von Ofen, hätten die Übergabe der Burg verhindert und auf die Hilfe des türkischen Heeres, das der Frater durch mehrere Gesandte angefordert habe, gewartet.[56] Bornemisza fügte noch hinzu, dass die Königin damals keine Macht besaß, und jeder Befehl von Frater Georg ausging. Schließlich habe er 1542 in Großwardein von Frater Georg den eingangs

---

[53] *Podhradczky*: Martinúziánák, 247.

[54] Ferenc Pesthy stand bei Frater Georg im Dienst und begleitete Johannes Sigismund am Tag der Besetzung Ofens ins Lager des Sultans (*Verancsics Antal m. kir. helytartó, esztergomi érsek összes munkái*. II: Történelmi dolgozatok magyar nyelven 1504–1566. Hg. László Szalay. Pest 1857, 56). Zu Pesthys Leben zusammenfassend: Ágnes *Póka*: Pesthy Ferenc (†1575 körül) felső-magyarországi jövedelemigazgató hivatalnoki pályafutása a Magyar Kamara kötelékében. In: Hivatalnok értelmiség a kora újkori Erdélyben. Hgg. Zsolt Bogdándi, Tamás Fejér. Kolozsvár 2017, 125–148. Zu seiner Aussage: *Podhradczky*: Martinúziánák, 248.

[55] *Podhradczky*: Martinúziánák, 248.

[56] Ebenda.

schon zitierten Satz gehört, in dem dieser zum Teil sich selbst wegen des Falls von Ofen beschuldigte.[57]

Der ehemalige Ofener Richter Péter Pálczán, der zur Zeit seiner Aussage als Flüchtling in Agram (*Zagreb*) lebte, war selbst aktiver Teilnehmer der Geschehnisse in der Burg. Er kannte Frater Georg schon seit 1513 oder 1514, dieser war damals Rechnungsführer des Paulinerklosters in Ofen. Später sei, so Pálczáns Aussage, ein vertraulicher oder vielleicht sogar freundschaftlicher Kontakt zwischen ihnen beiden entstanden. Nach dem Tod von König Johannes standen sie allerdings jeweils auf entgegengesetzter Seite. Der ehemalige Richter, der nicht als unparteiischer Beobachter angesehen werden kann, behauptete, dass der Grund für den Fall Ofens und für den Hilferuf an die Osmanen allein und vor allem bei Frater Georg gelegen habe, wie dies überall und für jedermann allgemein bekannt gewesen sei. In seiner Aussage führte er noch aus, dass damals Frater Georg und Bálint Török die oberste Macht ausgeübt hatten, der Frater aber die größere Macht besaß, weil er ein zahlenmäßig stärkeres und in der Stadt untergebrachtes Heer befehligte, während Töröks kleinere Truppen außerhalb der Stadt stationiert waren und Versorgung und Sold ebenfalls vom Frater bezogen. Pálczán erinnerte sich auch daran, in einer Sitzung des königlichen Rates Frater Georgs Äußerung gehört zu haben, wonach dieser lieber auf sein Christentum verzichten und selbst zum Türken werden wolle, als Ofen in deutsche Hand zu übergeben.[58] Pálczán meinte, der Kirchenmann habe insgeheim gehofft, vom Sultan zum Gouverneur Budas bestellt zu werden.

Ferenc Újlaki, Bischof zu Raab (*Győr*), teilte den Untersuchungskommissaren mit, dass zwischen ihm und Frater Georg früher keinerlei Kontakte bestanden hätten. Er wollte aber erfahren haben, dass die Türken jedem der drei hohen Amtsträger – István Werbőczy, Bálint Török und Frater Georg – die Position des Gouverneurs von Ofen in Aussicht gestellten hätten,[59] deshalb dürften sie den Einmarsch des osmanischen Heeres begrüßt haben. Frater Georgs Nachfolger im Amt des Erzbischofs zu Gran, Miklós Oláh (1493–1568), bestätigte in seiner Aussage, dass die Königin vorhatte, die Ofener Burg Ferdinand zu überlassen, sie sei jedoch von Frater Georg daran gehindert worden – dies sei ihm, Oláh, aber nur aus öffentlichem Gerede be-

---

[57] Ebenda.

[58] *Barta*: Vajon kié az ország, 94–95. Pálczáns Aussage in: *Podhradczky*: Martinúziánák, 252–254.

[59] OSZK Kt. Fol. Lat. 4397, Fol. 241; *Podhradczky*: Martinúziánák, 257.

kannt; genauso habe er von Ofener Bürgern gehört, dass Frater Georg gesagt haben soll, er wolle lieber den Türken dienen als dem König von Rom.[60] Bei der Auswertung dieser Aussagen stellt sich die Frage, inwieweit man den Äußerungen von Personen Glauben schenken darf – selbst wenn sie von noch so angesehenen Männern stammten wie Miklós Oláh –, die lediglich aus der Flüsterpropaganda erfahren hatten, dass Frater Georg die Türken ins Land geholt hätte? Giorgio Blandrata, der Arzt der Königin, bestätigte ebenfalls die allgemein bekannten Nachrichten über die Absichten der Königin, und fügte hinzu, dass sie von Frater Georg wie im Gefängnis gehalten und sogar eingesperrt worden sei.[61]

Einen interessanten Beitrag zu der Frage leistet die Aussage von Gáspár Péchy. Dieser studierte während der Besetzung Ofens im deutschen Reich und war später als Isabellas Höfling Ohrenzeuge einer angeregten Diskussion zwischen seiner Herrin und Frater Georg im Palast der Königin zu Weißenburg, wo auch Péter Petrovics und andere Adlige aus Siebenbürgen und Ungarn anwesend waren. Isabellas gereizte Worte sollen Péchy zufolge etwa so gelautet haben: Nicht ich habe den Verlust Ofens an die Türken verursacht, denn ich war entschlossen, die Burg dem König von Rom und den Christen zu überlassen, selbst wenn ich sie mit meinem Sohn mit nur einem Hemd bekleidet verlassen muss, denn ich bin Christin und stamme von christlichen Eltern und hatte die Arglist der Türken schon immer gefürchtet. Aber du hast Widerstand geleistet und die Türken ins Land geholt! Nicht ich war schuld an Ofens Fall, sondern du![62]

Auf die Frage *Wer hat die Türken nach Buda gerufen?* haben übrigens fast alle Zeugen Frater Georg genannt. In den Privatgesprächen zwischen Péter Petrovics und der Königin wird vermutlich mehrfach zur Sprache gekommen sein, dass der Frater die Burg Ofen an die Türken verkauft habe. Weil wir um das bekanntlich schlechte Verhältnis zwischen Isabella und ihrem engsten Anhänger Petrovics auf der einen sowie Frater Georg auf der anderen Seite wissen, können wir davon ausgehen, dass diese Vorwürfe nicht selten in ihren Gesprächen vorkamen.

Es gibt auch einige Aussagen, die Frater Georgs Schuld einigermaßen mindern. János Sárosi, Bürger von Kaschau (*Kassa*, *Košice*), meinte, Frater

---

60 *Podhradczky*: Martinúziánák, 249.

61 Ebenda.

62 OSZK Kt. Fol. Lat. 4397, Fol. 181; *Barta*: Vajon kié az ország, 99; *Podhradczky*: Martinúziánák, 260; *Pray*: Epistolae procerum, 409.

Georg und die hohen Adligen wollten die Burg für die ungarische Nation erhalten. Sárosi war Mitglied der Delegation, welche die ungarischen Aristokraten bis ans Zelt des Sultans begleitete. In seiner Aussage berichtete er, dass Frater Georg, István Werbőczy und Bálint Török dem Sultan gemeinsam einen Brief verfasst und darin um Hilfe ersucht hätten. Als die Herren das Zelt des Sultans verließen, berichteten sie ihren Begleitern, dass Süleyman selbst Ofen für den Sohn seines verstorbenen »Verwandten«, König Johannes, bewahren wolle, und weil dieser nur wenige Anhänger habe, wolle er lieber eine Garnison in der Burg aufstellen, um nicht jedes Jahr zur Verteidigung der Burg herkommen zu müssen.[63]

Johann von Oppersdorf, adliger böhmischer Grundbesitzer und königlicher Kapitän, vertrat die Ansicht, dass Frater Georg Ofen zwar den Türken übergeben wollte, diese jedoch gegen seinen Willen mit List und Betrug in die Burg eindrangen, als das Kind (der Sohn von König Johannes) zum Sultan gebracht wurde.[64] Julio Salazar, Stellvertreter des königlichen Stallmeisters (*locumtenens magistri stabuli maioris*), der sich während der Belagerung bei Ofen aufhielt, scheint von den hintergründigen Absichten Frater Georgs mehr gewusst zu haben, denn in seiner Aussage teilte er auch mit, dass Frater Georg Ofen für den Sohn von König Johannes erhalten wollte und es deshalb nicht Ferdinand übergab, trotzdem habe Frater Georg selbst das türkische Heer zu Hilfe gerufen und keine wesentlichen Verhandlungen mit den Gesandten des Königs geführt.[65] Der beim kaiserlich-königlichen Militär dienende Württemberger Conrad Vall de Aurach, königlicher Mustermeister (*lustrationum militarium Regiae majestatis prefectus*), hatte zu Frater Georgs Rolle die gleiche Information wie die anderen Befragten erhalten. Aber als die Kommissare ihn fragten, wer daran schuld gewesen sei, dass die Königin die Burg Ferdinand nicht übergab, nannte er Frater Georg und Bálint Török.[66]

Andrzej Górka und Andrzej Czarnkowski, die Gesandten des polnischen Königs, versuchten Isabella im Frühjahr 1541 immer wieder zuzureden, damit sie die Burg und die Macht so schnell wie möglich Ferdinand überließ. Frater Georg erfuhr jedoch von der geheimen Aktion der polnischen Gesandten bei Isabella, wurde von jähem Zorn gepackt und ließ die Gesandten durch

---

63 *Barta*: Vajon kié az ország, 95–97.
64 Ebenda, 97; *Podhradczky*: Martinúziánák, 249–250.
65 *Podhradczky*: Martinúziánák, 250.
66 Ebenda.

das St.-Johannes-Tor aus der Burg vertreiben, die sich »friedlich und tief beschämt zum deutschen Lager nach Óbuda begaben«.[67]

Auch Antal Verancsics, der hervorragende Chronist der Epoche, der den Ereignissen zumeist beigewohnt hatte, berichtete in seiner Aussage ausführlich über die Geschehnisse. In der besagten Zeit hielt er sich allerdings nicht in der Burg von Ofen, sondern in Siebenbürgen auf, Informationen hatte er also nur vom Hörensagen. Trotzdem glaubte er zu wissen, dass die Königin ein weniger gutes Leben unter Christen gegenüber besseren Verhältnissen unter Osmanen bevorzugt hätte. Obwohl Verancsics Frater Georg nie besonders zugetan war, wollte er nicht diesem die volle Schuld geben. Er erinnerte sich genau und verlässlich an alles von Paolo Savorgnano Gehörte, der in jener Zeit Isabellas italienischer Sekretär und Intimus war: »[…] als die Truppen seiner königlichen Majestät Ofen so stark erstürmten, dass keine Hoffnung mehr auf Widerstand bestand, überzeugten Frater Georg, Petrovics, István Werbőczy und andere – wie erzählt wird – mit eindringlichen Ratschlägen, die Türken um Hilfe anzuflehen. Die Königin, die die Türken verabscheute, leistete – soweit man erzählt – lange Widerstand, ließ sich jedoch schließlich durch Ratschläge und Argumente überzeugen, die Türken [ins Land] zu rufen […].«[68] Er wollte also wissen, dass die Ratsherren die Königin gemeinsam dazu überredet hätten, den Sultan scheinbar um Hilfe anzurufen, als das osmanische Heer bereits unterwegs war und immer näher rückte.

Während ihr Sohn und ihre Ratsherren im Lager des Sultans weilten, und die Königin in der Burg alleine blieb, ließ, so Verancsics weiter, ihr ein Pascha ausrichten, sie solle die Stadt übergeben, sonst würde man dieselbe mit Schwert und Feuer vernichten. In ihrer Angst ließ die Königin die Schlüssel der Stadt durch einen Ratsherrn namens Péter Márkus und den Ofener Richter Miklós Turkovics hinausbringen. Verancsics erinnerte sich ferner daran, dass nachdem Johannes Sigismund zurückgeschickt worden war, die Ratsherren acht bis neun Tage lang im türkischen Lager aufgehalten worden seien, und der Sultan von ihnen hartnäckig Ofen gefordert habe. Sie bemühten sich unter Einsatz aller Kräfte zu widersprechen, nannten Gegenargumente aller Art dafür, warum Ofen nicht in den Besitz der Türken gelangen dürfe. Die Verhandlungen seien da schon ein hoffnungsloser Kampf gewesen, und entsprechend habe man die Übergabe der Stadtschlüssel nicht verweigern können.

---

[67] *Bornemisza*: Emléközet, 72.

[68] OSZK Kt. Fol. Lat. 4397, Fol. 226–227; *Barta*: Vajon kié az ország, 96, 101–102; *Podhradczky*: Martinúziának, 256–257.

Es ist eine weitere einschlägige Textstelle von Verancsics überliefert, aus der ersichtlich wird, wer die Königin in der königlichen Ratssitzung nach der Ankunft des osmanischen Heeres zu einem positiven Empfang der Türken und dazu überredet hatte, dass die ungarischen Adligen das Zeltlager des Sultans wie das eines Verbündeten aufsuchten. Der Grund für die Entstehung des Briefes war, dass Verancsics den namhaften italienischen Chronisten Paolo Giovio korrigieren wollte, weil dieser behauptete, dass Isabella ihren Sohn, einem Rat Frater Georgs folgend, ins türkische Lager geschickt habe. Die spannende Textstelle des zwar länger bekannten, aber in diesem Zusammenhang noch nicht betonten Briefes lautet wie folgt: »Utissenius [Frater Georg] und Péter Petrovics wagten es nicht, zu diesem Schritt zu raten [nämlich zum Empfang der Türken und zum Besuch im osmanischen Lager], aber der königliche Hauptkanzler István Werbőczy und Bálint Török (um Orbán Batthyány und den Serben Péter Ucsarevics jetzt gar nicht zu erwähnen) fochten hartnäckig mit den Zweiflern, ergingen sich in Spekulationen über Spekulationen, und schließlich gewannen sie die Zögerer für ihre Ansicht. Wir müssen Süleyman glauben, sagten sie, wir müssen ihm vertrauen, wir haben keinen Grund, bei ihm um das Kind und das Land besorgt zu sein. Und bei allen waren es jeweils verschiedene Gründe, diese Meinung anzunehmen. Bálint Török stützte sich dabei auf die vielen freundschaftlichen Beziehungen im Militär, die er mit den Türken der Grenzgebiete geschlossen hatte, nachdem er von Ferdinand zu Szapolyai zurückgekehrt war, und hegte die Hoffnung, aus der Gnade der Türken in Ungarn regieren zu können, deshalb schien er sich nach dem Tod von Johannes mehr als gewohnt für die Interessen von Johannes' Sohn und Witwe einzusetzen […]. Werbőczy hat auf anderem Wege das Gleiche vorgeschlagen. Er war ein außerordentlich angesehener Mann mit gewaltiger Rhetorik, vom Verstand her eher einfach und unbemittelt als raffiniert und geschickt, damals war er der gutgläubigste im Stand der Adligen, weshalb er der türkischen Arglist übermäßig Glauben zu schenken bereit war. Danach war er dreimal als Gesandter bei Süleyman, und Johannes' Freundschaft und Verbündnis mit dem Tyrannen, all die mit diesem abgeschlossenen Verträge über den Zustand des Landes und das Erbe der männlichen Kinder des Herrschers waren – den berühmten Jeromos Laski nicht gerechnet – beinahe einzig und allein Werbőczys Werke. Der aufrichtige Greis vertraute also weit mehr als angebracht den von den Türken geschworenen Eiden und ihren Schutzbriefen, denn in Mohameds Gesetz wird der Christ als Feind bezeichnet, den man unbestraft durch falschen Eid und Ver-

rat betrügen darf, und deshalb setzte er [Werbőczy] sich hartnäckig für die Anständigkeit des Sultans ein, und es war beinahe er allein, der die Anderen davon überzeugte, dass sie unbehelligt zu Süleyman gehen durften.«[69]

Diese Texte überzeugen den Leser, dass es in erster Linie Bálint Török und István Werbőczy sowie Orbán Batthyány und ein serbischer Soldat gewesen sein dürften, die Isabella dazu überredeten, den Worten des Sultans Glauben zu schenken. Die Belege berichten von einer gravierenden Meinungsverschiedenheit zwischen Bálint Török und Frater Georg, die zwar schon früher vorhanden gewesen war, aber erst in diesen Tagen eskalierte. Ursprünglich stritten sich die beiden im Januar 1541 darum, an wen die Burg Ofen übergeben werden sollte.[70] Um jene Zeit wurde nämlich Bálint Török von den Gesandten Ferdinands darauf angesprochen, sich auf die Seite des Hauses Habsburg zu stellen. Somit überrascht es nicht, dass er Ferdinands Interessen vertrat.[71]

An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob die am meisten betroffene Person, Frater Georg, ausführlichere Aufzeichnungen zum Fall Ofens hinterlassen hat. Über die vorstehend zitierten Sätze hinaus schrieb er in einem einzigen, am 29. Mai 1542 in Diemrich verfassten Brief an den Lunder Bischof Johann Wese, einen Diplomaten der Habsburger, über das Geschehene. Konkrete Ereignisse, die sich in Ofen beziehungsweise in Süleymans Lager zugetragen hatten, kamen allerdings auch in diesem Brief nicht zur Sprache. Zur Vorgeschichte schrieb er jedoch, dass Ferdinands Gesandte das erste Mal bei ihm vorsprachen, als er mit dem Leichnam von König Johannes nach Stuhlweißenburg unterwegs war, um ihn dort zu bestatten. Sie forderten die Übergabe des ganzen Landes *(regnum integrum)* ohne jeglichen Widerstand und ohne größere Kosten, andernfalls würde es ihr König in einem Krieg für sich erwerben. Er antwortete den Gesandten, dass das Schicksal des Königreichs nicht von ihm allein abhinge, und man vorher den König beerdigen wolle. Er er-

---

[69] Der Brief von Verancsics wurde zitiert von László *Szalay*: Werbőczy István és Verancsics Antal. In: Ders.: Válogatott történeti tanulmányok. Hg. István Soós. Budapest 2000, 53–77, hier 73–74. Vgl. Paolo *Giovio*: Historiarum sui temporis. Venetii 1566, 184–192. Analyse der Texte von Verancsics zum Fall von Ofen: Petra *Rausch*: „Igy kele az kincses Buda az Szolimán terek császár kezében". Verancsics Antal tanulmánya Buda ostromáról és elfoglalásáról (1541). In: Publicationes Universitatis Miskolciensis. Sectio Philosophica 14 (2009) 2, 145–192.

[70] *Enyingi Török Bálint*. Hg. József Bessenyei. Budapest 1994, XXVI, Anm. 203; *Iványi*: Buda és Pest, 63.

[71] Zoltán *Bagi*: Két jelentés a Buda elestét követő időszak sorsdöntő eseményeiről, Török Bálint és Werbőczy István sorsáról. In: Hadtörténelmi Közlemények 117 (2004) 2, 739–749; *Enyingi Török Bálint* XXVI–XXVIII.

mahnte die Gesandten auch, dass das Land keinen Krieg brauche, weil nichts anderes den türkischen Sultan mehr zu einem Angriff reizen würde, noch bevor die Ansprüche des Sohnes von König Johannes den gültigen Vereinbarungen entsprechend aus dem väterlichen Erbe befriedigt werden sollten. Frater Georg sagte anschließend Ferdinand zu, dass die Anhänger Szapolyais das Land nach der Beerdigung friedlich übergeben würden; der Grund dafür, dass es doch nicht dazu gekommen war, sei einzig und allein Ferdinands Ungeduld und bewaffneter Angriff gewesen. Außerdem verhandelten die habsburgischen Gesandten nicht über die detaillierten Bedingungen der Übergabe, sondern forderten, dass die Familie Szapolyai Ofen sofort verlasse und sich nach Wien oder Krakau absetze.[72]

Es lässt sich nicht beurteilen, ob und inwieweit diese Worte Frater Georgs aufrichtig waren, und ob die Szapolyai-treuen Adligen das Land tatsächlich dem Haus Habsburg überlassen wollten. Als Anregung dazu dürfte vielleicht die Tatsache interpretiert werden, dass selbst so angesehene Personen wie Ferenc Frangepán oder Péter Perényi gleich nach dem Tod von König Johannes zu den Habsburg-Anhängern wechselten.

* * *

Dem Ablauf der königlichen Ratssitzung, die in der Burg Ofen vor dem verhängnisvollen Ereignis abgehalten wurde, steht vermutlich der Bericht von Verancsics am nächsten. In der von heftigen Diskussionen begleiteten Sitzung waren Personen anwesend, die dem Wort des Sultans vertrauten und vielleicht hofften, dass die osmanischen Truppen auch diesmal – wie 1526 und 1529 – abziehen würden. Möglicherweise gab es einige Teilnehmer, die zu einer scheinbaren Kooperation rieten, aber letzten Endes fanden sich alle mit der ihnen vom Sultan aufgezwungenen Situation ab. Sie hatten ja keine andere Wahl, als sich mit dem mächtigen Herrscher zu verständigen und die herzliche Einladung anzunehmen. Wir nehmen an, dass Frater Georgs Wort unter den Tonangebern ziemlich schwer ins Gewicht fiel: Er wird aller Wahrscheinlichkeit nach den Standpunkt unterstützt haben, mit dem Sultan zu verhandeln und seiner Einladung Folge zu leisten, weil man damit mehr erreichen könne als mit einem beleidigten Widerstand. Das scheinen auch die viele

[72] Frater Georg an Erzbischof Johann Wese. Déva, 29. Mai 1542. In: *Fráter György levelezése 1535–1551*. Hg. Árpád Károlyi. Budapest 1881, 52–56. Erwähnt von László *Bárdossy*: Magyar politika a mohácsi vész után. Budapest 1943, 265–267.

Jahre später geäußerten Worte Frater Georgs zu untermauern, die ebenfalls in der Aussage von Antal Verancsics überliefert sind: »[...] als er [Verancsics] Frater Georg einmal in Weißenburg zum Abendessen ins Propsthaus einlud, wurde viel vom Fall Ofens gesprochen, und er selbst hörte, dass der Mönch meinte, wenn er gewusst hätte, dass der Sultan Ofen einnehmen wollte oder die Burg von ihm fordern würde, hätte er sich nie in dessen Zelt begeben und auch anderen Ratsherren nicht erlaubt hinzugehen; er fügte hinzu, dass sie Ofen noch einen ganzen Monat lang hätten halten können.«[73]

Gegen Ferdinands schwaches, demoralisiertes Söldnerheer wäre das vielleicht möglich gewesen, aber die erschöpften und ausgehungerten Verteidiger hätten Ofen gegen das Heer des Sultans wohl kaum halten können. Damals, in jener Situation, hatte kein Gegner Chancen gegen Süleymans Willen und Heer: Die Bemühungen Frater Georgs und der Szapolyai-treuen Ratsherren zählten nicht viel, und Ferdinand I. von Habsburg konnte keine ausreichenden Verteidigungskräfte zum Schutz Ofens einsetzen. Im September 1541 wurde die Hauptstadt Ungarns zum Sitz eines osmanischen Wilajets, und unter der Führung von Pascha Süleyman, dem ersten Beglerbeg von Ofen, blieben dreitausend, anderen Quellen zufolge zehntausend türkische Soldaten in der Stadt.[74]

[73] *Podhradczky*: Martinúziánák, 257.

[74] Mihály Mutnoky, Gutsverwalter in Gran, an Ferenc Révay. Gran, 1541. In: *Bagi*: Két jelentés, 746–749, hier 748.

Nóra G. Etényi, Budapest

Diplomaten und Drucke auf dem Reichstag zu Regensburg 1685

Nachrichten zum Sieg über die Osmanen

Der Passauer Bischof Sebastian von Pötting (1628–1689) gratulierte in seinem in Regensburg verfassten Schreiben vom 26. August 1685 Kaiser Leopold I. aus dem Anlass, dass die kaiserlichen und Reichsheere am 16. August 1685 unter der Leitung Karls von Lothringen Pascha Scheitan Ibrahim besiegten und am 19. August das frühere Oberhauptmannschaftszentrum Neuhäusl (*Érsekújvár*, *Nové Zámky*) von den Osmanen zurückerobert hatten.[1] Pötting, der als Gesandter den Kaiser auf dem Reichstag vertrat, berichtete auch, dass er am 23. August eine offizielle Informationsschrift über die Siege herausgegeben habe. Seinem Bericht legte er auch einen Druck bei, den er anhand der Nachrichten veröffentlicht hatte, die auf den Nachrichten des offiziellen Kuriers Francesco de Riva aus Wien vom 19. August und den Informationen des Gesandten Carl Ludwig Sinzendorf vom 23. August basierten.[2] Die beiden Berichte stimmten Wort für Wort mit dem Bericht überein, den Leopold I. an die Kurfürsten verschickt hatte. Die Beilage zum offiziellen Brief des Kaisers vom 18. August schilderte sachgemäß den auf einem sumpfigen Gelände bei nebligem Wetter errungenen Sieg gegen Pascha Scheitan Ibrahim, der gegen Gran (*Esztergom*) angestürmt war.[3] Leopold I. berichtete dem Kurfürsten von

---

[1] Österreichisches Staatsarchiv. Haus-Hof- und Staatsarchiv, Wien [im Weiteren: ÖStA HHStA]. Reichskanzlei, Akten der Prinzipalkommission [im Weiteren: RAP]. Fasc. 27 b, Berichte 1685, Fol. 132–133. Die Autorin dankt für die Forschungsbeihilfe zu dieser Abhandlung im Rahmen des Projekts „Thematic Excellence Program. Community building: family and nation, tradition and innovation".

[2] ÖStA HHStA RAP Fasc. 27 b, Berichte 1685, Fol. 134; Beylagen Zu dem Den 23. Aug., 1685. dictirten Käys. Commissions-Decreto. ÖStA HHStA Mainzer Erzkanzlerarchiv [im Weiteren: MEA]. Reichstagsakten 266, Nr. 96.

[3] ÖStA HHStA MEA Reichstagsakten 266, Nr. 65.66.

Mainz – übereinstimmend mit dem Druck – in einem Brief vom 20. August über die Einnahme von Neuhäusl.[4]

Am 26. August zelebrierte der Passauer Bischof ein Te Deum und gab ein Bankett in Regensburg. Für die wichtigste Aufgabe hielt er aber die schnelle und koordinierte Kommunikation der gegen die Osmanen erkämpften Siege. Aus der Denkschrift, die Pötting am 29. August seinem nächsten Bericht[5] beilegte,[6] ging jedoch auch hervor, dass es im Kurfürstenkolleg Anstoß erregte, dass die schnelle Veröffentlichung der Nachrichten auf dem Reichstag nicht vom Erzbischof von Mainz, Reichskanzler und Leiter der *Bücherkommission* veranlasst worden war. Dekrete, amtliche Mitteilungen, politische Publikationen zu Angelegenheiten des Reichstags gehörten im Reichsdirektorium zur Kompetenz des Reichskanzlers.[7] Das unmittelbare und legitime Ansprechen der Öffentlichkeit erhöhte das politische Gewicht des Mainzer Kurfürsten, obwohl auch die Gesandten, die den Kaiser vertraten, eigene Befugnisse besaßen. Die Gesandten durften Denkschriften (in hundert Exemplaren) herausgeben, während ein kaiserlicher Gesandter berechtigt war, kaiserliche Dekrete zu veröffentlichen.[8] Während der Türkenkriege und im Schatten der offensiven Außenpolitik Ludwigs XIV. wollte der Mainzer Erzbischof Anselm Franz von Ingelheim (1679–1695) keinen Konflikt um seinen Primat in der Nachrichtenkommunikation des Reiches.[9]

Für den diskret behandelten Konflikt fand sich schon bald eine Lösung. Jurist und Hofrat Johann Caspar Scheffer, der zwischen 1681 und 1700 der

---

4 Ebenda, Nr. 68.

5 ÖStA HHStA RAP Fasc. 27 b, Berichte 1685, Fol. 140; Abschrift: ÖStA HHStA MEA Reichstagsakten 266, Nr. 95.

6 ÖStA HHStA RAP Fasc. 27 b, Berichte 1685, Fol. 140–143.

7 Karl Otmar von *Aretin*: Das Alte Reich 1648–1806. I: Föderalistische oder hierarchische Ordnung (1648–1684). Stuttgart 1993, 116–118; Heinrich Wilhelm von *Bülow*: Über Geschichte und Verfassung des gegenwärtigen Reichstags. I. Regensburg 1792, 144; Karl *Härter*: Das Kurmainzer Reichstagsdirektorium. Eine zentrale reichspolitische Schaltstelle des Reichserzkanzlers im Reichssystem. In: Der Mainzer Kurfürst als Reichserzkanzler. Funktionen, Aktivitäten, Ansprüche und Bedeutung des zweiten Mannes im alten Reich. Hg. Peter Claus Hartmann. Stuttgart 1997, 171–203.

8 Susanne *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg. Das Informations- und Kommunikationssystem des Immerwährenden Reichstags um 1700. Berlin 2007, 134–137.

9 Max *Piendl*: Principalkommissariat und Principalkommissare am Immerwährenden Reichstag. In: Regensburg – Stadt der Reichstage. Hg. Dieter Albrecht. Regensburg 1980, 131–149; Anuschka *Tischer*: Der immerwährende Reichstag als Forum öffentlicher Kriegsdiskurse in den ersten Jahrzehnten seiner Entstehung. In: *Reichsstadt, Reich, Europa. Neue Perspektiven auf den Immerwährenden Reichstag zu Regensburg (1663–1806)*. Hgg. Harriet Rudolph, Astrid Schlachte. Regensburg 2015, 253–265, hier 262–264.

Regensburger Vertretung des Mainzer Kurfürsten vorstand, berichtete bereits am 30. August 1685 von einem zufriedenstellenden Kompromiss. Seinem Bericht zufolge fand am Dienstag, den 28. August, in Anwesenheit der Vertreter des Kurfürstenkollegs, des kaiserlichen beziehungsweise des österreichischen Gesandten eine Besprechung über eine gemeinsame Feier der gegen die Osmanen errungenen Siege statt, die für den 2. September geplant war. Johann Caspar Scheffer berichtete am 3. September auch über das gelungene Bankett und wies darauf hin, dass die kurfürstlichen und kaiserlichen Gesandten über die Kommunikation der Nachrichten des Türkenkrieges weiter verhandeln würden.[10] Laut der erzielten Vereinbarung würden sie ein gemeinsames Dekret über den neuen Sieg an der Brücke von Esseg (*Eszék*, *Osijek*) herausbringen.[11]

Der Druck, der über die Schlacht bei Taath (*Tát*) und die Eroberung von Neuhäusl herausgegeben worden war, erschien Ende August wieder mit neuem Umbruch und einer detaillierten Beschreibung der erbeuteten Munition und war ergänzt um eine Nachricht über die Beschädigung der Brücke bei Esseg.[12] Im neuen Dokument wurde festgehalten, dass die lüneburgischen und schwäbischen Heere am rechten Flügel von Friedrich Graf von Scherffenberg und die Hilfstruppen aus Köln, Bayern und Franken am linken Flügel von Oberleutnant Somorazky angeführt worden waren. Der Bericht betonte die Rolle Karls von Lothringen und des bayerischen Kurfürsten Maximilian II. Emanuel bei der Leitung der Schlacht und die von Aeneas Silvio Caprara bei der Erstürmung von Neuhäusl.[13]

Das Dokumentenduell war damit nicht beendet, denn Leopold Voigt gab die Berichte über die August-Siege in Wien erneut heraus. Der zwischen 1670 und 1706 tätige »academische Buchdrucker« spielte bereits nach der Befreiung Wiens eine Schlüsselrolle in der kaiserlichen Propaganda. Voigts Dokumente findet man auch unter den Kriegsschriften des Reiches. Unter den Anlagen zum Briefentwurf vom 17. September, der im Namen Kaiser Leo-

---

10 ÖStA HHStA MEA Reichstagsakten 266, Nr. 101.

11 Ebenda, Nr. 87.

12 Dess Käyserl. Feld-Marschalls Herrn Grafen von Leslie Kriegs-Operation, In Abbrennung der Welt-berühmten Brücke dess Türckischen Paß u Osseck Im Jahr Christi 1685. Wienn, den 23. Augusti, 1685, Feld-Läger bey Turanowiz den 8. Augusti, 1685. Ebenda.

13 Beylagen Zu dem Den 23. Augusti, 1685. dictirten Käyserlichen Commissions-Decreto. Kurzer Bericht, Was unter Commando Ihrer Durchl. dess Herzogens zu Lothringen, zwischen den Christlichen und Türckischen Armeen bey Gran den 16. Augusti, 1685. sich begeben. Hierauf folgt der eigentliche Bericht, wie und auf was Weiß den 19. diss der Sturm zu Neuheusel abgeloffen und die glückliche Eroberung erfolgt. Ebenda, 96.

polds als Bericht über die August-Siege an die Kurfürsten gedacht war, befinden sich ein handschriftlicher Bericht und dessen gedruckte Version, die von Leopold Voigt mit einer Ergänzung veröffentlicht wurde.[14] Voigt publizierte auch über den entscheidenden Ansturm auf Neuhäusl,[15] außerdem versprach er neue Dokumente über Eperies (*Eperjes*, *Prešov*), die Kriegserfolge der Venezianer und die Brücke bei Esseg. Voigts Druck über Jacob Lesslies Kriegsmanöver an der Drau zwischen dem 8. und 23. August befindet sich unter den Reichsdokumenten, während das Manuskript fehlt.[16]

Anhand der Voigtschen Drucke lassen sich die Erstürmung von Neuhäusl und die Schlacht bei Taath rekonstruieren.[17] Die Festungsstadt konnte am 7. Juli 1685 eingekesselt werden; anschließend brannten die kaiserlichen und Reichsheere die Stadt am 22. Juli nieder, erbauten eine Circumvallation sowie Sturmwege und entwässerten den Wassergraben. Inzwischen erschien ein türkisches Entsatzheer an der Donau, das Waitzen (*Vác*) und am 22. Juli Visegrád zurückeroberte. Die größte Gefahr stellte der für 1685 zum Serdar ernannte Pascha von Ofen (*Buda*), Scheitan Ibrahim dar, dessen militärischem Talent wegen der Verteidigung von Ofen 1684 selbst die deutschen Drucke des Jahres 1685 Anerkennung zollten. Pascha Scheitan Ibrahim begann am 26. Juli mit der Erstürmung von Gran, dessen Verteidiger am 30. Juli die Stadt aufgaben und sich in die Zitadelle zurückzogen.

Karl von Lothringen teilte sein Heer in zwei Teile auf: Sechzehntausend Soldaten unter der Leitung von Aeneas Silvio Graf Caprara setzten die Belagerung von Neuhäusl fort, während vierzigtausend Mann gegen das Gran belagernde osmanische Heer aufmarschierten. Scheitan Ibrahim zog, nachdem er von den Kriegshandlungen erfahren hatte, gegen das Heer Karls von Lothringen, so dass die zwei Armeen am 11. August auf beiden Seiten eines sumpfigen Geländes bei Taath aufeinandertrafen. Nach viertägigem Warten

---

[14] Kurzer Bericht, Was unter Commando Ihrer Durchl. dess Herzogens zu Lothringen zwischen den Christlichen und Türckischen Armeen bey Gran den 16. Augusti 1685 sich begeben. Gedruckt und zufinden bey Leopold Voigt. ÖStA HHStA Reichskanzlei Kriegsakten [im Weiteren: RKA]. 1685, Fol. 94–97, 98–99.

[15] Kurzer Bericht über die Eroberung der Vestung Neüheüsel. Wien den 20. Augs. 1685. Hierauff folgt der eigentliche Bericht wie und auff was Weiss den 19. diss der Stum zu Neuhäusel abgeloffen und die glückliche Eroberung erfolgt. Ebenda, Fol. 45–48, 117–118.

[16] Dess Keyserl. Feld-Marschalls Herrn Gr. von Leslie Kriegs-Operation, In Abbrennung Der Welt-berühmten Brucke dess Türk. Pass zu Osseck. 1685. Wienn, L. Voigt. Ebenda, Fol. 71.

[17] József *Bánlaky*: A magyar nemzet hadtörténelme. Budapest 1928; Ferenc *Szakály*: Hungaria eliberata. Die Rückeroberung von Buda im Jahr 1686 und Ungarns Befreiung von der Osmanenherrschaft (1683–1718) Budapest 1986, 40–41; Ágnes R. *Várkonyi:* Magyarország visszafoglalása 1683–1699. Budapest 1987, 55–60.

zog Karl von Lothringen seine Truppen etwas weiter zurück, was Serdar Ibrahim zur Überquerung des Sumpfes und zum Angriff bewog. Die kaiserlichen und Reichsheere führten einen Gegenangriff aus und jagten den Feind schließlich in die Flucht.[18] Die Truppen Karls von Lothringen zogen erneut gegen Neuhäusl und nahmen die Stadt am 19. August ein. Scheitan Ibrahim zog sich Richtung Belgrad zurück, obwohl ihm die Überquerung der Drau Schwierigkeiten bereitete, da Lesslie die Brücke bei Esseg am 13. August beschädigt hatte. Die Siege vom August 1685 sicherten das linke Ufer der Donau in Richtung Ofen, was großangelegte Kriegsmanöver ermöglichte. Im Herbst 1685 erwartete die kaiserliche Heeresleitung auch bei den umschlossenen Städten Eperies und Kaschau (*Kassa*, *Košice*) einen Durchbruch. Die Siege der Republik Venedig in der griechischen Inselwelt bereiteten ebenfalls eine neue Offensive vor.[19]

Der Regensburger Konflikt hinter den diplomatischen Kulissen im August 1685 wies deutlich darauf hin, dass die Interessen der Verbündeten auch in der Propaganda koordiniert werden mussten, weil eine Präsentation der Ergebnisse des Osmanenkrieges vor der politischen Öffentlichkeit innenpolitisch notwendig und außenpolitisch einträglich war.[20] Im ausgehenden 17. Jahrhundert besaß die kaiserliche Macht immer mehr Instrumente zur Steuerung des Informationsflusses über bestimmte Kanäle, um damit die Öffentlichkeit im Reich zu erreichen. Auf dem Markt der gedruckten Nachrichten hatten offizielle Berichte von den Kriegsschauplätzen einen politischen und wirtschaftlichen Wert. Renommierte Verlage stellten ihre effektiven Informa-

---

[18] Lajos *Négyesi*: Az 1685. évi táti csata. In: Hadtörténelmi Közlemények 128 (2015) 4, 1072–1078.

[19] Zoltán *Bagi*: A sváb kerületi segélycsapatok kiállításának nehézségei és részvételük az 1685. évi hadjáratban. In: Hadtörténelmi Közlemények 129 (2016) 1, 193–216; Ekkehard *Eickhoff*: Venedig, Wien und die Osmanen. Umbruch in Südosteuropa 1645–1700. Stuttgart 1988, 368–382; Kennet *Meyer Setton*: Venice, Austria and the Turks in the Seventeenth Century. Philadelphia 1991, 271–301; Milan *Pelc*: Veliki most u Osijeku. Povijesni očevid / The great Bridge in Osijek. Historical Eyewitnessing. In: Ivana Haničar Buljan – Nenad Moačanin – Milan Pelc – Mladen Pešič – Ratko Vučetič: Veliki Osječki Most / The Great Osijek Bridge. Povijesni Dossier i suvrema interpretacija / Historical Dossier and Contemporary Interpretation. Zagreb/Osijek 2014, 17–89; Ferenc *Tóth*: Lotaringiai Károly herceg hadjáratainak naplója. A törökellenes magyarországi hadjáratok 1683–1688 közötti szakaszának fontos forrása. In: Hadtörténelmi Közlemények 130 (2017) 3, 745–779.

[20] Johannes *Arndt*: Die europäische Medienlandschaft im Barockzeitalter. In: Auf dem Weg nach Europa. Deutungen, Visionen, Wirklichkeiten. Hgg. Irene Dingel, Matthias Schnettger. Göttingen 2010, 25–39; Michael *Maurer*: Europa als Kommunikationsraum in der Frühen Neuzeit. In: Kommunikation in der Frühen Neuzeit. Hgg. Klaus-Dieter Herbst, Stefan Kratochwill. Frankfurt am Main 2009, 11–24.

tionskanäle und guten Kontaktnetzwerke durch die Veröffentlichung von Kriegsberichten unter Beweis. Die schnelle Kommunikation der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen stellte für die Entscheidungsträger gleichzeitig eine zwingende Notwendigkeit und eine Möglichkeit dar.[21]

Regensburg und der Immerwährende Reichstag

Leopold I. berief am 6. Januar 1663 den Reichstag wegen des von Großwesir Ahmed Köprülü geführten Kriegszuges ein.[22] Es gelang dem Kaiser jedoch nicht, den Reichstag zu beenden, der für die Reichsstände zu einem wichtigen Forum des Interessenvergleichs wurde.[23] Für Regensburg, eine Stadt mit damals 20.000 Einwohnern, waren die Verpflegung der Delegationen und die Befriedigung der Luxusansprüche anfangs eine große Herausforderung.[24] Die Stadt passte sich aber den veränderten Umständen – der Präsenz der Gesandten, den kulturellen Wechselwirkungen, dem Pomp, den Feuerwerken und den vielen Musik- und Theateraufführungen – mit der Zeit an, da die Tätigkeit der rund siebzig Delegationen einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung bewirkte.[25] Der Apparat der ständigen Gesandtschaften und ihre Funktionsmechanismen waren bis ins 18. Jahrhundert bereits institutionali-

---

21 Ágnes R. *Várkonyi*: A tájékoztatás hatalma. In: Információáramlás a magyar és török végvári rendszerben. Hgg. Tivadar Petercsák, Mátyás Berecz. Eger 1999, 9–30; Á. R. *Várkonyi*: Politikai kultúra és információ a kora újkorban. Budapest 2014, 5–50.

22 Anton *Schindling*: Die Anfänge des Immerwährenden Reichstags zu Regensburg. Ständevertretung und Staatskunst nach dem Westfälischen Frieden. Mainz 1991, 111; Ágnes R. *Várkonyi*: Török világ és magyar külpolitika. Budapest 1975; Á. R. *Várkonyi*: A közvetítő. Johann Phlilipp von Schönborn és a török háború (1657–1664). In: Dies.: Európa Zrínyije. Válogatott tanulmányok. Budapest 2010, 202–228.

23 Johannes *Burkhardt*: Seit wann ist der Immerwährende Reichstag immerwährend? Bedeutung und Wahrnehmung der Permanenz einer Reichsinstitution. In: Harriet Rudolph – Astrid von Schlachte (Hgg.): *Reichsstadt, Reich, Europa* 85–104; Walter *Fürnrohr*: Der immerwährende Reichstag zu Regensburg. Das Parlament des Alten Reiches. Zur 300-Jahrfeier seiner Eröffnung 1663. Regensburg/Kallmünz ²1987.

24 Walter *Fürnrohr*: Das Patriziat der Freien Reichsstadt Regensburg zur Zeit des Immerwährenden Reichstags. Eine sozialgeschichtliche Studie über das Bürgertum der Barockzeit. In: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 93 (1952) 153–307.

25 Karl *Hausberger*: Zum Verhältnis der Konfessionen in der Reichsstadt Regensburg. In: Martin Angerer – Peter Germann-Bauer – Eugen Trapp: 450 Jahre Evangelische Kirche in Regensburg. 1542–1992. Regensburg 1992, 153–163; Christoph *Meixner*: Regensburg. In: Wolfgang Adam – Siegrid Westphal: Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen. Berlin 2012, 1695–1754; Klemens *Unger* – Peter *Styra*: Regensburg zur Zeit des Immerwährenden Reichtags. Kulturhistorische Aspekte einer Epoche der Stadtgeschichte. Regensburg 2013.

siert, und die Gesandtschaften errichteten eigene ständige Paläste.[26] Die Leiter der kaiserlichen Gesandtschaft und die kirchlichen Würdenträger wurden im Kloster Sankt Emmeram untergebracht.[27]

Zwischen 1663 und 1806 tagte der Immerwährende Reichstag mit häufig wechselnder Intensität; nach einiger Zeit wurden die Angelegenheiten nicht mehr von den Gesandten, sondern von Juristen und Residenten betreut, die gemeinsam mehrere Machthaber vertraten. Die Gefahren des Türkenfeldzugs gegen Wien im Jahre 1683 erhoben Regensburg zum Schauplatz von Entscheidungen von internationaler Bedeutung.[28] Damit war schon nach 1679 ein neues Kapitel in den politischen Kräfteverhältnissen zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten eröffnet.[29] Bis 1685 zeigte die Politik der Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, Brandenburg und der Pfalz im Kurfürstenrat eine gut organisierte Kooperation, welche die Reichspublizistik 1684 als »Partei des Mainzer Kurfürsten« bezeichnete.[30] Die intensive Repräsentation auf dem Reichstag hielt auch der bayerische Kurfürst Maximilian II. Emanuel – gemäß seiner Rolle im Osmanenkrieg – für eine ausgezeichnete Gelegenheit. Eine weitere Stütze bestand darin, dass das Amt des Regensburger Bischofs zwischen 1649 und 1763, von einigen kurzen Unterbrechungen abgesehen, von Angehörigen der Familie Wittelsbach bekleidet wurde.[31]

Mit dem Regensburger Stillstand vom 15. August 1684 konnte der seit 1681 bestehende, erneute Konflikt zwischen Ludwig XIV., Leopold I. sowie Karl II. beseitigt und auf dem Kriegsschauplatz im Westen gemäß der Vereinbarung für zwanzig Jahre Ruhe herbeigeführt werden. Der *Waffenstillstand* bot Leopold I. die Sicherheit, sich auf einen längeren Krieg gegen die Osmanen einlassen zu können. Gleichzeitig räumte er der französischen Diplomatie die Möglichkeit ein, auf dem Reichstag ihre Interessen zu vertreten. Die Gesandten der Königreiche Spanien, Schweden, Dänemark und Frankreich

---

[26] Michael *Kubitza*: Regensburg als Sitz des Immerwährenden Reichstags. In: *Geschichte der Stadt Regensburg*. I–II. Hg. Peter Schmid. Regensburg 2000, I, 148–162, hier 157.

[27] *Feste in Regensburg. Von der Reformation bis in die Gegenwart*. Hg. Karl Mösender. Regensburg 1986, 234.

[28] Rudolf *Reiser*: Adeliges Stadtleben im Barockzeitalter. Internationales Gesandtenleben auf dem Immerwährenden Reichstag zu Regensburg. Ein Beitrag zur Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Barockzeit. München 1969.

[29] Heinz *Angermeier:* Die Reichskriegsverfassung in der Politik der Jahre 1679–1681. In: Ders.: Das alte Reich in der deutschen Geschichte. Studien über Kontinuitäten und Zäsuren. München 1991, 420–448.

[30] *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 256–257.

[31] Karl *Hausberger*: Die Bischöfe seit dem Jahrhundert der Glaubensspaltung. In: *Geschichte der Stadt Regensburg* II, 716–717.

konnten während der Friedensperioden nicht als Ausländer, sondern als Grundbesitzer des Reiches anwesend sein. Von den 1680er Jahren an waren auch die Niederlande und England bestrebt, so lange wie möglich Gesandte in Regensburg zu haben – insbesondere nach dem Abschluss der Augsburger Allianz (oder Liga) im Jahre 1688. 1712 traf auch eine russische Delegation ein, und von den Schweizer Kantonen strebten Zürich und Bern nach einer ständigen Vertretung.[32] Die Veränderung der politischen Kräfteverhältnisse wurde bei Militärfesten oder Feierlichkeiten, mit denen man die Erfolge der Dynastie oder den Abschluss von Bündnissen begrüßte, durch Rivalisierung in den Zeremonien publik. Die französischen Gesandten scheuten bei der Vertretung der Interessen ihres Landes, gestützt durch ihre hohe zeremonielle Stellung (*plenipotentiarius*), auch keine Konflikte. Vom Hof Ludwigs XIV. wurden stets hervorragend qualifizierte Diplomaten zum Reichstag entsandt. So hatte zwischen 1679 und 1688 Louis Verjus Comte de Crécy einen ausgefeilten Sinn für Taktik und viel publizistisches Talent.[33] Gesandtenberichte belegen, dass der auch des Deutschen mächtige Verjus bis 1686 eine offenkundig französisch orientierte Interessengruppe aus kurfürstlichen Gesandten ins Leben rief.[34]

Während des Großen Türkenkrieges ließ sich auch Leopold I. durch hervorragende Diplomaten auf dem Reichstag vertreten, die Erfahrungen in der Organisation einer Koalition gegen die Osmanen hatten und das Instrumentarium der Repräsentation von den Zeremonien bis hin zu allgemein verständlichen Drucken wirksam einzusetzen wussten.

Graf Sebastian von Pötting hatte bereits als Passauer Bischof bewiesen, dass er neben den traditionellen kirchlichen Mitteln der Meinungsbildung auch den Wirkungsmechanismus von weltlichen Barockfesten gut kannte. Im Dezember 1676 wurde die von Bischof Sebastian von Pötting zelebrierte Trauung Leopolds I. mit Eleonora von Pfalz-Neuburg in Passau zwei Wochen lang von Feierlichkeiten, Theateraufführungen, sorgfältig geplanten Einzügen begleitet, für die man sogar drei mit Emblemen verzierte Triumphbögen errichtete.[35] Im Sommer 1683 zogen der Hof Leopolds I. und mit ihm auch der in Wien weilende päpstliche Nuntius sowie die Gesandten von Spanien und Venedig aus dem belagerten Wien zunächst nach Linz und dann für acht

---

32 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 96–97.

33 Ebenda, 69, 97, 105, 172, 183.

34 Ebenda, 256–257.

35 Alexander *Erhard*: Geschichte der Stadt Passau. I–II. Passau 1862, I, 257–261.

Wochen nach Passau um. Passau bot nicht nur dem kaiserlichen Hof Zuflucht, sondern schickte auch hundert Fußsoldaten gegen die Osmanen in den Krieg und wirkte bei der Versorgung der Verwundeten mit.[36] So überrascht es nicht, dass Sebastian von Pötting vom Februar 1685 bis zu seinem Tod im März 1689 der kaiserlichen Vertretung auf dem Reichstag vorstand. Er bestellte beim Regensburger Matthäus Eimmart (1640–1707) und dem Nürnberger Georg Christoph Eimmart (1638–1705) ein überdurchschnittlich großes Flugblatt über seinen Einzug in den Reichstag am 29. Mai 1685 (siehe *Abbildung 3*).[37] Das elegante Stadtbild mit Regensburgs typischen Bauwerken und der dynamische Aufmarsch der Delegation lieferte 1701 auch ein Muster für die Darstellung des Einzugs des Passauer Bischofs und österreichischen Gesandten Johann Philipp von Lamberg (1653–1706).[38] Beide Kupferstiche wurden in die berühmte zeitgenössische Sammlung des Prinzen von Waldeck aufgenommen.[39] Wie der Bericht des Nürnberger Reichstagsgesandten Dr. Georg Sigmund von Richter (1645–1711) dokumentiert, hatte August Hankwitz schon im Juli 1685 ein Flugblatt über den Einzug des Passauer Bischofs publiziert, aber den Kupferstich stellte Israel Clement in schlechter Qualität dar.[40]

Eine Beschreibung der in Regensburg gehaltenen Predigt über den Sieg gegen die Türken im August 1685 und die Feierlichkeiten wurde durch Mitwirkung des Jesuiten Christoph Bechtlin (1630–1698) in Johann Aegidius Raths Verlag im Kloster Sankt Emmeram herausgegeben.[41] Im Oktober 1685

---

[36] Joseph *Schöller*: Die Bischöfe von Passau und ihre Zeitereignisse von der Gründung des Bisthums Lorch […]. Passau 1844.

[37] John Roger *Paas*: The German Political Broadsheet 1600–1700. XI: 1683–1685. Wiesbaden 2012, 205, P–3462.

[38] Einzug des Passauer Fürstbischofs Johann Philipp von Lamberg, 1. Dezember 1701. In: Friedrich *Polleroß*: Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706). Petersberg 2010, 215, 223, 295.

[39] Grafik aus dem Klebeband Nr. 15 der Fürstlich Waldeckischen Hofbibliothek, Bad Arolsen 15333, 15335.

[40] Einzug des Passauer Fürstbischofs Sebastian von Pötting in Regensburg, 29. Mai 1685. Grafik aus dem Klebeband Nr. 15 der Fürstlich Waldeckischen Hofbibliothek, Bad Arolsen. 15329. Israel Clement delin (J. J. Schrott f.). Staatsarchiv Nürnberg, Reichstagsakten 313 (1685 Juli – 1685 November), 3–13. Juli 1685, Fol. 17.

[41] Christoph *Bechtlin:* Danck-Predigt auff Gnädigstes Ansinnen Des Hochwürwürdigsten ud Hochgebornen Fürsten Und Herrn, Herrn Sebastiani Bischoffs und des Heyl Röm. Reichs Fürsten zu Passau, Graffen von Pötting […] Wegen […] der Lieben Christenheit wider den Erbfeind […] Victorien erhalten […]. Regenspurg 1685.

wurde die Geburt des Thronfolgers Karl mit einem Abdruck der im Dom gehaltenen Predigt begrüßt.[42]

Ein weiterer bestimmender Akteur der kaiserlichen Delegation war der erfahrene Diplomat Gottlieb Amadeus von Windischgrätz (1630–1695), der bereits in seiner Eigenschaft als hilfesuchender Gesandter während des Türkenkrieges 1663/1664 bedeutende Erfolge erzielt hatte. Seine Zugehörigkeit zur evangelischen Konfession gereichte ihm am schwedischen Herrscherhof und später, 1673/1674, auch in Dänemark zum Vorteil. Er trat 1682 zum Katholizismus über und bekleidete zwischen 1683 und 1688 immer wichtigere Posten in der zum Reichstag entsandten kaiserlichen Delegation; sein Einfluss als österreichischer Gesandter nahm besonders während der Krankheit Pöttings zu. Dem englischen Residenten in Regensburg, Sir George Etherege zufolge bildete sich bis Dezember 1685 eine Art »Fraktion«.[43] Die Bekanntheit und das Ansehen von Windischgrätz wurden auch durch seine diplomatischen Aufträge in Frankreich und Den Haag erhöht. Windischgrätz war auch als Dichter bekannt,[44] wurde Mitglied in der 890-köpfigen Fruchtbringenden Gesellschaft und pflegte enge Kontakte zu Sigmund von Birken, dem Vorsteher des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg.[45]

Über den Abschluss des Regensburger Stillstandes verhandelte 1684 als österreichischer Gesandter der für seine Bildung und seinen Scharfblick bekannte Theodor Heinrich von Strattmann. Seine Karriere hatte am Brandenburger Hof begonnen, später machte er sich als Vizekanzler von Pfalz-Neuburg verdient. Zwischen 1680 und 1683 spielte er in Regensburg als Vertreter des Kaiserhofes eine entscheidende Rolle bei der Organisierung der Verteidigung gegen die Osmanen, wofür ihm der Titel Hofkanzler verliehen wurde. Strattmann bereitete die Ehe von Kaiser Leopold I. mit Eleonora von Pfalz-Neuburg vor und nahm auch an den Verhandlungen zur Eheschließung von Maximilian Emanuel II. mit Maria Antonia, der Tochter Leopolds I., teil.

---

42 Christoph *Bechtlin*: Lob-Predig Alss Ihre Kayserl. Majestät Mit einem New-gebornen Durchl. Printzen Carolo Francisco […] von Gott erfrewet worden, gehalten auff Gnädigst. Ansinnen Des […] Herrn Sebastiani, Bischoffs und des Heil. Röm. Reichs Fürsten zu Passau, Grafen von Pötting […] In dem Hohen Thumb-Stifft zu Regenspurg. Am Achtzehenden Sonntag nach Pfingsten. Regenspurg 1685.

43 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 257.

44 Gottlieb Graf *von Windischgrätz*: Die Gedichte. „Wie gerne wolt' auch ich, die höch des bergs ersteigen". Hg. Almut und Hartmut Laufhütte. Tübingen 1994.

45 Renate *Jürgensen*: Melos conspirant, singuli in unum. Repertorium bio-bibliographicum zur Geschichte des Pegenischen Blumenordens in Nürnberg 1644–1744 Wiesbaden 2006, 66, 84, 196–197.

Regensburg war für Johann Philipp von Lamberg (1651–1712) eine wichtige Station in seiner weitläufigen kirchlichen Karriere. Lamberg setzte sich in Düsseldorf und in Dresden, später in Regensburg für die Erlangung finanzieller und militärischer Hilfe gegen die Osmanen ein. Vom 5. Mai 1686 bis 1689 war er österreichischer Gesandter in Regensburg. Johann Philipp von Lamberg und sein Cousin zweiten Grades, Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706), der ihm im Regensburger Amt folgte, stellten anspruchsvolle Kupferstiche und Flugblätter mit ausgezeichnetem Feingefühl in den Dienst ihrer diplomatischen Aufgaben.[46] Zum Betreiben einer wirksamen Druckpropaganda waren sowohl Kunstverständnis als auch staatstheoretische Kenntnisse unerlässlich. Ab 1689 arbeitete Philipp Wilhelm von Hörnigk, der auch als Verfasser von Flugblättern bekannte Diplomat, ebenfalls in der kaiserlichen Delegation in Regensburg.[47]

Im ausgehenden 17. Jahrhundert entwickelte sich Regensburg zu einem bestimmenden Nachrichtenzentrum des Römisch-Deutschen Reiches, wo die Anwesenden einen Bedarf an relevanten Informationen hatten, während der Ort selbst zu einer bedeutenden Informationsquelle wurde.[48] Ein systematisches Netzwerk der multidirektionalen Informationsvermittlung kristallisierte sich jedoch erst allmählich heraus und wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch die von der Familie Thurn und Taxis geleistete Organisationsarbeit zum professionellen System. Der Informationsfluss in Form von Manuskripten und gedruckten Schriften war am Ende des 17. Jahrhunderts durch einen Wettbewerb beziehungsweise die gelegentliche Zusammenarbeit von mehreren Informationskanälen gekennzeichnet.[49] Der französische Gesandte Verjus rühmte sich im August 1685 damit, dass er die Nachricht über den Sieg bei Neuhäusl schon vor deren Veröffentlichung durch den kaiserlichen Gesandten erfahren hatte.[50]

Auch die Reichsstadt Regensburg organisierte ihre eigene Versorgung mit Nachrichten. Die Schlüsselfigur hierbei war (Johann) Jonas Schrimpf, der

---

46 *Polleroß*: Die Kunst, 216–217.

47 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 183.

48 *Kubitza*: Regensburg, 148–162; Alois *Schmidt*: Von der Landstadt zum Ort des Immerwährenden Reichtags. In: Regensburg – Stadt der Reichstage. Vom Mittelalter zur Neuzeit. Hg. Dieter Albrecht. Regensburg ²1994, 29–43; Wolfgang *Wüst:* Methodische Impulse? Regensburg als Schnittstelle zwischen Reichs- und Landesgeschichte. In: Regensburg, Bayern und das Reich. Festschrift für Peter Schmid zum 65. Geburtstag. Hgg. Tobias Appl, Georg Köglmeier. Regensburg 2010, 247–267, 253.

49 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 191–194.

50 Ebenda, 192.

unglaublich lange, von 1649 bis 1696 in Wien zunächst als Agent, später als Resident und Vertreter des sächsischen Kurfürsten tätig war,[51] obwohl er sich daneben auch für die Interessen anderer Reichsstädte einschließlich Regensburg einsetzte. Den städtischen Abrechnungen zufolge erhielt der Wiener Agent Jonas Schrimpf auch 1685 einhundert Taler für die Nachrichten aus Wien und seine dortige Vertretungsarbeit.[52] Regensburg hatte auch in München einen Agenten; dort stammten die Informationen von einem inneren Geheimrat. In der Hoffnung auf den Fortbestand der guten Beziehungen bestellte die Stadt Regensburg 1685 für die Hochzeit von Maximilian II. Emanuel und Maria Antonia zwei schöne, mit Figuren, Adler und Reichsapfel verzierte Handwaschschüsseln aus vergoldetem Silber beim Goldschmied Johann Gottlieb Stelzer.[53] Laut einer Abrechnung des Stadtrates waren die von Regensburg bereitgestellten Soldaten 1684 bei Waitzen stationiert.[54] Eine Aufzeichnung vom 22. Juli 1685 berichtet von einem Zug von 130 Regensburger Fußsoldaten nach Ungarn.[55] Am 10. September sah der Stadtrat einen großen Betrag als Lösegeld für die bei Neuhäusl in Gefangenschaft geratenen Regensburger Soldaten vor.[56]

Während des Reichstags nahm auch die Bedeutung der gedruckten Nachrichtenvermittlung zu.[57] Johann Jakob Öxle startete bereits 1662 seine „Regensburgische Reichs-Post-Zeitung".[58] Ein richtiges Wochenblatt gab es ab 1664, und Ende des Jahrhunderts erschien auch das Diarium des Reichstags.[59] Beim Druck offizieller Schriften und einzelner Werke des Reichstags spielten ab 1663 Christoph Fischer (1629–1681), später August Hanckwiz (1670–1706) und Johann Aegidius Raith, der 1678–1708 tätige Hofdrucker des Re-

---

51 Judith *Matzke*: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763. Leipzig 2011, 142.

52 Stadtarchiv Regensburg. Cameralia, Hauptrechnung der Stadt Regensburg [im Weiteren: StAR]. Cam 136, Fol. 9, 67, 12. Oktober 1685.

53 Ebenda, Fol. 158, 31. Oktober 1685.

54 Ebenda, Fol. 158, 7, 45, 27. Oktober 1685.

55 Ebenda, Fol. 79.

56 Ebenda, Fol. 158.

57 Alois *Schmid:* Regensburg. Reichsstadt – Fürstbischof – Reichsstifte – Herzogshof. München 1995; *Ders.*: Kulturelles Leben im Konfessionellen Zeitalter. In: *Geschichte der Stadt Regensburg* II, 921–922, hier 926.

58 Elger *Blühm:* Über Regensburgs älteste Zeitung. In: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 127 (1987) 175–184.

59 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 70–71, 219–223; Hans *Gstettner*: Regensburger Reichstags-Korrespondenzen. Ein Stück Pressepolitik des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. München 1936; *Meixner*: Regensburg, 1736–1740.

gensburger Bischofs, eine Rolle. Auf dem Reichstag trafen regelmäßig gedruckte Wochenschriften, Zeitungen und Pamphlete auch aus Reichsstädten und sogar aus den Niederlanden und Frankreich ein, obwohl die Zahl der direkten politischen Flugschriften relativ niedrig war.[60] Den Regensburger Verlegern gelang es nicht, die Veröffentlichung von – mit Kupferstichen illustrierten – Flugblättern in guter Qualität alleine in der Hand zu behalten. Nach 1685 brachte Johann Georg Hoffmann, der in den Verlag Paul Dalnsteiners eingeheiratet und bis 1733 tätig war, eine Wende.[61] Er gab einen Druck heraus, auf dem die Rückeroberung von Ofen und das Krönungsfest in Preßburg (*Pozsony*, *Bratislava*) mit astrologischen Symbolen versinnbildlicht war, und auf dessen Titelblatt Matthäus Eimmart die Kooperation von »Hungaria, Germania und Austria« zu Beginn der erhofften neuen Epoche durch drei Frauengestalten in blühender Landschaft darstellte.[62] Auch die Stadt Regensburg kaufte von Johann Georg Hoffmann Bücher und Drucke für ihre Schulen, man bestellte bei ihm auch städtische Dekrete.[63] Über die Ereignisse des Krieges gegen die Osmanen ist nur ein Flugblatt aus Regensburg – allerdings in mehreren Versionen – bekannt, in dem es um die Belagerung Wiens im Jahre 1683 und die Ereignisse im Juli ging.[64] Bezüglich der mit Kupferstichen illustrierten Veröffentlichungen lässt sich eine regelmäßige Kooperation mit Verlagen in nahen Reichsstädten nachweisen, die kapazitätsstarke Druckereien, namhafte Kupferstecher und ausgedehnte Informationsnetzwerke besaßen, so in Nürnberg, Augsburg und Ulm. Leopold Joseph von Lamberg, ein Mäzen mit feinem Geschmack, bestellte während seiner Tätigkeit als Gesandter in Regensburg in den 1690er Jahren ebenfalls vor allem in Augsburg und Nürnberg Porträts und Gedenkblätter.[65] Der Stadtrat von Regensburg gab dem renommierten Matthias Wagner aus Ulm einen mit einem großformatigen Kupferstich verzierten Kalender in Auftrag.[66] Der Stadtrat kaufte auch politische und kulturelle Neuerscheinungen, Bücher und Buchnachlässe.[67]

---

60 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 206–222; *Polleroß*: Die Kunst, 61.

61 Christoph *Reske*: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden 2007, 854–855.

62 Matthäus *Einmart*: Zodiacum Hunc Boiensem In Applausum Ob Regiam Hungariae Civitatem Budam Quae Anno MDCLI 11 Septembris Turcica […]. Regensburg 1687.

63 StAR Cam 136, Fol. 136.

64 *Paas*: The German Political Broadsheet, 62–65, P–3313–3316.

65 *Polleroß*: Die Kunst, 267–276.

66 StAR Cam 136, Fol. 160.

67 Ebenda, Fol. 195, 196.

Gedruckte Berichte und mit Kupferstichen illustrierte Flugblätter

Der in gutem Zustand erhaltene frühneuzeitliche Bücherbestand Regensburgs und die besondere Dokumentensammlung des Reichstags zu Regensburg beweisen, dass man vielerlei gedruckte Nachrichten zu einem konkreten Kriegsereignis erwerben konnte.[68] Der zwischen 1671 und 1708 tätige Regensburger Verleger August Hanckwiz gab die Nachrichten über die Belagerung von Neuhäusl und die Schlacht bei Taath zweifelsohne auf den Schriften des Wieners Leopold Voigt basierend in mehreren Teilen erneut heraus.[69] Hanckwiz veröffentlichte in drei Teilen ein fachkundiges Kriegstagebuch über die Rückeroberung von Neuhäusl im Jahr 1685.[70] Später gab er einen Bericht über die letzte Phase des Angriffs,[71] die Abwehr des osmanischen Gegenangriffs und die erbeutete Munition heraus.[72] Er veröffentlichte anhand von Nachrichten aus Wien eine gesonderte Liste des erworbenen Kanonenbestandes.[73] Seine billige, in einfacher Ausführung erschienenen Kurzberichte hatten den Vorteil der detaillierten und kontinuierlichen Berichterstattung. Hanckwiz versprach auch neue Schriften über die Belagerung von Eperies

[68] Michael *Drucker*: Bürger und Bücher. Die Bibliothek der Reichsstadt Regensburg. Ausstellungskatalog. Regensburg 1999, 7–12; *Meixner*: Regensburg, 1748–1749.

[69] Kurzer Bericht über die Eroberung der Vestung Neuheusel Wien den 20. Augusti 1685; Beylagen, zu dem den 28. Augusti 1685 dictirten Kayserlichen Comissions-Decreto; Hierauf folgt der eigentliche Bericht wie und auf was Weise den 19. diss der Sturm zu Neuheusel abgeloffen und die glückliche Eroberung erfolgt. Staatsbibliothek Regensburg [im Weiteren: StBR]. 4 Hist. Pol. 541/14/21.

[70] Diarium oder kurze Beschreibung was Taeglich bey Belagerung der Vestung Neuhaesel vom 7. Julii an jetzt lauffenden 1685 Jahrs bis auf den 21 erst-gemeldten Monats vorbey gangen und wie solches attaquiret worden […] Erstlich gedruckt zu Wien (7–21. July). Dieses Diarium wird ferner continuirt werden. Ferner Continuatio des Diarii den 22. July 4 Aug. Dieses Diarium wird weiter continuirt werden. Leztere Continuatio des Neuhausslerischen Diarii samt eigentlicher Beschreibung wie selbe an Ihro Kayserl. majestaet ergangen den 4. Aug. – 18. Aug. Hierauf folgt der eigentliche Bericht, wie und auf was Weiss den 19. diss der Sturm Neuhaeusel abgelauffen und die glückliche Eroberung erfolgt. Ebenda.

[71] Journal dessen was sich bey Angriff der Vestung Neuheusel zugetragen und wie darmit avanciret wird. Ebenda, 4 Hist. pol. 541/14/22.

[72] Particular Nachricht von der am 9/19 Augusti 1685. erfolgten Bestürm und Eroberung der importanten Vestung Neuhaussel. Von dem glücklichen Treffen der Christlichen Armee auff den bey Gran […] 3. Die Specification was von Munition auss dem Türckischen Feld-Lager in die Vestung Gran gebracht worden. Ein Schreib auss den Kays. Feldlager zu finden Regensburg Gedruckt bey Augusto Hanckwizen 1685. Ebenda, 4 Hist. pol. 541/14/25.

[73] Appendix zu dem Diario und Specification Was sich bey Eroberung der Vestung Neuhaeusel in selbigen Plaz an Stücken und Munition befunden hat so geschehen den 20 Aug 1685. Ebenda, 4 Hist. pol. 541/14/25.

beziehungsweise Kaschau[74] und veröffentlichte aus Karlstadt (*Károlyváros*, *Karlovac)* stammende Nachrichten vom September 1685 über das Kriegsgeschehen im Süden.[75] Über die Schlacht bei Taath gab Hanckwiz auch einen lateinischsprachigen Bericht heraus.[76] Die in Regensburg zugänglichen Drucke von 1685 lassen erkennen, dass die Zahl der anhand von Wiener Dokumenten erstellten Neubearbeitungen gegen Ende des 17. Jahrhunderts markant anstieg.[77]

Es war ein Novum der 1680er Jahre, dass neben den traditionellen Flugblattherausgebern in Nürnberg, Augsburg, Ulm, München, Hamburg und – zum geringeren Teil – in Frankfurt am Main und Leipzig auch Wiener Druckereien mit vielen qualitätsvoll illustrierten Berichten auf dem Pressemarkt des Reiches erschienen. Die Druckereien der Kaiserstadt überwanden schnell die durch die osmanische Belagerung ausgelöste Krise. 1685 konnten Wiener Verleger wie Johann Martin Lerch, Leopold Voigt, Johann van Ghelen und Justus van Nypoort den Vorteil schnell und unmittelbar aus dem Kaiserhof stammender Informationen nutzen. Als Erster brachte ein anonymer Wiener Verleger illustrierte Informationen über die Schlacht bei Taath heraus (siehe *Abbildung 2*).[78] Auf dem Kupferstich war der Kriegsschauplatz bei Gran deutlich zu erkennen, und eine dynamische Szene wies auf die Bedeutung der Schlacht hin. Der Text des Flugblattes stimmte vollständig mit dem von Leopold Voigt herausgegebenen, aus sechs Seiten bestehenden Bericht vom 16. August überein.[79] Ein qualitätsvoller Kupferstich von Justus van de Nypoort über die Schlacht bei Taath erschien, nebst einer Darstellung der osmanischen

---

[74] P. s. Gleich jezo will aus Ober-Ungarn verlauten als ob der Herr General Schulz die Vestung Eperies erobert und Caschau berennet haette Worüber man die Gewissheit erwartet und so mehr da die vorige Brieffe grosse Hoffnung zur ehisten emportirung gedachter Vestung Eperies gegeben. StBR 4. Hist. Pol. 541/14/26.

[75] Extract-Schreiben aus Carlstatt vom 23 September 1685. StBR 4 Hist. pol. 541/14/24.

[76] Relatio Ex Epistola Strigonio a manu fide digna conscripta 13 Augusti 1685 Qua praecipua quia in obsidione contigerunt recensentur. Ebenda, 4 Hist. pol. 541/14/23.

[77] Norbert *Bachleitner* – Franz M. *Eybl* – Ernst *Fischer*: Geschichte des Buchandels in Österreich. Wiesbaden 2000, 53–60, 66–67.

[78] Kurzer Entwurff, Was unter Commando Ihrer Durchl. des Herzogens zu Lothringen zwischen denen Christlich- und Türckischen Armeen bey Gran den 18. Augusti 1685 sich begeben. Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok [im Weiteren: MNM TKCs]. T 5516. Siehe noch: Das glückliche Treffen der Christlichen Armee mit dem Erbfeind bey Gran den 15. Augusti 1685; *Paas*: The German Political Broadsheet, 216, P–3474; Béla *Szalai*: Magyar várak, városok, falvak metszeken 1515–1800. I: A mai Magyarország. Budapest ²2006, 66, Nr. 17.

[79] Kurzer Bericht, Was unter Commando Ihrer Durchl: dess Herzogens zu Lothringen zwischen den Christlichen und Türckischen Armeen bey Gran den 16. Augusti 1685 sich bege-

Belagerung von Gran, beim Wiener Verleger Johann van Ghelen. Nypoorts anspruchsvoller Kupferstich wurde später zum Vorbild großer Zusammenfassungen.[80] Justus van der Nypoort und Johann Martin Lerch veröffentlichten schon über die Schlacht bei Párkány (*Štúrovo*) vom 9. Oktober 1683 ein Flugblatt mit einer kurzen Beschreibung,[81] obwohl die Flugblätter der Nürnberger Verlage 1683 mit vielfältigeren Nachrichten über die Ereignisse des Türkenkrieges berichteten. Johann Jonathan Felseckers Nürnberger Flugblatt mit einer Beschreibung der Schlacht bei Párkány im Jahre 1683 und später auch über die Einnahme von Gran im Oktober 1683 erschien in fünf Versionen Leonhard Loschges mit immer mehr Informationen, die sogar auf das Bild gedruckt wurden (siehe *Abbildung 1*).[82] Von der Schlacht bei Taath berichtete auch ein anonymes Flugblatt.[83]

Über die Rückeroberung der Festung Neuhäusl mit sechseckigem Grundriss und neuitalienischer Bastion erschienen 1685 viele Flugblätter. Die Ansichten und Grundrisszeichnungen, die anlässlich der Einnahme der Burg durch die Osmanen im Jahre 1663 in Nürnberg, Augsburg und Frankfurt am Main angefertigt worden waren, blieben dank der nachträglichen Zusammenfassungen leicht zugänglich. 1685 wies ein Flugblatt des Wiener Kupferstechers und Verlegers Johann Martin Lerch die qualitativ beste visuelle Information auf. Das mit zwei Kupferstichen herausgegebene Flugblatt stellte die Stadt vor und zeigte durch eine genaue Kriegsingenieurzeichnung die Annäherungsgräben sowie die wichtigsten Angriffsrichtungen (siehe *Abbildung*

---

ben. Gedruckt und zufinden bey Leopold Voigt. ÖStA HHStA RKA 1685, Fol. 94–97, 98–99.

80 Christoph *Boethius*: Rhum-Beloberter Triumph-leuchtender und Glantz-erhöheter Kriegshelm. Nürnberg 1685–1689; Ilona *Hubay*: Magyar és magyar vonatkozású röplapok, újságlapok, röpiratok az Országos Széchényi Könyvtárban 1480–1718. Budapest 1948, 968; *Szalai*: Magyar várak, 66, 67, Tafel 88, 92.

81 Wahrer Abriss des schaerffen Treffen. MNM TKCs T 1270.

82 Gründlicher und aussführlicher Bericht, Was bey dem zwischen den Käys. und Kön. Polen eines, und dann der Türckischen Armeen andern Theils, Vor glücklicher Eroberung der Stadt Baracan, Gehaltenem blutigen Treffen Denckwürdiges vorgelauffen, Deme noch sonderbare […] Particularia und Antiquitaeten beygefüget werden. Nürnberg 1683. MNM TKCs T 684; *Paas*: The German Political Broadsheet, 134, 142–144, P–3389, P–3397, P–3399; *Szalai*: Magyar várak, 165, Nr. 9.

83 Höchst-erfreulicher Bericht und Vorstellung des Christlichen Entsatzes Der Vestung Gran, Was massen nemlich die Christliche Völcker mit resoluter Dapferkeit die in 60 000 Mann bestehende Türkische Armee den 15. Augusti davon ganzlich hinweg geschlagen und den Preiss-würdigsten Sieg davon getragen. *Paas*: The German Political Broadsheet, 217, P–3475; *Szalai:* Magyar várak, 66–67, Nr. 18.

4).[84] Die Informationen des Lerchschen Grundrisses stimmen mit der Kaiser Leopold I. gewidmeten großformatigen Abbildung des Kriegsingenieurs Johann Kleinwächter überein, auf der die Angriffsstellungen und die Lagerplätze des Belagerungsheeres markiert waren.[85] Ein gedrucktes zusammenfassendes Tagebuch über die Belagerung von Neuhäusl erwähnte auch den Namen des Kriegsingenieurs Kleinwächter und dessen Rolle bei der Bestimmung der Kanonenstellungen und Annäherungsgräben und bei der Planung der Contra- beziehungsweise Circumvallation.[86] Kriegsingenieur Johann Kleinwächter stand seit 1679 im kaiserlichen Dienst und starb 1686 am ungarischen Kriegsschauplatz. Eine Kopie seines für den Kriegsrat erstellten Grundrisses von Neuhäusl wurde auch in die kriegstechnische Landkartensammlung in Baden aufgenommen.[87] Arnoldo von Westerhout, ein flämischer Kupferstecher im Dienst von Papst Innozenz XI. in Rom, bearbeitete ebenfalls die Zeichnung des Kriegsingenieurs, jedoch ohne Quellenangabe.[88] Wahrscheinlich verwendete auch Johann Martin Lerch Kleinwächters Belagerungsskizze, ohne auf den Urheber hinzuweisen. Der zweite Kupferstich im Flugblatt von Lerch liefert ebenfalls wesentliche Informationen, welche die wichtigsten Angriffsrichtungen auch für die städtische Leserschaft erläuterten. Auf dem Bild ist eine aus der Vogelperspektive dargestellte Vedute von Louis Nicolaus d'Hallart, dem Kriegsingenieur Maximilian II. Emanuels, und

---

84 Abbildung, wie die Vestung Neuheusel in Nieder-Ungarn durch die Christliche Waffen mit surmender Hand […]. MNM TKCs T 1210; *Paas*: The German Political Broadsheet, 219, P–3477; Béla *Szalai* – Lajos *Szántai*: Magyar várak, városok, falvak metszeteken 1515–1800. II: A történelmi Magyarország. Budapest ²2006, 76, 106.

85 Johann Kleinwächter Kay. Ober Ingenieur delineavit. MNM TKCs T 5415; *Szalai* – *Szántai*: Magyar várak, 76.

86 Wahre Relation Wie Neuhäusel, Erobert worden. Den 19. Augusti 1685. In: Vierfacher Curieuser und ganz neuer unständlicher Bericht, Aller sich jüngst zu getragen Actionen der Christlichen Völcker vor Neuhäusel, Wie nemlich selbige Weltberühmte Vestung denen Türckischen Raubvögeln stürmischer Weise entrissen, Welcher Gestalt ferner Die Christliche Armee unter Gr. Hochfürstl. Durchl. H. Herz. zu Lothringen die Türckischen Bluthunde vor der belägerten Vestung Gran Heldenmüthig hinweg geschlagen. Was massen überdas Durch höchstkluge Anstalt des H. Gen. Lesslie die Weltberuffene Ossecker-Brücke […]. Nürnberg, zu finden bey Leonhard Loschge, 1685. Forschungsbibliothek Gotha, Hist. 8. 05254.

87 Lajos *Glaser*: A karlsruhei gyűjtemények magyar vonatkozású térképanyaga / Ungarn betreffende Karten und Plänen in den Karlsruher Sammlungen. Budapest 1933, 128, Nr. 33; György *Kisari Balla*: Karlsruhei térképek a török háborúk korából / Kriegskarten und Pläne aus der Türkenzeit in den Karlsruher Sammlungen Budapest 2000, 57, Nr. 35; György *Rózsa*: Schlachtenbilder aus der Zeit der Befreiungsfeldzüge. Budapest 1987, 21.

88 *Paas*: The German Political Broadsheet, 332, PA–774; *Szalai* – *Szántai*: Magyar várak, 76, Nr. 109.

vom Hofkupferstecher Michael Wening zu sehen, die in München auch selbständig mit einem Kriegstagebuch als Text verlegt wurde.[89] Wenings Kupferstich wurde auch von Johann Ferdinand von Stoiber, dem bayerischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, seinen Berichten vom September 1685 beigefügt.[90]

Der Augsburger Verleger Jacob Koppmayer gab zwischen 1683 und 1699 vierzig Flugblätter heraus.[91] Der illustrierte Bericht über die Belagerung von Neuhäusl schilderte ausführlich die Positionen der Hilfstruppen aus dem Reich sowie die Rolle der Befehlshaber Prinz Georg Friedrich zu Waldeck, Aeneas Caprara und Graf von Scherffenberg.[92] Ein anonymes Flugblatt mit einem Grundriss und der Ansicht von Neuhäusl sowie einem Tagebuch gab die Position der Hilfstruppen des Reiches ebenfalls an und wies zudem auf die Kopfverletzung hin, die Herzog Georg Friedrich von Württemberg am 30. Juni erlitten hatte.[93]

In Hamburg, wo die gedruckte Presse eine Blütezeit erlebte, erschienen viele visuelle Informationen über den großen Osmanenkrieg.[94] Die Flugblätter, die für das mit den englischen, niederländischen und schwedischen Beziehungen vertraute, begüterte und gebildete Publikum gedacht waren, interpretierten die Kriegsereignisse in Ungarn in einem mehrfachen Zusammenhang. Heinrich Heuss dürfte ebenfalls das Bildmaterial des Lerchschen

---

89 Warhafftige Abbildung der Ungarischen Vestung Neuhäusel, wie solche Anno 1685. Den 19. Augusti durch die Christliche Waffen mit sturmender Hand, dem Erb-Feind abgetrungen […]. *Paas*: The German Political Broadsheet, 223, P–3482; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 77, Nr. 56.

90 Gesandtschaft Wien. Gesandter Johann Ferdinand von Stoners Berichte aus Wien 1685/1686. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München. Kasten schwarz 254, Fol. 201–202.

91 John Roger *Paas*: Die Flugblattproduktion des Augsburger Druckers und Verlegers Jacob Koppmayer 1640–1701. In: Gestochen in Augsburg. Forschungen und Beiträge zur Geschichte der Augsburger Druckgrafik. Hommage a Wolfgang Seitz zum 90. Geburtstag 2011. Hgg. John Roger Paas [u. a.]. Augsburg 2013, 79–100.

92 Eigentliche Abbildung der berühmbten Vestung Neuhäussel, und gründlicher Bericht, welcher gestalt dieselbe, nach 5. Wochiger Belagerung, den 19. Augusti Anno 1685. Durch die Kayserliche und Alliirte Waffen glücklich erobert worden. MNM TKCs T 5441; *Paas*: The German Political Broadsheet, 224, P–3483; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 76, Nr. 53.

93 Eigentliche und nach dem natürlichen Grundriss auf das genaueste aussgetalltete Kupffer-Abbildung, de Nieder-Ungarischen Vestung Neuhäusel […]. MNM TKCs T 3858; *Paas*: The German Political Broadsheet, 209, P–3467; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 76, Nr. 54.

94 Holger *Böning*: Eine Stadt lernt das Zeitungslesen. Leser, Auflagen und Reichweite der Hamburger und Altoner Zeitungen in der Frühzeit des Zeitungswesens. In: Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag. Hg. Patrick Merziger, Rudolf Stöber, Esther-Beate Körber, Jürgen Michael Schulz. Stuttgart 2010, 25–46.

Flugblattes aus Wien für sein Hamburger Flugblatt verwendet haben.[95] Thomas Wierings[96] Hamburger Bilderbericht[97] schilderte ausführlich die Rolle des bayerischen Kurfürsten, des Generals Caprara, der Truppen aus Lüneburg und des Herzogs von Württemberg bei der Rückeroberung von Neuhäusl. Das Flugblatt begann mit einer kurzen Erläuterung, wonach es zwar Kritiker gebe, die den Krieg lediglich für einen Interessenkampf hielten, trotzdem hätten in diesem blutigen Krieg mehrere Mächte vereint auftreten können. Die Kupferstiche im Flugblatt des Hamburgers Thomas Wiering[98] stellten die Rolle der Circum- beziehungsweise Contravallation und der Annäherungsgräben dar und gaben damit die Gründe für den großen Zeit-, Geld-, Hilfstruppen- und Schießpulverbedarf der Belagerung an (siehe *Abbildung 5*).[99]

Thomas Wierings Flugblatt über die Belagerung der Brücke bei Esseg im Jahr 1685[100] berichtete nur kurz über die aktuellen Kriegsereignisse, fasste dagegen alle Kenntnisse bezüglich der Esseger Brücke, der europäischen Stein- und Holzbrücken einschließlich jener von Regensburg zusammen und ging sogar auf Beispiele aus Amerika und Afrika ein. Wiering hielt die Holzbrücke von Esseg, über die Süleyman 1529 gegen Wien und 1566 gegen Szigetvár marschiert war, für die berühmteste ihrer Art. Sie wurde 1664 von den Truppen Nikolaus Zrínyis und Wolfgang Hohenlohes niedergebrannt, von den Osmanen jedoch schnell wiedererrichtet – hieß es im Flugblatt nach einem Reisebericht von Edward Braun aus dem Jahr 1669.

Die verfeinerte kollektive Repräsentation erscheint in einem Flugblatt des Ulmer Matthäus Schultes (1679–1692),[101] in dem die Kriegserfolge von Kaiser

---

95 *Paas*: The German Political Broadsheet, 219, P–3478.

96 Werner *Kayser*: Thomas von Wiering und Erben. Ein bedeutendes Kapitel Hamburger Druckgeschichte. In: Auskunft. Mitteilungsblatt Hamburger Bibliotheken 10 (1990) 4, 343–371; *Reske:* Die Buchdrucker, 344–345.

97 Die Belagerung Neuhäusl. Hamburg, gedruckt bey Thomas von Wiering. Kupferstich: Joachim Wichmann. MNM TKCs 54164; *Paas*: The German Political Broadsheet, 220–222, P–3479, P–3481; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 76, Nr. 51.

98 Ebenda.

99 *Szakály*: Hungaria eliberata, 43–45.

100 Eigentlicher Abriss der Weltberühmten Essecker-Brücke in Ungarn und wie dieselbe in iezigem August-Monat zum Theil verbrandt worden. Hamburg Zu bekommen bey Thomas von Wierung im Guldnem A, B, C., 1685. Kupferstich: Joachim Wichmann. *Paas*: The German Political Broadsheet, 213, P–3471; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 84, Nr. 64.

101 Stets-grünende Loober-Krone. Vornemlich Ihrer Römischen Kayserlichen Majestaet: So dann dero hohen Alliirten Auch andern getreuen Ministern, wegen Dero unverdrossen Vätterlichen Vorsorge höchst […]. Ulm zu finden bey Mättheus Schultes. Országos Széchényi Könyvtár, Budapest. Régi Nyomtatványok Tára, Apponyi-gyűjtemény [im Weiteren: App. M.]. 222; *Hubay*: Magyar és magyar vonatkozású röplapok, 894; *Paas*: The German

Leopold I. und seiner Verbündeten im August 1685 als fiktiver Triumphzug dargestellt sind. Der Kupferstich wies mit deutlich erkennbaren Grundzeichnungen auf die Schlacht bei Taath, die Eroberung von Neuhäusl und den Kampf um die Esseger Brücke hin. Mit einem Porträt von Maximilian II. Emanuel und Maria Antonia wurde auf deren Eheschließung in Wien am 15. Juli 1685 Bezug genommen. Der Verfasser des Flugblattes erinnerte im Zusammenhang mit der Schlacht bei Taath am 16. August an die Belagerungen von Gran in den Jahren 1543, 1594 und 1604, im Zusammenhang mit der Esseger Schlacht an den Feldzug Sultan Süleymans 1566 und an Nikolaus Zrínyis Winterfeldzug im Jahr 1664. Anhand einer 1665 erschienenen Ausgabe der Chronik von Hieronymus Ortelius beschrieb er die Geschichte von Neuhäusl. Der in die Zukunft blickende Verfasser zeichnete ein weitführendes politisches Programm auf,[102] wonach man durch militärische Erfolge das ganze Königreich Ungarn, das Fürstentum Siebenbürgen sowie Dalmatien, Slawonien, Bosnien, Serbien und Bulgarien von der osmanischen Herrschaft befreien könne.

Die gemeinsamen Erfolge der Hilfstruppen des Reiches und der kaiserlichen Heere wurden 1685 in einem Büchlein des Nürnberger Verlegers Leonhard Loschge präsentiert, der dem Leser vier besondere Berichte versprach.[103] Auf dem Titelblatt des über die August-Siege von 1685 veröffentlichten, achtzig Seiten starken Werkes wurde hervorgehoben, dass der Nürnberger Verleger originale Wiener Relationen um Kupferstiche ergänzt hatte. Blättert man im Heft, wird in der Tat ersichtlich, dass darin die von Leopold Voigt veröffentlichten offiziellen Berichte wiederzufinden sind. Loschge brachte an erster Stelle das Kriegstagebuch über die Belagerung der »weltberühmten« Festung Neuhäusl, das in mehreren Teilen auch in Regensburg erhältlich war. Er be-

---

Political Broadsheet, 227, P–3486; Béla *Szalai*: Magyar várak, városok és falvak metszeteken 1515–1800. III: Összefoglalás. Budapest 2006, 187, Nr. 3.

102 Jutta *Schumann*: Das politisch-militärische Flugblatt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Nachrichtenmedium und Propagandamittel. In: Das illustrierte Flugblatt in der Kultur der Frühen Neuzeit. Hgg. Wolfgang Harms, Michael Schilling. Frankfurt am Main 1998, 226–258.

103 Vierfacher Curieuser und ganz neuer unständlicher Bericht, Aller sich jüngst zu getragen Actionen der Christlichen Völcker vor Neuhäusel, Wie nemlich selbige Weltberühmte Vestung denen Türckischen Raubvögeln stürmischer Weise entrissen, Welcher Gestalt ferner Die Christliche Armee unter Gr. Hochfürstl. Durchl. H. Herz. zu Lothringen die Türckischen Bluthunde vor der belägerten Vestung Gran Heldenmüthig hinweg geschlagen. Was massen überdas Durch höchstkluge Anstalt des H. Gen. Lesslie die Weltberuffene Ossecker-Brücke […]. Nürnberg, zu finden bey Leonhard Loschge, 1685. Forschungsbibliothek Gotha, Hist. 8. 05254.

schrieb die letzte Attacke vom 19. August separat,[104] anschließend schilderte er anhand mehrerer Berichte die Erfolge Jacob Lesslies bei Esseg;[105] als drittes Ereignis wurde die Schlacht bei Granbeschrieben.[106] Die strategische Bedeutung der Esseger Brücke,[107] der Sieg des venezianischen Generals Morosini bei der Stadt Coroni[108] und sogar die Heuschreckenplage in Wien wurden in Bildern dargestellt. Das Nürnberger Büchlein enthält ebenfalls den kriegstechnischen Grundriss von Neuhäusl, wobei die Inschriften des Stiches mit denen im Flugblatt des Wieners Johann Martin Lerch identisch sind.[109] Neben dem Titelblatt sind Porträts des bayerischen Kurfürsten Karl von Lothringen, des Prinzen von Waldeck sowie von Aeneas Silvio Caprara auf kleinen Medaillebildern zu sehen. Ein nach dem Titelblatt eingefügter Kupferstich zeigt die Belagerung von Neuhäusl und die Schlacht bei Taath mit einem Ganzkörperbild Karls von Lothringen und eines Kriegsingenieurs im Vordergrund; letzterer wurde im Text als Johann Kleinwächter identifiziert.[110]

Trotz der Interessenkonflikte war eine Koordinierung der Propaganda der Türkensiege zwischen dem Kaiser und den Reichsständen möglich. Im Herbst 1685 kam es mit der Kapitulation von Eperies und Kaschau auch in Oberungarn zu einer entscheidenden Wende. Imre Thökölys türkische Gefangenschaft stellte eine große Sensation in der europäischen Politik dar und galt auch in Regensburg als besonders wichtige Nachricht.

---

[104] Hierauff folget der eigentliche Bericht wie und auff was Weiss den 19. diss der Sturm zu Neuhäusel abgeloffen und die glückliche Eroberung erfolgt, 30–33. StBR 4. Hist. Pol. 541/14/21; ÖStA HHStA RKA 1685, Fol. 45–48.

[105] Aussführliche Beschreibung Wie durch höchstkluge Anstalt des Herrn General Lesslie die Weltberuffene Ossecker Brücke gänzlich ruinirt und in die Asche geleget worden, 36–48. StBR 4. Hist. Pol. 541/14/27.

[106] Kurzer Bericht, was unter Commando Ihrer Durchleucht. des Herzogens zu Lothringen, zwischen den Christlichen und Türckischen Armeen bey Gran den 16. Augusti 1685 sich begeben. ÖStA HHStA MEA Reichstagsakten 266, Nr. 96.

[107] Die Flucht der Türcken bey Esseck und abrennung der Brücken durch die Tapfferkeit des Kay. Gen. Gr. Lesslie. StBR 2 Jur. 1133.

[108] Neuer und Warhafftiger Abbreiss der Haubt Stadt Coron in Morea erobert von den Graffen der Durchleuchtigen Herrschafft von Venedig. StBR 4. Hist. Pol. 541/14.

[109] *Paas*: The German Political Broadsheet, 219, P–3477; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 111, Nr. 106.

[110] Wahre Relation Wie Neuhäusel, Erobert worden. Den 19. Augusti 1685. StBR 4. Hist. Pol. 541/14.

Flugblätter zum Sturz Imre Thökölys im Jahre 1685

Auf dem Reichstag berichtete eine ganze Reihe von Drucken bereits im September 1684 von der Niederlage des Thököly-Heeres bei Eperies.[111] Ende September 1685 war auch in Regensburg ein Bericht über die Besetzung von Eperies erhältlich,[112] und Anfang Oktober erschienen Berichte über die bevorstehende Eroberung von Kaschau.[113] Der seit 1684 andauernde Kampf der kaiserlichen Truppen zur Liquidierung der strategischen Basis Thökölys wurde durch die Wende vom 15. Oktober 1685 vollständig in den Hintergrund gedrängt.[114] Großwesir Scheitan Ibrahim wollte die Niederlagen des Jahres 1685 mit einem schnellen Friedensschluss kompensieren, zu dem die Person Imre Thökölys als *diplomatisches Geschenk* gedacht war. Thököly versuchte den Pascha von Wardein (*Várad*, *Oradea*) um militärischen Beistand zu bitten. Auf Scheitan Ibrahims Befehl hin ließ der Pascha von Wardein Thököly bei einer Verhandlung am 15. Oktober gefangen nehmen, was zum rapiden Zusammenbruch der Unterstützung Thökölys führte: Selbst die *Schlüsselstadt* Kaschau ergab sich am 17. Oktober. Scheitan Ibrahim zahlte mit seinem Leben für den politischen Fehlgriff, und obwohl Thököly im Dezember freikam, war seine Basis in Oberungarn endgültig zerstört.

Im Herbst 1685 verkündeten auffallend viele, und zwar genau zweiunddreißig spektakuläre Flugblätter, dass Thököly die Unterstützung der Pforte verloren hatte. Es beweist die rapide und wirksame Zusammenarbeit der päpstlichen und kaiserlichen Propaganda, dass 1685 siebzehn deutsche, neun italienische und sechs lateinischsprachige Bilderberichte mit zahlreichen Gemeinsamkeiten über Thökölys Gefangenschaft in Wardein bekannt waren.

---

111 Warhaffte und ausführliche Relation, Welcher gestalt Der Kayserl. General Feldmarschall-Leutenant Ihr Excellenz Herr Graf Schulz den 18. Septembris dieses lauffenden Jahrs 1684. dess Töckely völliges Läger vor Eperies unter den Stücken glücklich aufgeschlagen und allen Raub erobert hat. StBR 2 Jur. 1133.

112 Relation von der Eroberung Neuhaeusel […]. P. S. Gleich jezo will aus Ober-Ungarn verlauten als ob der Herr General Schulz die Vestung Eperies erobert und Caschau brennet hätte [...]. Ebenda, 4. Hist. Pol. 541/14/26.

113 Relation, Die Ubergab Caschau an Ihro Kayserl. maestaet und die Gefangenschafft dess Töckely von den Türken betreffend. StBR 2 Jur. 1133.

114 Summarischer Bericht, was massen Caschau die Haupt-Stadt in Ober-Ungarn, durch den Kayserl. Herrn General-Feld-Marschall Caprara belägert, und den 17. (7.) Octob. Dieses 1685. Jahrs erobert. Nachgehends auch Graf Emerich Teckeli das Haupt der Ungarischen Rebellion durch den Bassa von Gross-Wardein mit List in gefängliche Verhaft genommen, in Eisen und Band geschlossen […]. App. M. 1068; *Paas*: The German Political Broadsheet, 247, P–3506; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 117, Nr. 59.

Wochenblätter und Relationen berichteten bereits von 1678 an regelmäßig über die Taten Imre Thökölys.[115] 1682 stellten ein gutes Dutzend deutsche Flugblätter Thökölys Porträt und Biografie, die Besetzung von Kaschau und seine Ehe mit Ilona Zrínyi standardisiert dar. Im Herbst 1682 wurde die vom Osmanischen Reich geleistete Hilfe auch für die politische Öffentlichkeit zu einem Manifest.[116] Trotzdem sollte 1683 ein Reiterporträt das militärische Gewicht Thökölys rühmen.[117]

Nach der Schlacht am Kahlenberg verlor Thököly rapide und immer mehr an politischer Bedeutung.[118] Seinen Niederlagen waren 1683/1684 nur wenige Bilderberichte gewidmet. Er suchte vergeblich nach Verbündeten für seinen Übertritt, sein Aufruf an die Christen Europas blieb sogar bei protestantischen Herrschern erfolglos. Ab 1683 wurde Thököly durch die intensive Propaganda des kaiserlichen und päpstlichen Hofes zur allgemein bekannten und ikonischen Figur des *ungarischen Rebellen*.

Auch unter den handschriftlichen und gedruckten Nachrichtenbriefen,[119] die auf dem Reichstag erhältlich waren, gab es schon seit 1681 zahlreiche, die Imre Thökölys Rolle thematisierten. Die meisten Nachrichtenbriefe trafen aus Wien ein. Aber neben den offiziellen Berichten waren auch Berichte aus Ödenburg (*Sopron*), Eperies und Kaschau zu lesen, die größtenteils Lutheraner aus Ungarn verfasst hatten. Die Reichszeitungen gaben die Beeinträchtigungen der protestantischen Konfessionen als wichtigste Ursache

---

115 Warhaffte Eygendliche Abbildung und Conterfey Des Fürtrefflich-Tapfferen Ungarischen Helden Teckeli. App. M. 455 (Gizella *Cennerné Wilhelmb*: Feind oder zukünftiger Verbündeter? Zur Beurteilung der politischen Rolle des Emerikus Thököly in den grafischen Blättern seiner Zeit. In: Das Osmanische Reich und Europa 1683 bis 1789. Konflikt, Entspannung und Austausch. Hgg. Gernot Heiss, Grete Klingenstein. München 1983, 54–62); Warhaffte Eigentliche Original Bildnus Nebst […] Lebens-Beschreibung des […] Fürsten Emerici Tökeli. Katalin S. *Németh*: Angol jóslat Thököly királyságáról. In: Irodalomtörténeti Közlemények 95 (1991) 2, 182–184.

116 János J. *Varga*: Válaszúton. Thököly Imre és Magyarország 1682–1684-ben. Budapest 2007, 20.

117 Béla *Köpeczi:* Staatsräson und christliche Solidarität. Die ungarischen Aufstände und Europa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wien 1983; Béla *Köpeczi* – Andor *Tarnai:* Laurus Austriaco-Hungarica. Literarische Gattungen und Politik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Budapest/Wien 1988.

118 Béla *Köpeczi:* Bécs ostroma, a Thököly-felkelés és Európa. In: Bécs 1683. évi török ostroma és Magyarország. Hgg. Kálmán Benda, Ágnes R. Várkonyi. Budapest 1988, 9–32; Martin *Wrede:* Das Reich und seine Feinde. Politische Feindbilder in der Reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg. Mainz 2004, 129, 135–145.

119 *Friedrich*: Drehscheibe Regensburg, 204–205.

für die innenpolitische Krise Ungarns an,[120] was Imre Thökölys Rolle für die protestantischen Gemeinschaften im Römisch-Deutschen Reich teilweise als legitim erscheinen ließ.[121]

Auch die in Regensburg auffindbaren lateinischsprachigen Zeitungen belegen das Interesse für den Landtag von Ödenburg 1681.[122] Im Bischöflichen Archiv zu Regensburg blieben viele handschriftliche Nachrichten über Thökölys Tätigkeit in den Jahren 1681/1682 erhalten.[123] Vom Herbst 1682 an trafen beinahe täglich handschriftliche Zeitungen auf dem Reichstag ein, die über Thököly berichteten und auch darauf hinwiesen, dass die herrschende Macht nicht imstande war, kurz vor dem osmanischen Angriff effizient mit der innenpolitischen Krise umzugehen.

Der Regensburger Gesandte des Fürstentums Hessen(-Kassel) berichtete Ende 1682 unter Bezugnahme auf einen Bericht in italienischer Sprache von einer Krönung Thökölys.[124] Er zweifelte zwar an der Richtigkeit der Nachricht, bildete aber trotzdem Thökölys Krone ab.[125] Die Zeichnung stimmt mit der *Mützenkrone* aus dem Bericht von Oberstleutnant Saponara überein.[126] Diese weit verbreitete Information trug auch dazu bei, dass 1685 viele Flugblätter Thökölys *Thronsturz* zeigten.

Protestantische Kurfürsten erklärten gegenüber den um Hilfe bittenden Gesandten des Kaisers mehrfach, dass sie bereit seien, Hilfstruppen gegen die Osmanen zu senden, jedoch nicht gegen die Protestanten in Ungarn vorzuge-

---

120 László *Benczédi*: A Thököly-felkelés társadalmi és politikai alapjai. In: *A Thököly-felkelés és kora*. Hg. L. Benczédi. Budapest 1983, 9–22; Béla *Köpeczi*: Thököly valláspolitikája és a nemzetközi közvélemény. In: Ders.: Tanulmányok a kuruc szabadságharcok történetéből. Budapest 2004.

121 Ágnes R. *Várkonyi*: Thököly politikája és Magyarország esélyei a hatalmi átrendeződés idején. In: Hadtörténelmi Közlemények 118 (2005) 3, 374–380.

122 János *Kalmár*: Thököly önálló diplomáciájának kezdetei 1678–1679 (Adalékok a felkelés török orientációjának indítékaihoz). In: *A Thököly-felkelés és kora* 155–165; Emma *Iványi*: Közvetítési kísérletek a bécsi udvar és Thököly között. In: *A Thököly-felkelés és kora* 129–150; Mihály *Zsilinszky*: Az 1681. évi soproni országgyűlés történetéhez. Budapest 1883.

123 Bischöfliches Zentralarchiv, Regensburg. Diverse Reichstagsakten 1681–1700, OA GEN 1742.

124 Sándor *Papp*: Szabadság vagy járom? A török segítség kérdése a XVII. század végi magyar rendi mozgalmak idején. In: Hadtörténelmi Közlemények 116 (2003) 3–4, 652–664; *Varga*: Válaszúton, 20-34.

125 Hessisches Staatsarchiv, Marburg [im Weiteren: HStA]. Reichstagrelationen 4e 1513, 23. Oktober 1682.

126 ÖStA HHStA Ungarische Akten, Spec. Fasc. 327. Konv. c, Fol. 26-34 (István Fazekas hat mich auf diesen Beleg hingewiesen, dafür sei ihm an dieser Stelle gedankt); Ignácz *Acsády*: Magyarország története I. Lipót és I. József korában (1657–1711). In: A magyar nemzet története. Hg. Sándor Szilágyi. VII. Budapest 1898, 364.

hen. Insbesondere unterstrich der sächsische Kurfürst Johann III. Georg den Schutz der Religionsfreiheit der Protestanten. Die kaiserlichen Gesandten konnten auch den Kurfürsten von Brandenburg schwerlich überzeugen, dass Imre Thökölys Anhänger nicht die Religion verteidigten, sondern Rebellen seien. Friedrich Wilhelm erklärte 1684–1686 mehrmals, dass er in Ungarn mehr Freiheit in Sachen Religion erwarte.[127] Die freie Religionsausübung der Protestanten trat nach dem 18. Oktober 1685 als erstrangige Frage in Erscheinung, als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, so dass Hunderttausende französische Protestanten ins Römisch-Deutsche Reich, vor allem nach Brandenburg, übersiedelten.

Das Gesandtenkonvolut des Grafen Leopold Joseph von Lamberg belegt, dass Lamberg sechs verschiedene Flugblätter über Imre Thökölys Gefangennahme am 15. Oktober 1685 erwerben konnte.[128] Er sammelte Presseprodukte und kannte auch die politische Funktion vervielfältigter Grafiken; dennoch fällt auf, dass sich zwei deutsche, ein italienisch-deutsches und drei lateinische Flugblätter über Thököly in seinen Aufzeichnungen befinden. Die kleinformatigen, lateinischsprachigen Flugblätter gehörten zu einer aus mehreren Stücken bestehenden Serie und erschienen jeweils mit einer Szene beziehungsweise mit Anagrammen zum Namen Thökölys und zum Zerfall des Osmanischen Reiches. Die Serie zeigt Thököly gefesselt, auf einem Ochsenwagen, in einem Schandblock oder während des Verhörs. Lamberg besaß die Version mit der gefesselten Figur und mit Thököly im Schandblock sowie das meistzitierte Stück der Serie, das Thököly niedergestoßen von einem mit dem Wappen des Königreiches Ungarn verzierten Thron zeigt. Das Bild sollte veranschaulichen, dass selbst das Osmanische Reich Thököly loszuwerden versuchte, und dass er auch von seinen früheren Anhängern keine Unterstützung erhielt. Der Kupferstich interpretierte die neue Situation so, als hätte ein Blitz aus der Hand des kaiserlichen Adlers Thököly niedergestoßen, während die Herrschermacht nicht imstande war, den aufständischen Rebellen zu verhaften und zu verurteilen (siehe *Abbildung 6*).[129]

---

[127] July Anno 1685 Ablegati Brandenburgica Relatio über des Baron von Frydag einkommene Bericht schreiben vom 2. 9. 16. 23. 28. und 30. April 7. und 14. May. ÖStA HHStA Staatenabteilung Deutsche Lande 21, Brandenburgica 1684–1868 (alt. 19. 20. 21.) Konv. 1. (alt. 19) Fol. 61–69.

[128] *Polleroß*: Die Kunst, 235–237.

[129] Fatum Emerici Comitis Teckely Programma Emericus Tekelius (*Hubay*: Magyar és magyar vonatkozású röplapok, 877); Fatum Emerici comitis Tekely Programma Emericus Tekelius Anagrammata. Ecce vir miles es tu. MNM TKCs T 8551.

Diese Kupferstichserie entstand in Wien, vermutlich als Werk von Johann Martin Lerch oder vom Verleger und Kupferstecher Matthias Greischer.[130] Der in Wien akkreditierte Brandenburger Gesandte Bernhard Ernst von Schmettau fügte seinen Berichten regelmäßig Nachrichten über Thököly und Berichte aus Kaschau, Leutschau (*Lőcse*, *Levoča*) und Eperies bei. Seinem Gesandtenbericht vom 17./27. Dezember 1685 legte er zwei Exemplare aus der lateinischen Serie bei:[131] Eines mit lateinischen und deutschen Versen über die Erschütterung der See- und Landmacht des Osmanischen Reiches sowie eines mit einer Darstellung von Thökölys Hinrichtung am türkischen Hof. Diese vollständig fiktive Szene, auf der Thököly in türkischer Gefangenschaft geköpft wird, blieb wahrscheinlich gerade wegen ihrer Unglaubwürdigkeit lediglich als Beilage des Gesandtenberichts erhalten. Sechs Stücke aus der Serie sind auch in der vielfältigen Kupferstichsammlung des gelehrten Hochadligen Johann Weichard Valvasor (1641–1693) in Zagreb erhalten.[132]

Die Kupferstiche der lateinischsprachigen Serie erwiesen sich als ausgezeichnete Vorbilder und verbreiteten sich in weiten Kreisen. Ein Flugblatt von Heinrich Heuss aus Hamburg stellte den vom kaiserlichen Adler niedergestoßenen Thököly und dessen türkische Gefangenschaft zusammen dar und brachte auch eine deutschsprachige Zusammenfassung darüber, wie Thököly seine Macht in Kaschau und Eperies verloren hatte.[133] Auf einem nicht signierten Flugblatt sind Thökölys Porträt von 1682 sowie der gefesselte Thököly zwischen zwei Wachen zu sehen.[134] In deutschen Spottversen kam auch Thökölys *Triumphwagen* vor.[135]

Viele unsignierte Flugblätter brachten Zusammenfassungen zu Thökölys Gefangennahme in Wardein. Eine Publikation des Nürnberger Johann Hoff-

---

130 Milan *Pelc*: Theatrum Humanum. Illustrierte Flugblätter und Druckgraphik des 17. Jahrhunderts als Spiegel der Zeit. Beispiele aus dem Bestand der Sammlung Valvasor des Zagreber Erzbistums. Ostfildern 2013, 151.

131 Geheimes Staatsarciv Preussischer Kulturbesitz, Berlin. I HA Rep. 85, Relationen 1684 und 1685, 17/27. Dezember 1685, Fol. 341–344.

132 *Pelc*: Theatrum, 150–153.

133 Warhaffte Abbildung der Gefangen nehmung des Töckely in Warasdein. In: *Paas*: The German Political Broadsheet, 232, P–3491.

134 Die bestraffte Untreu An dem nunmehr Welt-bekandten Ungarischen Grafen Emmerich Teckely, Exempels-Weise vorgestellet und vermittelst gegenwaertiger Kupffer-Abbildung auf das genaueste erlaeutert. App. M. 987; MNM TKCs 11635; *Paas*: The German Political Broadsheet, 237, P–3496; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 117, Nr. 62.

135 Das verzuckerte Toden-Mahl, oder erbärmlicher Verlauff und entsezliches Spectacul, der elenden Gefangenschaffts […] Des Ungarischen Grafen Emerici Töckely […]. *Paas*: The German Political Broadsheet, 248, P–3507; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 117, Nr. 63.

mann fasste die Ereignisse einschließlich der Blockade bei Kaschau in einer Art Bildergeschichte zusammen.[136] Von den deutschsprachigen Drucken konnte Lamberg eine Wiener Ausgabe erwerben, deren Kupferstich wahrscheinlich von Matthias Greischer stammte.[137] Das Flugblatt beschrieb, wie Thököly mit prunkvollem Gefolge zum Pascha von Wardein gezogen war, wie er nach dem Gastmahl in einem kleinen Raum gefangen genommen wurde, und wie man István Petróczy als Boten zu Thökölys Anhängern schickte. Anhand der Berichte von Generalfeldmarschall Aeneas Caprara wies das Flugblatt auch auf die Blockade und Übergabe der Stadt Kaschau hin. Lamberg sammelte ein früher unbekanntes Flugblatt von Johann Martin Lerch über die Belagerung von Kaschau im Jahre 1685 sowie ein ebenfalls unbekanntes Wiener Spottflugblatt über die peinliche Audienz des Fürsten Thököly am Hof des Sultans.[138]

Das sechste Flugblatt in der Sammlung des kaiserlichen Diplomaten Lamberg kann ebenfalls mit einer Wiener Publikation identifiziert werden. Der *academische* Kupferstecher und Verleger Johann Martin Lerch interpretierte Thökölys Situation als abrupten Sturz eines zu hoch Emporgestiegenen und veröffentlichte ein fiktives Geständnis des *Hauptrebellen* in Gedichtform. Bei dem Kupferstich handelt es sich wahrscheinlich um eine Entlehnung aus Italien. Die qualitativ hervorragenden Künstler am Hof von Papst Innozenz XI. trugen seit dem Beginn der osmanischen Belagerung von Wien entscheidend zum neuen Aufschwung der antiosmanischen Propaganda bei.[139] Die Figur des mit den Türken verbündeten Protestanten Thököly, der seine Macht verloren hatte, erschien 1685 und 1686 in vielerlei Versionen auf italienischsprachigen Flugblättern. Die meiste Wirkung hatten dabei die geistreich und kunstvoll gestalteten Spottbilder des in Rom tätigen niederländischen Ar-

---

136 Warhaffte Vorstellung der erbärmlichen Tragödie, welche der Bassa von Gross Waradein dem Weltberuffenen Hungarischen Haupt-Rebellen Graf Emerich Teckely, allda im Monat Octobr. Dieses 1685. Jahrs gespielet. Nürnberg, Stecher: Georg Jakob Schneider. App. M. 430; MNM TKCs T 9407; *Paas*: The German Political Broadsheet, 233, P–3492; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 117, Nr. 57.

137 *Pelc*: Theatrum, 149–150.

138 Abbildung der Haubt-Stadt Caschau in Ober Ungarn, wie selbe vom Herr Heneral Feldmarschall Grafen Enea Caprara im Anfang Octobris An 1685 belaegert worden und den 25 diss an die Kaye. mit Accord übergangen mit ausführlichen Bericht was sich sonsten merckwürdiges dabey begeben und zugetragen. Niederösterreichisches Landesarchiv, St. Pölten. Lamberg-Archiv, Ottenstein, Karton 54.

139 Georg [György] *Rózsa*: Eine Darstellung des italienischen Zeitungsverkäufers aus dem 17. Jahrhundert. In: Gutenberg-Jahrbuch 1964, 324–327.

noldo von Westerhout (1651–1725) entfaltet.[140] Auf einem Kupferstich Westerhouts sieht man die Gefolgschaft Thökölys auf dem Weg nach Wardein, im Vordergrund mit einer fiktiven Szene der Gefangennahme Thökölys.[141] Der kaiserliche Adler, der aus der Himmelssphäre Blitze schleudert, stößt Thökölys Thron um und erhält dafür die Krone als Lohn. Auf der anderen Seite des Baldachinthrons schreibt die aus einer Wolke herausgreifende Hand des babylonischen Königs Balthasar als Hinweis auf den Namen »Teckely« den Schriftzug »Mene teckel« mit der Bedeutung »gewogen und zu leicht befunden« an den Himmel. Das Flugblatt enthielt ein italienisches Spottgedicht mit Thökölys „Klagelied". Viele Versionen dieses fein gearbeiteten Kupferstichs erschienen auf weniger anspruchsvoll gestalteten Bildern.

Die Flugblätter über Thökölys Machtverlust 1685 beweisen, dass die gedruckten visuellen Informationen auch von der Elite der politischen Entscheidungsträger mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Die Gesandten legten ihren Berichten über die offiziellen Kriegsverhältnissen auch Flugblätter bei, die bestimmte Werturteile verkörperten.

Die Beobachtungen eines gutgläubigen Diplomaten aus dem Jahr 1685

Der Gesandte von Hessen-(Kassel) in Regensburg (1671–1688), Resident Johann Joachim d'Orville (1633–1688), informierte sich sorgfältig, um authentische Nachrichten aus verschiedenen Blickwinkeln zu sammeln. Der Gesandte wertete die Informationen in seinen Berichten auf drei bis vier Seiten aus und untermauerte seine Zusammenfassungen mit vier bis fünf handschriftlichen und gedruckten Anlagen. Er fügte den vom ungarischen Kriegsschauplatz eintreffenden Nachrichten bereits 1684 Drucke bei, so etwa einen italienischsprachigen Bericht von General Johann Valentin Schultz vom 20. Oktober 1684.[142] Der hessische Gesandte leitete auch von dem französischen Gesandten Verjus stammende ungünstige Informationen weiter, wonach die

[140] Lamento che fa Emerico Tekeli per esser stato imprigionato in Varadino; Riflessioni fatte da Emerico Teckely sopra il suo stato, tanto passatom quanto persente. *Paas*: The German Political Broadsheet, 344, PA–756; 342, PA–754.

[141] Gizella *Cennerné Wilhelmb*: Magyarország történetének képeskönyve 896–1849. Budapest 1962; 171; *Paas*: The German Political Broadsheet, 235, P–3494; *Szalai – Szántai*: Magyar várak, 117, Nr. 58, 117.

[142] Relazione Della presa del forte Castello di Makovit Nell Ungheria Superiore fatta del Signore Maresciallo Conte Schulz li 14 di Ottobre 1684; Reichstags Relationes cum Protecolli et Dictates de Anno 1684 2, 20. Oktober 1684. HStA 4 e 1520.

Verpflegung der kaiserlichen Truppen im Heereslager Karls von Lothringen bei der Belagerung Ofens im Oktober 1684 nicht zufriedenstellend gewesen sei. Den von Verjus erhaltenen Nachrichten zufolge habe sich der Kurfürst selber um die Verpflegung seiner Truppen im Heereslager gekümmert. Währenddessen beklagte d'Orville in seinem Bericht, dass die Post aus Wien nicht rechtzeitig eingetroffen sei.[143] Im Januar und Februar 1685 erhielt Resident Johann Joachim d'Orville Nachrichten unmittelbar aus dem Lager bei Neusohl (*Besztercebánya*, *Banská Bystrica*) von den im Raum Gran überwinternden schwäbischen und bayerischen Hilfstruppen, von Graf Öttingen und sogar aus Ödenburg. D'Orville legte dem Bericht eine Kopie der lateinischsprachigen Denkschrift des Palatins Pál Esterházy an Kaiser Leopold bei.[144]

Aus d'Orvilles Berichten geht hervor, dass er auch vom österreichischen Gesandten Windischgrätz Nachrichten aus Ungarn erhalten hatte. Es war eine große Veränderung, als Pötting die Initiative ergriff und Drucke über die Erfolge gegen die Osmanen verbreitete.[145] Der hessische Gesandte verschickte schon unter Bezugnahme auf Pötting neue Nachrichten über die Belagerung Neuhäusls.[146] Am 25. Juni 1685 berichtete er, dass er die mit der Wiener Post eingetroffenen Nachrichten aus Neuhäusl mit Windischgrätz und dem Passauer Bischof diskutiert habe, da er wissen wollte, ob mit einer großen Offensive der Türken zu rechnen sei. Am 10. August 1685 hielt er die vom kaiserlichen Kurier aus dem Lager Gran überbrachten Nachrichten neben denen der Wiener Post schriftlich fest. Am 13. August berichtete er von der erbeuteten Munition, am 17. August leitete er erfreuliche Nachrichten aus Neuhäusl weiter und schrieb auch über Lesslies Erfolge. Am 27. August berichtete er von der Blockade von Eperies, am 21. September über ein besonderes, in Gold gebundenes hebräisches Manuskript, das in der türkischen Beute in Neuhäusl gefunden worden war. Er schrieb darüber, dass Imre Thökölys Geschenk an den Pascha von Neuhäusl – ein in Augsburg gefertigtes vergoldetes Tischchen – gefunden worden sei. Dem Gesandten zufolge sei der Pascha von Neuhäusl ein Bruder des Hauptmuftis von Konstantinopel, weshalb Scheitan Ibrahim eine feierliche Überführung des Leichnams nach Kanizsa angeordnet habe.[147]

---

143 Ebenda.

144 Reichstags Relationes et Protocolii et dictatus 1685. Relation 29. Januar, 22. Februar, 26. Februar 1685. HStA 1523.

145 Berichte 1685, Mai – September / 25. Mai 1685. HStA 4 e 1524.

146 Ebenda.

147 Berichte, Relationen des hessen-kasselschen Gesandten d 'Orville an den Reichtag mit Anlagen 1685. 21. September 1685. HStA 4 e 1525.

D'Orville brachte am 22. Oktober verblüfft die Nachricht über Thökölys Gefangennahme und Fesselung durch die Osmanen. Aus seinen Berichten wird deutlich, dass er die Nachrichten über Thököly sowie die Lutheraner in Eperies und Kaschau verfolgte. Am 14. September schrieb er kurz über die Einnahme von Eperies, und seinem Bericht vom 15. Oktober legte er die Konditionen für die Kapitulation der Stadt Eperies bei. Am 22. Oktober folgten Nachrichten über die Übergabe von Kaschau und die tödliche Verwundung des Herzogs Georg Friedrich von Württemberg am 8./18. Oktober bei Kaschau.[148] Seinem Bericht vom 8. Dezember legte er die Bestimmungen der Kaschauer Vereinbarung bei.[149] Am 7. Dezember informierte er auch über den Briefwechsel zwischen General Caprara und Ilona Zrínyi in Munkatsch (*Munkács*).[150] Der hessische Gesandte d'Orville wurde durch den brandenburgischen Gesandten über die Lage der Kaschauer Exulanten informiert, wobei der Gesandte mit seiner Formulierung auch auf die Protestantenverfolgung nach 1674 Bezug nahm, vor der protestantische Prediger und Schulmeister in brandenburgische und sächsische Städte geflüchtet waren. Der hessische Gesandte verwies in seinen Berichten mehrmals auf die Pamphlete hin, welche die Konfessionsstreitigkeiten erörterten und die Büchermärkte, sogar die damalige Buchmesse von Oktober an überfluteten.[151]

D'Orvilles Aufmerksamkeit galt auch den Gedenkmedaillen, die anlässlich der Siege gegen die Türken herausgegeben wurden. Am 12. November berichtete er, dass die in Nürnberg und Augsburg angefertigten Gedenkmedaillen anlässlich der Siege des bayerischen Kurfürsten beziehungsweise der Allianz zwischen dem Kaiser, dem polnischen König und Venedig bald auch in Regensburg erhältlich sein würden. Der Gesandte versprach, eine Gedenkmedaille mitzuschicken, die sich wegen der Vielzahl der Varianten anhand der wenigen verfügbaren Daten allerdings nicht identifizieren lässt.[152]

---

148 Berichte, Relationen […]. 26. Oktober 1685. Ebenda.

149 Resolutio Super puncta et Articulos ab comissis Cassoviensibus exhibita Articuli Cum infra scriptoris obsessa Civitatis Cassoviensis cum in fide emissi plenipotentatiaris super deditione dicta civitatis sub hodierno dato infra scripto conclusis. Caprara, Johannes Adam Weber, Stephan Gezy. Ebenda.

150 Copia Lit. a Pincipissa Ragozi Dno Marsch. Caprara Scriptarum Datum in Arce Munckacz die 11/21 Nov. 1685. Ebenda.

151 Berichte, Relationen des hessen-kasselschen Gesandten d'Orville an den Reichstag mit Anlagen 1685. September – Dezember 1685. Ebenda.

152 Vera G. *Héri*: A törökellenes háborúk emlékérmei. A Magyar Nemzeti Múzeum gyűjteményi katalógusa. Budapest 2009, 93–110; Jutta *Schumann*: Die andere Sonne. Kaiserbild und Medienstrategien im Zeitalter Leopolds I. Berlin 2003, 325-339.

Zwischen 1683 und 1699 trafen auf dem Reichstag viele Nachrichten hervorragender Qualität von den Kriegsschauplätzen ein und wurden anschließend an verschiedene Machtzentren weitergeleitet. Zum richtigen Umgang mit der Informationsflut brauchten die Diplomaten, Heeresführer und die Beamtenelite immer mehr Kompetenzen und politisches Gefühl. In der politischen Propaganda rund um die Türkenkriege von 1683 bis 1699 lässt sich von Jahr zu Jahr nachweisen, dass der kaiserliche Hof bemüht war, die gedruckte Nachrichtenkommunikation immer wirkungsvoller zu steuern.

Abbildungen

Abbildung 1: Die Einnahme von Gran im Oktober 1683.
Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok T 684

Das glückliche Treffen der Christlichen Armee mit dem Erbfeind, bey Gran, den 18. Augusti A. 1685.

Kurtzer Entwurff/
Was unter Commando Ihrer Durchl: des Hertzogens zu Lothringen/
zwischen denen Christlich- und Türckischen Armeen bey Gran
den 18. Augusti 1685. sich begeben.

Wölen der Türckischen Armee Feld-Herr / *Strasser Scheiten Ibrahim Rassa.* in vorigen Jahres in Ofen *Commendant* gewesen/ bey währender Belägerung vor Gran erfahren / daß Seine Hoch-Fürstl. Durchl. der Hertzog von Lotheringen sein Lager vor Neuhäusel wol vorsehen gelassen / und mit der Armee über die Schiff-Brücken an diese Seite der Donau sich begeben / und eine Feld-Schlacht zu liefern; bey er unter seinen Stürmen (darunter er 3000. Janitscharen eingebüsset / und eine sehr gefährliche Mine biß auf die Ausfüllung mit Pulver *perfectioniret* gehabt/) sein Geschütz von denen *Retrenchements* abgeführet / und sich auf eine halbe Stunde von dannen an einem sehr vortheilhafftigen Orthe gestaht / allwo er zu seiner rechten und lincker-Hand mit einem Walde/ und zur rechten mit einem aus der Donau gehenden Morast verwahret gestanden/ daß seine kaum denjenigen gewesen. Ob zwar die Christliche Armee einen besondern tapfern Muth zum Fechten gezeiget/ und man zu beyden Seiten gegen einander *canonirt*; ist doch gantz nicht zu thun befunden worden/ den Morast zu *passiren* und mit angestellmässiger Gefahr den Feind in seinem so vortheilhaften Vortheil anzugreiffen/ und so viel mehr/ weiln am 15. August-Monate ein gefangener Polack aus dem Türckischen Lager übergelauffen/ berichtend / daß der *Seraskier* berichtet worden/ ob wäre die Christliche Armee kaum 20000. Mann stärck / dahero / wenn er dieselbe mit seiner unterhabenden Macht/ welche mehr denn 60000. Mann austrüge/ *attaquiren*, er alles / so schon zur Flucht fertig stünde/ leicht in *Confusion* bringen und schlagen würde. Dannenhero hat der Hertzog zu Lotheringen nebenst den andern *Generalität resolviret*/ mit einer *formidable* den *Retirade* das Türckische Kriegs-Heer über den Morast herauß zu locken / und Raum und Platz zu fernerlicher Schlacht zu haben. Eben den 15. dis *avancirte* der Feind an einem Ort deß grossen beyden Armeen gelegenen Morasts / allwo man zu Pferde übersetzen/ und an einem andern/ allwo man eine Brücke hat/ die *Infanterie* schlagen könnte/ *pulse* zu fassen; zumalen die Unfrige schon entschlossen waren / den folgenden Morgen frühe gegen der zu *Pfeile* geschlagenen Schiff-Brücken aufzubrechen/ und dem Feind Raum und Platz zu geben/ den Morast zu *passiren*/ und ihnen vor aus einen vortheilhafften Ort zu gewinnen; dahero *pro forma* einige *Canon*-Schüsse auf ihn gethan/ mittelsthin aber alles zu dem *Marsche* auf folgenden Tag nach bekandten *Pfeile* veranstaltet/ in folgender Ordnung:

1. Daß frühen Abend die *Bagage* nach ist gedachtem Läger/ und in keine *Confusion* zugerathen/ fortgeschicket werden solte / und nach der Stadt *Tatta*, die vom Lincken Flügel/ die *avantguarde* haben/ und die vom Rechten Flügel folgen solte.

2. Vor Tags sich in *Battaglia* zu stellen/ und alß dergestalt zu *marchiren*/ daß / so lange der Platz es gestatt / beede Flügel in zwey Treffen *marchirten*; wo aber der Ort sich verengern würde/ an den Lincken Flügel/ so viel *Squadronen* und *Battaglionen*/ als übrig wären/ als auf frischen Flügel zu *stellen*/ und nach dem bestimbter *Distanz* wieder einrucken zu lassen/ daß das zweite Treffen die *Avantguarde* haben/ der *General* Graf Dünewald schlagen *commandiren*/ und die *General* Wachtmeister / als Graf von *Aro* von denen Chur-Bayerischen / Thüngen von denen Fränckischen/ Marggraf von Baden von denen Schwäbischen / und Pot-and von denen Lüneburgischen unter ihme stehen solten; welchem letzten Treffen das erste auf gleiche Manier folgen solte / mit aller übrigen *Generalität*.

3. Daß auf der Rechten drey ersten Treffen / der *General* Wachtmeister Graf von Starnberg auf dem Gebürge (welches er fürderlich vorigen *Tages recognoscirt*) neben gedachten Treffen mit seinen Regimenter / harten Lüneburgischen Dragonern/ drey *Battaglions* Lüneburgische *Infanterie*, und allen Husaren/ (ausgenommen der 20 Jobowitzen) mit Regiments-Stücken versehen / *marchiren*/ und lidigen *Pasle* in acht nehmen solte.

4. Daß vor den ersten Treffen *Falconeten*/ bey denen Regimentern aber in gewöhnlicher Ordnung die Regiments-Stück *marchiren* solten.

5. Daß man die *Bagage* und *Battaglions*/ so an dem kleinen Berge dieses deß Morasts/ und die darauf gesetzte Stücke neben denen so am Berge zur rechten Hand/ allwo der *General*-Wachtmeister Thüngen mit drey *Battaglionen pariren*, abführen/ und daß gemeldeter *General*-Wachtmeister mit seinen *Battaglionen*/ wenn die Canonen geschlagen würden/ auch abziehen solte.

Um 10. Uhr deßselben Abends kame von der Wache Bericht ein / daß der Feind über den Morast stehe / worüber bin deß Herrn Hertzogs zu Lotheringen Durchl. sich mit allen *Generals*-Personen zu Pferde begabe / und die Reuter nach Ordnung der *Battaglia* auf dem Rechten Flügel einreiten zu lassen / und auch alle sorgfältige Acht zu haben; ingleichen wurde die Verfolge den dem Lincken Flügel/ welchen Ihro Chur-Fürstl. Durchl. zu Bayern führeten/ getragen.

Wie alles in Bereitschafft were/ fienge man an zu *marchiren* / mit Pauken/ Trompeten und Drummel-Schlag/ welchen *Marsch* man einige Zeit *continuirte*/ biß daß der Feind am Lincken Flügel einen Anlauff in der Nacht thäte/ da man die mit dem Feind in *action* gerathene Trouppen zu *secundiren*/ oder den ihme zu entsetzen sich mendete/ und gegen dem Feind *marchirte*. Wie dieses *end* esser war/ setzte man den *Marsch*, ungeachtet des feindlichen Scharmutzirens und Geschreyes/ fort biß gegen den Tag/ da ein starcker Nebel einfiele/ daß man weniger als an der Nacht sehen konte. Doch hatte Ihro Hoch-Fürstl. Durchl. der Hertzog von Lotheringen sich so vortheilhafft als möglich ware/ den Feind zu erwarten/ und zwar solcher Gestalt / daß man beede unsere Flügel in etwas verdeckter gestellet / daß der Türck dessen Stücke nicht in Augenschein nehmen mögen.

Wie die Sonne/ nach 7. Uhren deß Morgens/ den Nebel niederdrucket/ mehrte sich der Feind mit Trommeln / als auch sehr grausamen Geschrey und Bätzung auf ihren Heinen/ machende allerhand Gebärde; und begrüsste die Christliche Armee auf dem rechten Flügel mit etlichen *Canon*-Schüssen/ sie auch bald darauf mit grosser Gewalt auf derselben/ ohne damals Ihro Hoch-Fürstl. Durchl. der Hertzog zu Lotheringen/ neben Ihro Chur-Fürstl. Durchl. aus Bayern / Ihro Fürstl. Gnaden von Waldeck / und Ihro Durchl. Prinz Ludewig von Baden/ mit dem Hertzog von Croy / und *General*-Wachtmeister *Comte de la Fontaine*, und *General*-Wachtmeister Grafen von Taff; sonderlich aber auch Ihro Durchl. der Hertzog und Prinz Ludewig von Baden stunden/ wurde aber glücklich und tapfer *repoussirt*. Dergleichen geschahe auch auf dem Berge/ allwo der *General*-Wachtmeister Thüngen/ der ein ansehnliche Türcken/ mit guter *Reputation* zurück getrieben/ hatten aber auch einen Schuß in die rechte Schulter bekommen. Weiter an der Höhe auf der rechten Hand / allwo der *General*-Wachtmeister Graf von Starnberg seinen *Posto* hatte/ zoge sich die meiste Macht von dem Feind/ absonderlich das Türckische Fuß-Volck: Dieser aber wurde so wol mit einer *Battaglion* Käyserlichen verstärcket/ als zugleich auch von einigen *Trouppen* aus der preyten *Linia secundiret*, so auf *Ordre* deß *General* Graf Dünewalds durch den Lüneburgischen *General Major* Pudewil dahin geführet/ und der Feind in die Flucht gebracht/ auch anderer Orten/ wo deß Printzen von Hannover Durchl. neben dem *General Major* Grafen von der Lippe gestanden/ zurück getrieben wurde; alß/ daß man den Feind mit *Canonen* und Mußqueten biß begleitete/ und nie eine Heerde Vieh von sich her/ nach dem Marasth worüber er gekommen/ mit Hülffe deß lincken Flügels/ und der darbey befindlichen *Generalen*/ als Grafen *Rabatta*, *Serini*, Grafen Carl *Taff*, und *Baron Abrey*, Feld-Marschall Lieutenant Bielcke/ *General Major* Schwartz und Stinnax zurück getrieben/ in welchen Ende alle diese ihre Tapferkeit unaufhältlich spüren lassen.

Weilen sich ansehen liesse/ als wenn der Feind in seinem Lager sich wieder setzen wolte/ stellete man alles wieder in gute Ordnung/ und liesse die Mußquetirer durch das Wasser waten / die Reuter setzen mit den Pferden dahinein/ allwo aber die Furcht der gemeinen Türcken nicht zulasse/ daß der *Seraskier* sich hangen lesen konte; gewan alß die Höhe und *marchirte* in des Feindes Lager/ und eroberte 24. Stücke Geschütz/ worunter 1. gantze/ und 2 halbe Carthaunen waren/ 2. Mörser/ 1200. Bomben/ eine grosse *Quantität* von Kugeln/ Pulver und hunten viel Gewehr und Schantz-Zeug/ wie auch alle des Feindes Gezelten/ und eine grosse Menge von *Fähnlein* / 40. Fahnen/ und 200. Gefangene. Es sind den diesem Treffen auch 4. biß 5000. Janitscharen/ und über 3000. Spahis und andere von der Türckischen Reuterey auf dem Platz geblieben. Der *Seraskier* ist am Schenckel verwundet/ und die Flüchtige sind durch zweyerley Wege fortgelauffen/ als auf Ofen und Griechisch-Weissenburg. Weilen denn die Ungarn ihme in den Esen gereten/ ist noch nicht bewust/ wie es im Nachziehen übrigens ergangen sey / dahen mit nechsten die eigentliche Gewißheit. Unterdessen wird verlauten / daß die Türckische Armee von Ofen über die Brücken nach Pest gangen / Vorhabens / Neuhäusel zu entsetzen.

Erstlich gedruckt zu Wien.

Abbildung 2: Schlacht bei Taath, 16. August 1685.
Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok T 5516

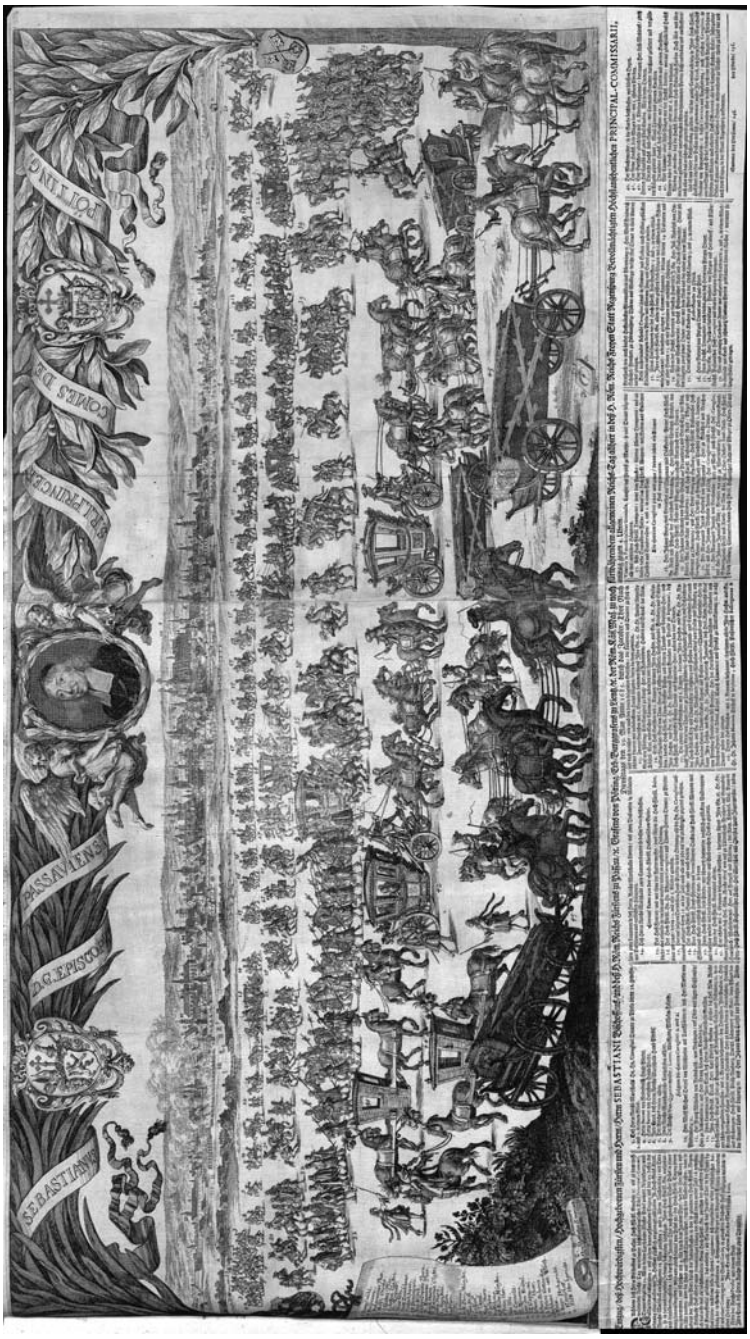

Abbildung 3: Matthäus Eimmart – Georg Christoph Eimmart: Einzug des Passauer Fürstbischofs Sebastian von Pötting in Regensburg, 29. Mai 1685. Grafik aus dem Klebeband Nr. 15 der Fürstlich Waldeckischen Hofbibliothek, Bad Arolsen. 15333 (Wikimedia Commons)

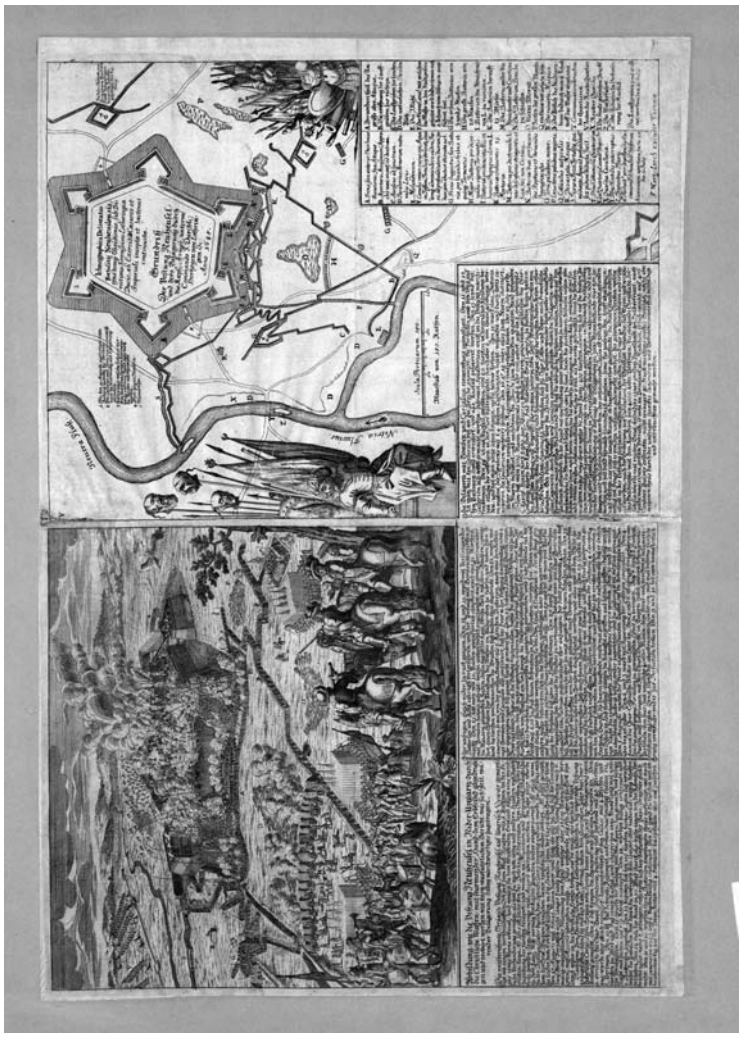

Abbildung 4: Flugblatt von Johann Martin Lerch mit Belagerungsskizze des Kriegsingenieurs Johann Kleinwächter. Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok T 1210

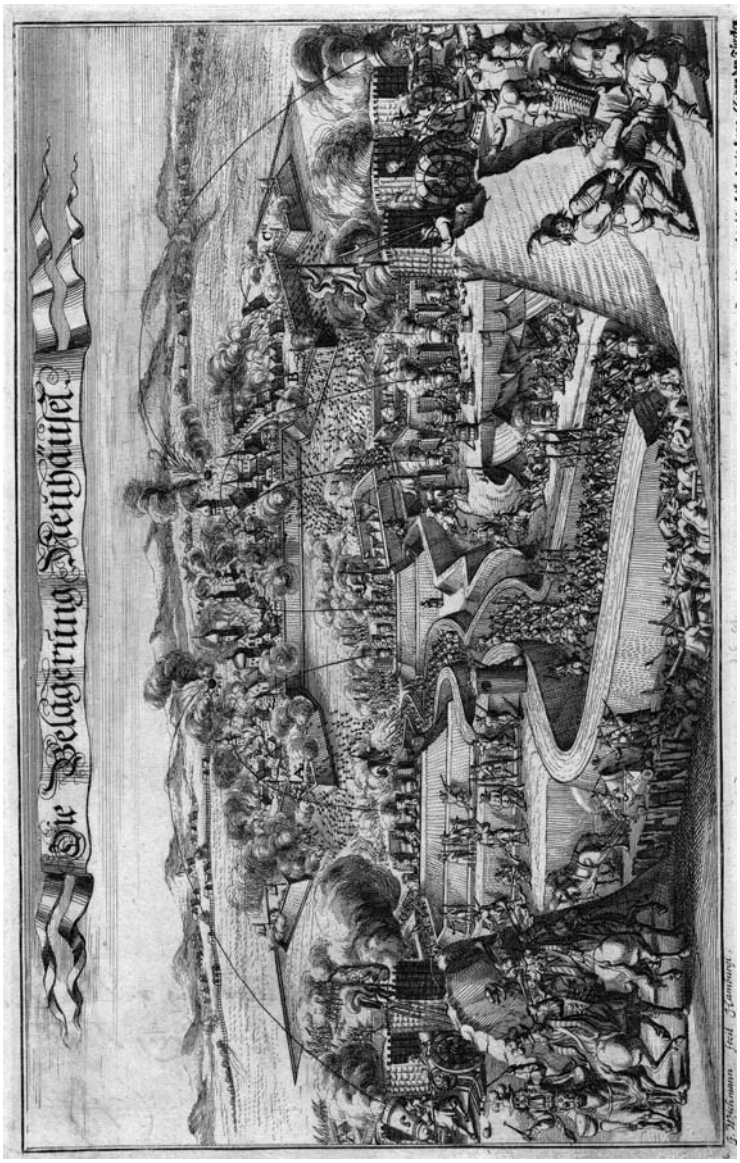

Abbildung 5: Thomas Wiering: Hamburger Bilderbericht über die Belagerung von Neuhäusl im August 1685. Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok T 54164

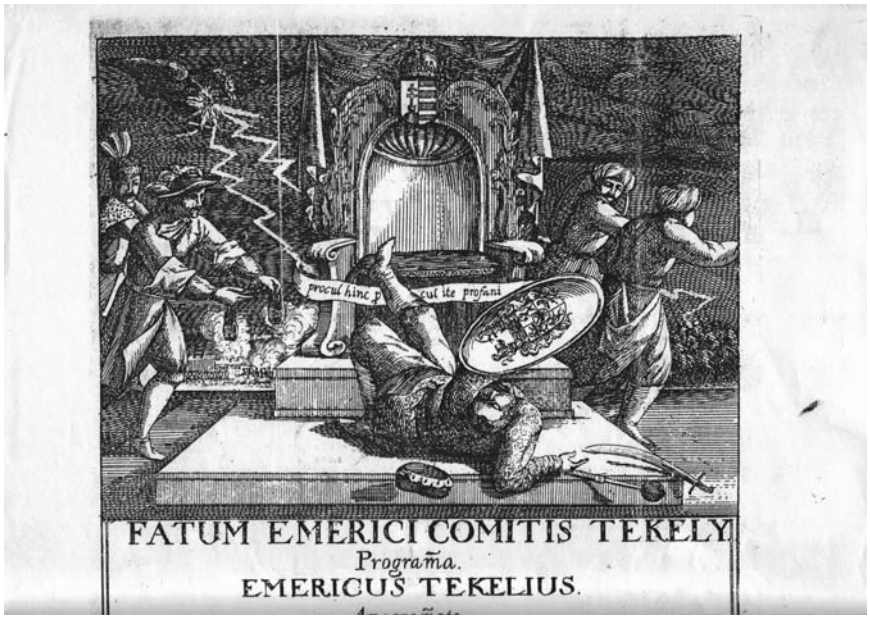

Abbildung 6: Wiener Flugblatt über Imre Thökölys Machtverlust 1685. Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest. Történelmi Képcsarnok T 8551

Orsolya Lénárt, Budapest

Vermittlung von Geschichte, Kultur und Bildern
Zur Darstellung von Helena Zrínyi und Imre Thököly in den historiografischen Werken des Johann Graf Mailáth (1786–1855)

1. Einleitung

Im Fokus der literatur- und kulturwissenschaftlich angelegten Kulturtransferforschung steht die Frage, wie interkulturelle Vorgänge der Vermittlung von kulturellen Objekten, Praktiken oder Texten beschrieben werden können.[1] Im Kulturtransferprozess werden aber nicht nur Informationen und Texte (das Kulturgut des Eigenen) vermittelt, sondern auch Bilder, literarische *images*. Die Phänomene der Eigen- und Fremdwahrnehmung bilden dementsprechend einen zentralen Teil des Vermittlungsprozesses: Der Vermittler kann Bilder vom Eigenen transferieren, und der Empfänger kann aus dem vermittelten Inhalt eine Vorstellung vom kulturell Andersartigen extrahieren. Dadurch können bestehende Bilder gefestigt oder modifiziert werden.

Das Phänomen des Kulturtransfers ist hinsichtlich der deutschsprachigen Literatur des Königreichs Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders spannend: Eine Reihe von Autoren, die »polyglottische«[2] ungarische Literatur mit ihren auf Deutsch geschriebenen Texten bereicherten und sich als *Hungari* zur Stephanskrone bekannten, setzten sich für die Vermittlung der ungarischen Kultur und Literatur im deutschen Sprachraum ein und galten als Werber der aufblühenden ungarischen Poesie. Sie haben aber nicht nur in Form von Übersetzungen, wissenschaftlichen oder publizistischen

---

1 Hans *Lüsebrink*: Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. Stuttgart 2008, 133.

2 »Unsere Literatur ist polyglottisch, daß heißt von mehreren Sprachen, weil die die Nation bildenden Völkerstämme in ihren Sprachen verschieden sind, außer wir wollen die in der lateinischen Sprache geschriebenen zahlreichen Werke für die National-Literatur gelten lassen, welche das Gemeingut aller Völkerschaften in Ungarn sind.« Johann *Csaplovics*: Gemälde von Ungarn. Pesth 1829, 310.

Abhandlungen Wissenswertes über das Königreich Ungarn und dessen Literatur vermittelt: Es entstanden zahlreiche Texte (zum Beispiel Gedichte von Karl Anton Gruber, Novellen des Grafen Johann Mailáth, oder Dramen von Simon Peter Weber), die prägenden Gestalten der ungarischen Geschichte gewidmet wurden. Johann Graf Mailáth, der im Mittelpunkt dieses Beitrags steht, leistete mit seinen Gedichten („Ungarns Wappen"), Übersetzungen (zum Beispiel: *Magyarische Gedichte*. Stuttgart 1825) und historiografischen Arbeiten (*Geschichte der Magyaren*. Wien 1828–1831), die von einer interessierten Leserschaft (vor allem auf den Seiten der Hormayr'schen Organen „Archiv für Geographie, Historie und Geschichte" und „Taschenbuch für vaterländische Geschichte") gerne gelesen wurden, einen wesentlichen Beitrag zur Vermittlung des ungarischen Kulturgutes ins deutschsprachige Ausland. Durch Mailáths Arbeiten lernte das deutschsprachige Publikum nicht nur Gedichte von Sándor „Himfy" Kisfaludy kennen, sondern es wurde auch über die ungarische Geschichte informiert.

Der vorliegende Aufsatz fokussiert primär auf eine längere Abhandlung des Autors über die berühmte Heldin der ungarischen Geschichte, Ilona Zrínyi, die sowohl auf Ungarisch (*Aurora*. Pest 1830) als auch auf Deutsch (*Iris*. Pest 1840) veröffentlicht wurde. Als Vergleichsbasis werden aber auch die zusammenfassenden Geschichtsbücher („Magyarische Geschichte" und „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates") des Grafen Mailáth herangezogen, die als Kompilationen der Arbeiten unter anderem von Ignaz Aurel Fessler sowie seiner eigenen Texten angesehen werden können.[3] Wie der streng habsburgtreue Graf jene Epoche der ungarischen Geschichte, die durch Aufstände und Rebellionen gegen den Wiener Hof geprägt war, wahrnahm, wie er die leitenden Persönlichkeiten dieser Periode präsentierte und welches Ungarn-Bild er dadurch vermittelte, sind die Kernfragen des Beitrags. Als Prämisse sei vorausgesetzt, dass Mailáth im Sinne seiner konservativen Einstellung dem in der Frühen Neuzeit weit verbreiteten Diskurs folgte, dass Ilona Zrínyi und ihr Mann, der Erzrebelle Imre Thököly, als Verräter der christlichen Nation verurteilt werden sollen. Auf Grund seines starken Hungarus-Patriotismus sollte er jedoch das zeitgenössische Urteil über die oben genannten Personen mildern und/oder relativieren. Ob es ihm gelang, das seit

[3] Pál *Deréky*: Hormayrs ungarischer Kreis. Wien 1980, 98 [Dissertation].

dem Ende des 17. Jahrhunderts präsente Bild vom *untreuen* Ungarn zu modifizieren,[4] wird im Beitrag zur Diskussion gestellt.

2. Mailáth in der österreichischen und der ungarischen Literaturszene

Johann Graf Mailáth schlug durch seine Tätigkeit als Schriftsteller, Geschichtsschreiber und Herausgeber eine Brücke zwischen Wien und Pest-Ofen. Er trug unter anderem durch seine Übersetzungen sowie Abhandlungen in den Fächern Literatur und Historiografie zur kulturellen Zirkulation zwischen den beiden Zentren maßgeblich bei. Die Gründe, warum Mailáth zu einem echten Grenzgänger zwischen Sprachen und Kulturen avancieren konnte, sind vielfältig: 1) Aufgrund seiner Erziehung als Sohn des Staatsministers Joseph Mailáth war er stark durch die Deutschsprachigkeit sowie durch den österreichischen Kulturkreis geprägt; 2) Nach den ersten Versuchen, altdeutsche Gedichte zu bearbeiten (*Koloczaer Kodex altdeutscher Gedichte*. Pest 1817), erkannte Mailáth am Ende der 1810er Jahre die Bedeutung der aufblühenden ungarischen Literatur, mit der er sich intensiver auseinanderzusetzen begann; da seine Ungarischkenntnisse nicht für eine sprachlich anspruchsvolle Poesie geeignet waren,[5] entschied er sich, anstatt ungarische Texte zu verfassen, die Gedichte von namhaften ungarischen Poeten ins Deutsche zu übersetzen (*Magyarische Gedichte*. Stuttgart 1825); 3) Trotz seiner ersten Erfolge in der ungarischen Literaturszene wurde er in der zweiten Hälfte der 1820er Jahre wegen seiner Deutschsprachigkeit einerseits und wegen seiner politischen (konservativen) Einstellung andererseits zu einer *persona non grata*. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich nur noch mit der Geschichte der Monarchie, veröffentlichte vorwiegend historiografische Texte und orientierte sich hauptsächlich an Wien.

---

[4] Siehe dazu die „Steierische Völkertafel", eine Quintessenz der Ungarnrezeption im 17.–18. Jahrhunderts. Vgl. Péter *Ötvös*: Aktualisierung alter Klischees. Die Ungarn auf der Völkertafel. In: Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts. Hg. Franz Karl Stanzel. Heidelberg 1999, 265–282.

[5] Mailáth schrieb Ferenc Kazinczy am 20. Dezember 1822: »Ich habe meine Gedichte selbst übersetzt ins ungarische, wie ich denn überhaupt zur magyarischen Schriftstellerei übergehen will. [...], ich finde aber, dass ich der magyarischen Sprache nicht so Herr bin wie der deutschen, ich kann mich also nicht auf mich selbst verlassen.« In: *Kazinczy Ferenc összes művei. Harmadik osztály. Levelezés*. XVIII. Hg. János Váczy. Budapest 1908, 219–220, hier 220.

Der für diesen Beitrag primär ausgesuchte Text repräsentiert Mailáths Position als Grenzgänger. Wie auch andere Hungari, die deutsch schrieben, griff Mailáth gerne auf Themen und Figuren der ungarischen Geschichte zurück. Obwohl manche seiner Aufsätze und Gedichte, wie etwa die hier behandelte Erzählung „Helena Zrínyi", auch in ungarischer Sprache erschienen, ist zu beachten, dass diese auf Deutsch entstanden sind und von Mailáths Schriftstellerkollegen – etwa József Bajza – ins Ungarische übersetzt wurden. Wie Bajza, Herausgeber des 1830 gegründeten literaturkritischen Organs „Kritikai Lapok" (*Kritische Blätter*), anmerkte: Mailáth konnte nicht als ungarischer Autor angesehen werden, da seine ungarischen Texte nur Übersetzungen gewesen seien und sie »die Wissenschaft der ungarischen Sprache des Grafen Mailáth nicht beweisen.«[6] Das tut auch die Erzählung „Helena Zrínyi" nicht, obwohl sie zuerst auf Ungarisch und erst einige Jahre später auf Deutsch erschien.

Die deutsche Fassung des Textes veröffentlichte Mailáth in seinem eigenen Taschenbuch „Iris", das er zwischen 1839 und 1848 in Pest beim renommierten Heckenast-Verlag herausgab. Wenn die „Aurora" als ein Zeichen der Verwurzelung Mailáths in der ungarischen Literatur angesehen wird, so kann die „Iris" als Symbol für seine enge Verbundenheit mit der Wiener Literaturszene gedeutet werden. Für sein transnationales Publikationsprojekt konnte der Graf nämlich Schriftstellergrößen wie Franz Grillparzer oder Adalbert Stifter gewinnen, die gegen ein bedeutendes Honorar und wegen der ungünstigeren Publikationsbedingungen in Wien regelmäßig Texte für den Grafen bereitstellten. Mailáths Abhandlung über die Frau des Erzrebellen Imre Thököly vertrat im ersten Band des Taschenbuches für das Jahr 1840, in dem auch Sonette von Eduard von Bauernfeld und eine Szene aus dem „Weh dem der lügt" von Grillparzer abgedruckt wurden, das Genre der historischen Literatur und repräsentierte neben den Texten von Miklós Jósika, Johann Paul Köffinger und Ferenc Kölcsey auch die Literatur aus dem Königreich Ungarn.

3. Mailáths Ungarn-Bild in der Erzählung „Helena Zrínyi"

Aber worum geht es genau in dieser Erzählung, und was für ein Ungarn-Bild zeichnet sich in ihr ab? Und warum ist es lohnenswert, sich mit diesem Thema und dieser Quelle auseinanderzusetzen? Beginnen wir mit der zwei-

[6] »[…] nem bizonyítja Mailáth Gróf magyar nyelvi tudományát.« József *Bajza*: Felvilágosítás. In: Kritikai Lapok 2 (1833) 77–78, hier 78.

ten Frage: Obwohl der Aufsatz „Helena Zrínyi" weder historiografisch noch literarisch ein hochwertiges Werk Mailáths ist, konnte die im Text vermittelte Meinung über zwei prägende Gestalten der ungarischen Geschichte 1) die Meinung der deutschsprachigen Öffentlichkeit über Ungarn formen und 2) ältere Bilder, *Imagotype* Elemente, die in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit präsent waren, weitertradieren. Außerdem verdienen jene Texte deutschsprachiger Hungari, die einen engen Bezug zum Thema Ungarn aufweisen, die Aufmerksamkeit der imagologischen Forschung: Denn die Sprache dieser Werke war zwar Deutsch, der Inhalt blieb aber Ungarisch, war durch patriotische Gefühle geprägt.[7] Und gerade diese Position der Autoren zwischen zwei Sprachen und Kulturen relativierte die binäre Konstruktion des *Eigenen* und des *Fremden*, die in den Texten von deutschen Schriftstellern über Ungarn vorkamen.

Mailáth beschäftigte sich in einer Reihe von Aufsätzen, die zum Teil in Hormayrs Organen in Wien („Archiv", „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte") erschienen, mit Frauenfiguren der ungarischen Geschichte: Neben „Elisabeth, Königin von Ungarn" und „Maria, Königin von Ungarn" thematisierte er auch die Geschichte der Gemahlin Imre Thökölys, Helena Zrínyi. Diese Themenwahl begründete er im einleitenden Absatz der Erzählung mit folgenden Worten: »Wenn bei einer Nation die Leidenschaft im Erwachen, wenn in mehr als hundertjährigen Zerwürfnissen Bürger gegen Bürger sich waffnet, ihr Kampf das Vaterland zerfleischt [...], treten große Charaktere sichtbar heraus, große Thaten geschehen, aber selten trifft das Auge einen reinen Menschen, den das ihn durchströmende, vielleicht auch von ihm selbst vergossene Blut nicht befleckt [...].«[8]

Helena Zrínyi war laut Mailáth eine Frau, die inmitten einer der traurigsten Epochen der ungarischen Geschichte mutig standhielt und trotz der negativen Beurteilung des Aufstandes ihres Gatten, Imre Thököly, immer »Lob und Verwunderung verdient[e].«[9] Nach der Darstellung der Abstammung und Familie von Helena aus der ruhmreichen Zrínyi-Familie, widmete sich Mailáth der Darstellung der Magnatenverschwörung (1664–1671), an der neben dem Vater Helenas, Péter Zrínyi, eine Reihe von hohen Würdenträgern des ungarischen Staates beteiligt waren. Mailáth schilderte ausführlich die

[7] László *Tarnói*: Ungarnimage um 1800 (Ungarn: Heimat und/oder Fremde – auf deutsch). In: »[…] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet […].« Topoi der Heimat und Identität. Hgg. Peter Plener, Péter Zalán. Budapest 1997, 87–101, hier 88–91.

[8] Graf Johann *Mailáth*: Helena Zrínyi. In: Iris für das Jahr 1840, 319–338, hier 325.

[9] *Mailáth*: Helena Zrínyi, 325.

Beziehung Helena Zrínyis zu ihrer Schwiegermutter, Fürstin Sophia Báthori, Herrin der Festung Munkatsch (*Munkács*). Die Festung, in die Helena nach dem Tod ihres ersten Mannes, Ferenc I. Rákóczi, mit ihren beiden Kindern zog, wurde ausführlich dargestellt. Munkatsch war nämlich eine Mitgift von Helena und spielte später eine Schlüsselrolle im Thököly-Aufstand. Der Autor widmete besondere Aufmerksamkeit der Heirat der katholisch gesinnten Helena und des protestantisch gesinnten (und um 14 Jahre jüngeren) Thököly, die von den kaiserlichen Räten nach langer Verhandlung erst 1682 genehmigt worden war. Einen weiteren Schwerpunkt setzte der Autor auf die Darstellung der teils militärischen Auseinandersetzungen Thökölys mit den kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen und Oberungarn beziehungsweise auf die Beschreibung der Kämpfe um die Festung Munkatsch zwischen Thököly, Helena und dem kaiserlichen Oberbefehlshaber, Albert von Caprara. Die Festung musste schlussendlich 1688 den Kaiserlichen übergegeben werden: Thököly floh, und Helena zog nach Wien, in das Kloster des Ursulinen-Ordens, wo die Erziehung ihres Sohnes, Franz II. Rákóczi, von den Jesuiten übernommen wurde. Die traurige Geschichte Helenas endete bei Mailáth damit, dass ihr Ersuchen, zu ihrem Gatten fahren zu dürfen, genehmigt worden war. Helena Zrínyi verstarb 1703 in Nikomedia, verbannt ins Osmanische Reich.

Mailáth schloss sich mit seiner Darstellung einer literarischen Tradition an. Der Zrínyi-Stoff beschäftigte nämlich Autoren des In- und Auslandes seit dem 16. Jahrhundert, nach dem mythischen Fall der Festung Sigeth unter dem Kommando des älteren Nikolaus Zrínyi 1566. Bereits unmittelbar nach der Schlacht thematisierten zahlreiche Flugschriften den heldenhaften, jedoch aussichtslosen Kampf des Heerführers gegen die osmanischen Truppen. Der Zrínyi-Stoff erhielt dann um 1663 Nachschub, als Zeitungsnachrichten die tapfere Teilnahme des jüngeren Nikolaus Zrínyi an den Kämpfen gegen den Erbfeind behandelten. Die Schriftsteller der Zeit parallelisierten das Schicksal der beiden Nikolaus Zrínyi, die als *althleta Christi* und als *Bollwerke des Christentums* wahrgenommen wurden.[10] Aber nicht nur die zeitgenössische Literatur nahm auf ihre Geschichte Bezug: Der Zrínyi-Stoff erlebte um 1800 eine Renaissance. Dabei wirkte Theodor Körner mit seinem Drama „Zriny" mit, das 1812 in Wien uraufgeführt wurde. Mit dem erfolgreichen Stück rückte

[10] Vgl. Nóra *G. Etényi*: Die beiden Zrínyis in der deutschsprachigen Flugschriftenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. In: *Militia et litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa*. Hgg. Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Tübingen 2009, 52–71.

Körner zu einem namhaften und gefeierten Dramatiker vor.[11] Neben ihm besang eine Reihe von Schriftstellern den »ungrische[n] Leonidas,«[12] der von mehreren Nationen der Monarchie als Nationalheld in Anspruch genommen wurde. Er avancierte zu einem Protagonisten der *Nation-Building*-Prozesse in Ungarn und Kroatien sowie bei anderen Völkern, die »den Weg der erwähnten Nationalkulturen kreuzten und mit ihnen eine Zeit lang einen teilweise gemeinsamen Diskurs bildeten«.[13] Auch deutschsprachige Hungari, die in der Nationalbewegung des frühen 19. Jahrhunderts eine besondere Rolle spielten, pflegten die Zrínyi-Tradition, beispielsweise Johann Ladislaus Pyrker mit seinem historischen Drama „Zrínyis Tod" (1810).

In diesen Texten kam aber Helena Zrínyi keine wesentliche Rolle zu. Die Erzählung Mailáths gehört – neben dem Drama Tobias Gottfried Schröers („Leben und Taten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen", 1839) – zu den wenigen Werken dieser Gattung, die das Schicksal der Enkelin des jüngeren Nikolaus Zrínyi und der Frau Imre Thökölys thematisierten. Damit knüpfte sich die Abhandlung Mailáths auch an den Thököly-Stoff, der jedoch einen wesentlich geringeren Wirkungsreis hatte. Im Vergleich zu Zrínyi war der spätere Fürst von Oberungarn nämlich für viele ein Verräter des Christentums, der sich mit den Osmanen wider den Kaiser verbündet hatte, eine umstrittene Persönlichkeit, ein negativer Held. Seine Beurteilung war allerdings eine Interpretationsfrage. Der Thököly-Stoff erlebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber auch eine Blütezeit. Als Beispiel sei hier Franz Xaver Rümels 1815 unter anderem in Augsburg verlegtes Bühnenstück „Die Rebellen in Ungarn" erwähnt, in dem der Fürst als Zigeunerhauptmann, als eine legendenhafte Gestalt, Retter und Verteidiger der Armen und Verfolgten charakterisiert wurde.[14] Zu erwähnen sind noch der 1821 in Leipzig verlegte historische Roman „Emerich Graf Tökely" eines Autors mit dem Monogramm G. B. und „Emerich Töckely, Fürst von Siebenbürgen" von Wilhelmine von Gersdorf, die auf französische Vorlagen von Jean de Prechac und

[11] Roman *Luckscheiter*: Theodor Körners Zriny-Drama und die Faszination von Tod und Niederlage. In: *Militia et litterae* 274–284, hier 275.

[12] Joseph Freyherr von *Hormayr*: Niklas Graf von Zrini. In: Ders.: Österreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates. VII. Wien 1807, 91–108, hier 95.

[13] Kálmán *Kovács*: Literarische Bearbeitungen der Belagerung von Szigetvár und ihre Quellen. In: Germanistische Studien 8 (2011) 9–20, hier 9–10.

[14] Margit *Nemes*: Thököly Imre a német irodalomban. In: A M. Kir. Ferencz József-Tudományegyetem Bölcsészeti Karán az 1920/21.–1925/26. tanévekben elfogadott doktori értekezések kivonatai és jegyzéke. Szeged 1926, 27–31, hier 30.

Charles-Philippe Bonafont zurückgriffen. Aus dieser Liste darf das 1846 in Leipzig unter dem Titel „Emerich von Töckely" veröffentlichte Werk des Carl von Damitz auch nicht fehlen, in dem der Fürst als »einer jener seltenen Männer, welche die Geschichte uns als die Befreier seines Vaterlandes von fremder Unterdrückung nennt«,[15] und als Kämpfer für die freie Religionsausübung dargestellt wurde.[16]

Obwohl Mailáth eine Frau zur Hauptprotagonistin wählte, musste er die Darstellung ihres Schicksals in die Geschichte von Männern, jene von Péter Zrínyi und Imre Thököly, einbetten. Der Autor brachte in der Einleitung, wie bereits zitiert, zum Ausdruck, dass er Helena Zrínyi für eine heldenhafte und opferbereite Frau hielt, die ihrem Mann trotz seiner »verbrechlich[en]« Taten stets treu blieb und »allein für ihn im Kampfe stand«.[17] Bereits hier wiederholt Mailáth Wertungen, welche die Meinung der deutschsprachigen Öffentlichkeit im ausgehenden 17. Jahrhundert bestimmten. Der Autor rezitierte zugleich auch bei der Darstellung der Festung Munkatsch und der damit zusammenhängenden historischen Ereignisse eine Reihe von Ungarn-Bildern, die bereits im 17. Jahrhundert existiert hatten und/oder deren Wurzeln in die frühere Geschichte des Königreiches zurückgeführt werden können. Diese Bilder werden von der imagologischen Forschung als *fertilitas*-Topos, als Bollwerk-Topos, oder als volkscharakterologische Topoi in Evidenz gehalten.[18]

Exemplarisch ist die Darstellung des jungen Thököly, der 1678, bald nach dem Beginn des Kuruzenaufstandes, mit seinen Truppen vor Munkatsch erschien. Die Schilderung der Person des jungen Heerführers sollte den Geschmack der durch die Romantik geprägten Leserschaft auch entsprechen: »In jeder Waffenkunst geübt, je nach Umständen sanft oder tollkühn, groß und schlank, thatkräftig, geist- und kenntnisßreich, der ungarischen, lateinischen und türkischen Sprache gleich mächtig, im Haß gegen den Kaiserlichen Hof von Kindheit an erzogen.«[19] An dieser Stelle widerspricht Mailáth der barocken Darstellungstradition vom tapferen und kriegsgeübten, zugleich

---

15 Karl von *Damitz*: Emmerich von Töckely. Romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. I. Leipzig 1846, Vorwort, 1.

16 Béla *Köpeczi*: Thököly az európai szépprózában. In: Magyar Könyvszemle 2 (2000) 121–130, hier 122–124.

17 *Mailáth*: Helena Zrínyi, 319.

18 Vgl. Orsolya *Lénárt*: Der ungarische Kriegsroman. Medien, Wissen und Fremdwahrnehmung bei Eberhard Werner Happel. Wien 2016.

19 *Mailáth*: Helena Zrínyi, 322.

grausamen und verräterischen Heerführer und Fürsten, sowie der klassischen Gegenüberstellung militärischer und geistlicher (wissenschaftlicher) Fähigkeiten der Ungarn (*militia* versus *litterae*). Mit dem letzten Satz deutete der Autor darauf hin, dass seine Auseinandersetzung mit dem Kaiser auf die familiären Umstände des Grafen zurückgeführt werden kann. Spannend ist, dass der Wiener Hof die Heirat von Thököly und Helena als ein Instrument für die Regelung der politischen und militärischen Lage verwenden wollte. Wie darüber auch Mailáth berichtete: In Wien hoffte man darauf, »daß diese Heirath ihn [Thököly] auf immer den Malcontenten entfremden würde«.[20] Bekanntlich ist dieser Plan gescheitert: Thököly setzte seinen Kampf mit der Unterstützung Helena Zrínyis gegen die absolutistischen Maßnahmen des Wiener Hofes und für die freie Religionspraxis im Königreich und im Fürstentum fort. Mailáth erläuterte in der Abhandlung auch die Gründe, warum sich Thököly den Rebellen anschloss und sich mit dem Kaiser nicht vereinigen konnte. Obwohl die zeitgenössischen, vor allem katholisch gesinnten Berichterstattungen diese Entscheidung der Machtgier des Fürsten zuschrieben, formulierte Mailáth aus einer zeitlichen Entfernung bon etwa 150 Jahren seine Meinung etwas vorsichtiger: »Thököly konnte dem Drängen seiner Umgebung nicht widerstehen, und bevor die schon erwähnte Entscheidung des Hofes zur Ausführung kommen konnte, waren die Feindseligkeiten ausgebrochen.«[21]

Die Beziehung zwischen Thököly und Helena war bereits im 17. Jahrhundert ein bedeutender Baustein der Darstellungen des Fürsten. Als Beispiel seien die Szenen über die Eroberung von Munkatsch in Eberhard Werner Happels „Der Ungarische Kriegs-Roman" erwähnt, in dem die unzertrennbare Liebe der beiden ausführlich thematisiert wurde.[22] Mailáth betonte auch an mehreren Stellen, dass Helena Zrínyi ihren Gatten bei seinen Eroberungen und Kämpfen stets unterstützt hatte. Wie intensiv Helena in die militärische Planung eingebunden war, zeigt auch die Tatsache, dass die Festung von Munkatsch von Helena Zrínyi kommandiert wurde, die sogar mit Caprara den Kampf aufnahm. Das Bild von Helena Zrínyi als *mutigster Frau Europas* wurde von Mailáth weitertradiert. Der Autor stellt die Reaktion der Fürstin bei der Belagerung der Festung wie folgt dar: »Eine Bombe fiel in Helenes Speisezimmer, eben als sie zu Tische saß; die persönliche Gefahr schreckte die

[20] Ebenda, 324.
[21] Ebenda, 330.
[22] Eberhard Werner *Happel*: Der Ungarische Kriegs-Roman. IV. Ulm 1687, 194.

fürstliche Frau nicht; mitten im Waffengetümmel war sie immer zugegen, ihr Geist, ihre Entschlossenheit begeisterte die Krieger.«[23] Sie sei bereit gewesen, so Mailáth, sogar ihr Leben zu opfern, als Oberbefehlshaberin vermochte sie die Besatzung der Festung zum aussichtslosen Kampf zu motivieren. Doch die Bemühungen Helena Zrínyis und Imre Thökölys waren vergeblich: Die Festung musste am 14. Januar 1688 aufgegeben werden.[24]

Auch anderen Textstellen ist zu entnehmen, dass der Heldenmythos der beiden Nikolaus Zrínyi auf die Mitglieder der Zrínyi-Familie projiziert wurde. Helena Zrínyis Bruder, Balthasar Zrínyi, wurde auf seiner Reise in Siebenbürgen durch Rebellen gefangen genommen. Obwohl sie vorhatten, den Gefangenen umzubringen, verschonten sie sein Leben, nachdem sie erfahren hatten, dass er ein Mitglied der Familie Zrínyi war: »[…] endlich siegte bei ihnen die Verehrung für den Namen Zrínyi; sie brachten ihn nach Siebenbürgen, wo ihn der Großfürst nach Würden aufnahm.«[25] Bei Mailáth fiel vom Glanz der Familie ein Strahl auch auf Helena, was seine Texte von den anderen, herkömmlichen Zrínyi-Darstellungen unterscheidet.

4. Die Darstellung der Zrínyis und Thökölys in den historiografischen Monografien von Mailáth

Nachdem sich Mailáth als Erforscher der altdeutschen Dichtung (*Koloczaer Kodex altdeutscher Gedichte*. Pest 1817), Dichter (*Gedichte*. Wien 1825), Märchensammler (*Magyarische Sagen und Märchen*. Brünn 1825) und Übersetzer (*Magyarische Gedichte*. Stuttgart 1825) erprobt hatte, wandte er sich der Historiografie zu. Als Mitarbeiter von Hormayrs „Archiv" und „Taschenbuch" tat er die ersten Schritte in diese Richtung bereits am Anfang der 1820er Jahre, als Geschichtsschreiber setzte er sich aber erst ab 1828 durch. In diesem Jahr erschien der erste Band seines fünfbändigen Werkes „Geschichte der Magyaren", dessen Fortsetzung 1853–1854 in Regensburg verlegt wurde. Darin stützte er sich maßgeblich auf seine früheren historischen Studien. So bearbeitete er auch die Geschichte der Familie Zrínyi beziehungsweise von Imre Thököly und Ilona Zrínyi.

Die Darstellung des Zrínyi-Stoffes begann im vierten Band der „Geschichte der Magyaren" mit der Schilderung des Falles der Festung Sigeth

[23] *Mailáth*: Helena Zrínyi, 332.
[24] Péter *Kónya*: Kuruc küzdelmek kora. Prešov 2014, 55.
[25] *Mailáth*: Helena Zrínyi, 327.

(*Sziget*), die zwar »reich mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen [wurde], aber [ihre] Festungswerke [...] nur von Erde und Reisig aufgeführt, [und deren] Besatzung viel zu gering«[26] war. Für Mailáths historiografische Arbeitstechnik war, wie von Pál Deréky richtig angemerkt, der subjektive Umgang mit den Gestalten der ungarischen Geschichte charakteristisch.[27] Dies wurde auch in der heroisierenden Darstellung der militärischen Auseinandersetzungen bei Sigeth unter dem Kommando von Nikolaus Zrínyi dem Älteren klar: »Zrinyi versammelte die Seinen, schwor vor ihnen, sich zu vertheidigen bis auf den letzten Tropfen Blutes und nahm ihnen den gleichen Eid ab; dann gab er strengen Befehl […].«[28] In der Beschreibung des aussichtslosen Kampfes wurde der Soldat als Held, als *athleta Christi* dargestellt: »Mit dem Schlachtrufe ›JESUS‹ stürzte Zrinyi nun hinaus [...] die Seinen brausten ihm nach; zwei Kugel in der Brust, ein Pfeil, der ihm am Kopfe traf, stürzten ihn zum Boden.«[29]

Interessanterweise erhielt der gleichnamige Enkel Nikolaus Zrínyis viel weniger Aufmerksamkeit in der Monografie des Grafen Mailáth, der auf die Taten des jüngeren Nikolaus Zrínyi nur in einem Satz hinwies. Den Grund für diese geringere Beachtung findet der aufmerksame Leser in der Anmerkung 43: »Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Kriegsthaten Zrinyi's zu erzählen, da sie auf das Wohl des Landes keinen entscheidenden Einfluss hatten.«[30] Als weiterführende Literatur verwies er noch auf einen Aufsatz des Grafen Franz Teleky[31] in Hormayrs „Taschenbuch". Mailáth erwähnte im Fließtext, dass er sich, »zum Unterschiede des bei Sziget gefallenen Helden, der Jüngere genannt, ganz besonders« in den Türkenkriegen 1663/1664 ausgezeichnet hatte. In der Darstellung kam es so doch zum Ausdruck, dass er dem großväterlichen Erbe gerecht worden war: »Er war noch jung, Ban von Kroazien, und führte, Held und Dichter zugleich, im stäten Kämpfe mit den Ungläubigen ein wahrhaft ritterliches Leben.«[32]

Mit einem größeren Akzent wurde die Tätigkeit des Bruders, Péter Zrínyi, im fünften Band der „Geschichte der Magyaren" besprochen, in dem auch der

---

[26] Graf Johann *Mailáth*: Geschichte der Magyaren. IV. Wien 1831, 120.
[27] *Deréky*: Hormayrs ungarischer Kreis, 98.
[28] *Mailáth*: Geschichte der Magyaren, IV, 120.
[29] Ebenda, 123.
[30] *Mailáth*: Geschichte der Magyaren, IV, Register, 48.
[31] Zur genauen Quellenangabe siehe des weiteren Graf Johann *Mailáth*: Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. IV. Hamburg 1848, 26.
[32] *Mailáth*: Geschichte der Magyaren, IV, 275.

Aufsatz von Stephan Horváth über die Jaszen abgedruckt wurde. Mailáth versuchte die Taten Péter Zrínyis, der eine zentrale Rolle in der habsburgfeindlichen Magnatenverschwörung gespielt hatte, zu relativieren. Er behandelte ausführlicher die Umstände des Friedens von Eisenburg (*Vasvár*) 1664, den er als Schandfrieden bezeichnete und dessen Folge die Verschwörung der ungarischen Adligen gewesen war. An dieser Stelle wurde der jüngere Nikolaus Zrínyi wieder erwähnt. Laut Mailáth war die Verschwörung deswegen zum Scheitern verurteilt, weil der jüngere Zrínyi bereits 1664 verstorben war: »Ein großes Unglück war es, dass Graf Niklas Zrinyi zu eben dieser Zeit von einem Eber auf der Jagd zerrissen wurde. Er war unter den ungarischen Grossen der gebildeteste, klügeste, gemässigtste [sic!], und hätte vielleicht manches Uebel verhindern können.«[33] Obwohl Mailáth versuchte, bei der Beurteilung der Folgen des Friedens von Eisenburg und der Magnatenverschwörung unparteiisch zu bleiben, erklärte er abschließend die Tat der Verschwörenden damit, dass sie »dem bedrängten Vaterlande zu helfen«[34] befleißigt gewesen seien.

Ähnlich war die Motivation des Autors bei der Darstellung der historischen Ereignisse in Siebenbürgen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach Mailáths Lesart war das Bündnis des Fürsten Michael II. Apafi mit der Hohen Pforte wegen der absolutistischen, gegenreformatorischen Maßnahmen des Wiener Hofes einigermaßen verständlich: »Alle die [sic!] Flüchtigen fühlten sehr gut, dass ohne einen mächtigen äußeren Beistand ihre Kämpfe fruchtlos seyn würden [...].«[35] In diesem historischen Kontext wurde der Thököly-Stoff behandelt: Mit dem Beitritt Thökölys, so Mailáth, habe der »unentschiedene Kampf, den bis jetzt die nach Siebenbürgen geflüchteten Ungern und Apafy gegen den Kaiser führten, [...] eine ernstere Wendung«[36] erhalten. Dass Mailáths Monografie das Ergebnis einer kompilatorischen Arbeitsmethode war, ist aufgrund der Thököly-Darstellung ersichtlich. Der Autor hat nämlich nicht nur die Werke bedeutender Historiker seiner Zeit als Quelle herangezogen, sondern er zudem seine eigenen Texte mehrfach verwertet. Die in der „Geschichte der Magyaren" veröffentlichte Textstelle findet sich beispielsweise in dem oben behandelten Aufsatz „Helena Zrínyi" fast wortwörtlich: »Emerich Tököly war ein Mann, der in vielfacher Beziehung

---

[33] Graf Johann *Mailáth*: Geschichte der Magyaren. V. Regensburg 1853, 16.
[34] Ebenda, 17.
[35] Ebenda, 25.
[36] Ebenda, 27.

verdient, ausgezeichnet genannt zu werden; in allen Waffengattungen erprobt, gelassen und kühn, je nachdem es die Umstände geboten, gross und schön, voll Geist, Gewandtheit und Kenntnisse; er sprach ungarisch, latein, deutsch und türkisch mit gleicher Geläufigkeit.«[37] Es gibt noch weitere Textbausteine, die als wiederkehrende Motive in der Thököly-Darstellung betrachtet werden können: 1) die Genehmigung der Heirat von Helena Zrínyi und Imre Thököly durch den Wiener Hof, 2) die Erklärung der Entscheidung Thökölys für eine Allianz mit dem Sultan, und 3) Relativierung der Taten der Fürsten. Mailáth stellte den Fürsten schließlich als Opfer der Umstände dar: »Es ist wahrscheinlich, dass Thököly aufrichtig es meinte, als er wiederholt erklärte, er wolle alle feindlichen Gesinnung entsagen, wenn es ihm erlaubt würde, Helena zu verehelichen; aber die Verhältnisse, in die er durch seine früheren Aufstände verwickelt worden, waren von der Art, dass er sich nicht los zu winden vermochte, und beinahe wider Willen neuerdings zur Empörung hingetrieben wurde.«[38] In seinem Bestreben, den Auftritt Thökölys gegen den Wiener Hof in ein anderes, nämlich besseres Licht zu stellen, erzählte Mailáth die Gräueltaten der kaiserlichen Truppen in Oberungarn nach und konzentrierte sich dabei auf die Beschreibung des Blutgerichts zu Preschau (*Eperjes*, *Prešov*) 1687 unter der Leitung von Antonio Caraffa, in dessen Verlauf 24 prominente protestantische Bürger und Adlige zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

Bei der Schilderung der Rolle Helena Zrínyis in den oberungarischen Ereignissen lassen sich auch Ähnlichkeiten zwischen den Textstellen der Monografie und der Erzählung feststellen. Die Herrin der Festung Munkatsch, die »die Fäden der Verschwörung in Ober-Ungarn mit geschickter Hand«[39] zusammenhielt, blieb in der Darstellung Mailáths an Heldenhaftigkeit nicht hinter ihren Zrínyi-Ahnen zurück. Ihre Gestalt konnte durch die kontroverse Beurteilung der Taten Thökölys auch nicht überschattet werden: »So tadelnswerth das Unternehmen Tököly's auch gewesen ist, so viel Lob, so viel Bewunderung verdient sie, die im Glücke und Unglücke mit wandelloser Standhaftigkeit an ihm festhielt, alle Güter der Erde freudig für ihn hinopferte, als ihn Alles verliess, allein für sein untergehendes Glück kämpfte, und da Alles

[37] Ebenda, 28–29.
[38] Ebenda, 33.
[39] Ebenda, 59–60.

verloren war, freilich Noth und Verbannung wählte, um beides mit ihm zu theilen.«[40]

Die „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates", eine historiografische Monografie Mailáths, die in Hamburg zwischen 1834 und 1850 in fünf Bänden verlegt worden ist, beinhaltet auch bereits bekannte Schilderungen der ungarischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Textstellen über die beiden Nikolaus Zrínyi wiederholten sich in diesem Werk genauso, wie die Darstellung der Taten Imre Thökölys. Oftmals sind wortwörtliche Übernahmen von Textbausteinen zu beobachten – eine Arbeitsweise, die als *Selbstkompilation* oder *Textrecycling* bereits bei Berufsschriftstellern der Frühen Neuzeit gebräuchlich war. Mailáths historiografische Texte waren also im Endeffekt, wie Pál Deréky zutreffend erkannte, keine selbstständigen Arbeiten, sondern Kompilationen, zu deren Grundlage neben eigenen Texten die einschlägigen Werke Johann Christian Engels, Ignaz Aurel Fesslers und Benedek Virágs dienten.[41]

5. Schlussfolgerung und Ausblick

Eine Erklärung dafür, warum er sich bei der Vorbereitung seiner historischen Arbeiten auf nur wenige Quellen stützte, könnte die spezifische Arbeitsmethode Mailáths liefern. Als Reaktion auf die Kritiken bezüglich der großen Zahl der Druck- und Rechtschreibfehler schrieb der Autor im fünften Band der „Geschichte der Magyaren": »Meine Augen sind so schwach, dass es mir Pflicht ist, nichts zu lesen oder zu schreiben, als was ich unumgänglich selbst lesen und schreiben muss, ich lasse mir immer vorlesen und diktieren. Ich habe also die Korrektur des Drucks nicht selbst besorgt, so konnte ich weder die Druckfehler bemerken, noch auch, dass der Setzer die Absätze nicht gut eingetheilt hat.«[42]

Von diesen Anmerkungen abgesehen hatten die historiografischen Werke Mailáths in der deutschsprachigen Presse einen positiven Widerhall. Der Rezensent des „Morgenblattes für gebildete Stände" äußerte sich beispielsweise wie folgt: »Der edle Verfasser, der durch Geburt und Patriotismus wie durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit seinen Beruf zum ungarischen Geschichtsschreiber bewährt, entwirft uns ein großes, übersichtliches zugleich und ge-

[40] Ebenda, 60.
[41] *Deréky*: Hormayrs ungarischer Kreis, 98.
[42] *Mailáth*: Geschichte der Magyaren, V, 75–176.

naues Gemälde der wechselvollen Schicksale seines Volks, das, zu spät in die europäische Zivilisation eintretend, zwischen derselben und der alten Barbarei des Orients schwankend, beiden Zankapfel und Spielball wurde.«[43] Obwohl Mailáth bei der Abfassung der mehrbändigen Geschichten vorwiegend keine eigene Forschung zugrunde lag,[44] strebte er an, die Ereignisse geschichtstreu zusammenzufassen und seinem Publikum eine umfassende Geschichte Ungarns vorzulegen. Er legte Wert darauf, wie er Kazinczy am 1. Mai 1830 schrieb, dass seine breite Leserschaft die historischen Texte »mit Vergnügen« und »Belehrung lesen mag«.[45]

Vielleicht war es das Bestreben, eine zusammenfassende Geschichte in leicht lesbarer Form darzubieten, dem die Distanziertheit zum Stoff zum Opfer fiel. Die beiden Nikolaus Zrínyi, Emerich Thököly und Helena Zrínyi erschienen Mailáth oftmals als dramatische Helden der ungarischen Geschichte. Es ist ihm offensichtlich nie gelungen, diese Gestalten aus ihren Einzelschicksalen herauszulösen und sie in einen größeren historischen Kontext zu stellen.[46] Gerade aus diesem Grund sind die historiografischen Texte Mailáths für die Literatur- und Kulturwissenschaften interessant und relevant. Wenn man sich nicht primär auf das historiografische Talent des Autors konzentriert, sondern den Text und die Darstellungsweise historischer Inhalte in den Mittelpunkt der Betrachtungen rückt, dann fällt auf, dass Mailáth durch die »Dramatisierung des Geschichtsstoff[es]«[47] der deutschsprachigen Leserschaft nicht nur die ungarische Geschichte, sondern auch Ungarn-Bilder der vermittelte. Die Taten der Mitglieder der Familie Zrínyi und Imre Thökölys prägten nämlich das Denken der deutschsprachigen Öffentlichkeit über Ungarn seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie waren jene Persönlichkeiten, die zur Verbreitung von positiv oder eben negativ beladenen Imagotypien beitrugen: In Anlehnung an die Zrínyis oder an Thököly wurden die Ungarn entweder als heldenhaft oder als verräterisch eingestellt. Mailáth hat also durch seine historischen Abhandlungen, in denen die oben angeführten Personen als Helden dargestellt wurden, bestehende Bilder über das Königreich

---

43 *Schriften über Ungarn. Geschichte der Magyaren. Von Johann Grafen Mailáth. Zweiter bis fünfter Band* [Rezension]. In: Morgenblatt für gebildete Stände. Literatur-Blatt 27. Dezember 1833/131, 521–524, hier 521.

44 Er unternahm zwar mehrere Studienreisen, so nach Graz, Linz und Schweden, diese dienten aber mehr dem Zweck, seine konstante Geldnot zu lindern. István *Kolos*: Gróf Mailáth János 1786–1855. Budapest 1938, 22.

45 *Kazinczy Ferenc összes művei* XXI (1911) 288–289, hier 288.

46 *Deréky*: Hormayrs ungarischer Kreis, 98.

47 Ebenda.

Ungarn und dessen Bewohner modifiziert und zum *Nation-Branding*, zur Entwicklung eines positiven Ungarn-Bildes, beigetragen. Das Bild der heldenhaften Frau, die ihrem Gatten auch in schwierigsten Zeiten beistand, und des Ehemannes, der seine Frau über alles liebte, durfte bei seiner von der deutschen Romantik und durch die Hormayr'sche Idee der Gesamtmonarchie (mit)geprägten Leserschaft gut angekommen sein. In diesem Sinne sei die Ausgangsthese dieses Beitrags revidiert: Trotz seiner konservativen, habsburgtreuen Einstellung versuchte Mailáth, eine Erklärung für Thökölys und Helena Zrínyis Entscheidungen zu finden und sie nicht als Verräter der christlichen Nation darzustellen.

Interessanterweise fand der Zrínyi-Stoff und überhaupt die Figur der heldenhaften Ilona Zrínyi erst im ungarischen Reformzeitalter in die kollektive Erinnerung Ungarns Eingang. Obwohl ihre Figur bereits im 18. Jahrhundert für die Literatur und bildende Kunst entdeckt wurde, verbreitete sich das mythische Bild von der heldenhaften und opferwilligen Verteidigerin von Munkatsch, der *Mutter der Nation*, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts.[48] Eine vage Schlussfolgerung könnte lauten, dass Mailáth nicht nur dem deutschsprachigen Publikum Bilder über Ungarn lieferte, sondern dass seine Tätigkeit – wie jene seiner Schriftstellerkollegen – in Ungarn zur Herausbildung von *Auto-Images*, von Eigenbildern, beigetragen hat.

[48] Tímea *Jablonczay*: A *nem* nemzeti kisajátítása Szentmihályiné Szabó Mária *Zrínyi Ilona* című regényében. In: Irodalomtörténet 4 (2011) 490–513, hier 490.

Daniel Carlo Pangerl, Starnberg

Von der Autarkie zur deutschen Handelspartnerschaft

Ausgewählte Aspekte der ungarischen Wirtschaftspolitik im Zeitraum von 1918 bis 1945*

Einleitung

Das derzeitige Verhältnis zwischen Deutschland und Ungarn ist zumindest in der politischen Wahrnehmung angespannt.[1] Ein Blick auf die aktuellen Wirtschaftszahlen enthüllt jedoch ein anderes Bild. Die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern sind weiterhin hervorragend. Der bilaterale Warenverkehr erreichte 2017 sogar ein neues Rekordniveau.[2] Gemäß dem Deutschen Statistischen Bundesamt exportierte Ungarn in jenem Jahr Güter im Wert von rund 26 Milliarden Euro nach Deutschland. Gleichzeitig importierte es deutsche Waren im Wert von etwa 25 Milliarden Euro. Somit ist Deutschland der wichtigste ungarische Handelspartner. Aber auch Ungarn belegt in der Rangliste der deutschen Handelspartner immerhin Platz 14 bei den Exporten und Platz 15 bei den Importen.[3]

Dieser Befund ist weder neu noch überraschend. Vielmehr blicken beide Länder auf eine langanhaltende und intensive Beziehungsgeschichte in den Bereichen Wirtschaft und Handel zurück. Lassen wir unsere Betrachtung im 19. Jahrhundert beginnen, so entdecken wir bereits bei Lajos Kossuth ausge-

---

* Erweiterte Fassung einer Hauptseminararbeit im Rahmen der studienbegleitenden Zusatzausbildung „Hungaricum", Aufbaumodul Ungarische Landeskunde und Fachwissenschaft, Universität Regensburg, Sommersemester 2018.

1 Vgl. *Ungarn, Deutschland, Europa. Einblicke in ein schwieriges Verhältnis*. Hgg. Zsolt K. Lengyel [u. a.]. Regensburg 2017.

2 *Botschaft von Ungarn, Berlin*: Ungarisch-Deutsche Wirtschaftsbeziehungen. https://berlin.mfa.gov.hu/deu/page/nemet-magyar-gazdasagi-kapcsolatok (14. Januar 2019).

3 *Statistisches Bundesamt Deutschland*: Ungarn. Statistisches Länderprofil 12 (2018). https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/LaenderRegionen/Internationales/Staat/Profile/Laenderprofile/Ungarn.pdf?__blob=publicationFile (14. Januar 2019).

feilte Überlegungen zu diesem Themenkomplex. In einer Artikelserie, die 1842 in der Zeitung „Pesti Hírlap" (*Pester Zeitung*) erschien, diskutierte der spätere Revolutionsheld Für und Wider eines Angebots aus Berlin: Damals sollten das Habsburgerreich, somit auch Ungarn dem deutschen Zollverein beitreten. Kossuth sprach sich gegen diesen Plan aus. Er argumentierte insbesondere mit drohenden Nachteilen für die ungarischen Holzexporte.[4] Stattdessen plädierte er, sich dezidiert auf den Ökonomen Friedrich List berufend, für Schutzzölle gegen deutsche Einfuhren nach Ungarn.[5]

Das im Nachhinein nicht realisierte Zollabkommen, aber auch Kossuths Vorbehalte stehen sinnbildlich für das Spannungsfeld, in dem sich die deutsch-ungarischen Handelsbeziehungen bewegten.[6] Die zwischen Konfrontation und Kooperation pendelnde Waage schlug, bedingt durch die Zeitumstände, letztendlich zugunsten der Kooperation aus: Am 7. Oktober 1879 schlossen das junge Deutsche Kaiserreich und die Österreichisch-Ungarische Monarchie den *Zweibund*. Dieses politisch-wirtschaftliche Abkommen hatte weitreichende Folgen, denn es begünstigte auch eine Koalition im Ersten Weltkrieg.[7]

Die Kriegsniederlage von 1918 sowie die Pariser Vorortverträge von Versailles und Trianon markierten eine Zäsur in den deutsch-ungarischen Handelsbeziehungen.[8] Das neue Weimarer Deutschland und das um rund zwei Drittel seines ursprünglichen Staatsgebietes und Staatsvolkes verkleinerte

---

4 András *Gergely*: Kossuth und die deutsche Einheit (1841–1871). In: Lajos Kossuth (1802–1894). Wirken – Rezeption – Kult. Hg. Holger Fischer. Hamburg 2007, 75–94, hier 88–89.

5 Zur Friedrich List, der als Vordenker protektionistischer Wirtschaftspolitik gilt und gegenwärtig besonders in China eine Renaissance erlebt: Shaun *Breslin*: The ‚China Model' and the Global Crisis. From Friedrich List to a Chinese Mode of Governance? In: International Affairs 87 (2011) 6, 1323–1343; Eugen *Wendler*: Friedrich List (1789–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung. Wiesbaden 2013.

6 Letztendlich unterzeichneten Preußen und Österreich am 12. Februar 1853 einen Handelsvertrag. Als Konsequenz traten jedoch nur die deutschen Gebiete des Habsburgerreiches dem Zollverein bei, nicht aber Ungarn. Erst im Jahr 1891 kam ein gemeinsamer deutsch-österreichisch-ungarischer Zoll- und Handelsvertrag zustande. Vgl. Ákos *Kárbin*: Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zum Zoll- und Handelsvertrag von 1891. In: Ungarn-Jahrbuch 33 (2016/2017) 201–222.

7 Jürgen *Angelow*: Kalkül und Prestige. Der Zweibund am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Köln 2000; *Der „Zweibund" 1879. Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis und die europäische Diplomatie*. Hgg. Helmut Rumpler, Jan Paul Niederkorn. Wien 1996.

8 Der Deutschland betreffende Versailler Vertrag wurde am 28. Juni 1919 unterzeichnet, der Ungarn betreffende Vertrag von Trianon am 4. Juni 1920. Zu den wirtschaftlichen Folgen dieser Verträge: Bruce *Kent*: The Spoils of War. The Politics, Economics, and Diplomacy of Reparations, 1918–1932. Oxford 1989.

Ungarn mussten ihre Wirtschaftsbeziehungen neu definieren. Kriegsschäden und Reparationszahlungen hatten gewaltige Löcher in die Haushalte beider Staaten gerissen. Erschwerend kam hinzu, dass die Weltwirtschaft der 1920er Jahre eine gravierende Krise durchlebte. In dieser heiklen Phase experimentierten Deutschland und Ungarn mit verschiedenen ökonomischen und handelspolitischen Konzepten, deren Erfolge jedoch wechselhaft waren. Erst zwischen 1931 und 1934 gelang es beiden Ländern, ihre Handelbeziehungen zu intensivieren und auf eine nachhaltige Grundlage zu stellen. Der Annährungsprozess gestaltete sich schwierig: Der 1931, also noch in der Endphase der Weimarer Republik formulierte, bilaterale Handelsvertrag wurde wegen internationalen Widerstands zunächst nicht in die Praxis umgesetzt. Erst 1934 verhalfen die neue deutsche Regierung unter Reichskanzler Adolf Hitler und die ungarische Regierung unter Ministerpräsident Gyula Gömbös (1886–1936) dem Vertrag zur vollen Geltung. Dabei etablierten sie ein neuartiges und unkonventionelles Verfahren: das *Clearing-System*. Dieses wickelte den deutsch-ungarischen Handel und Zahlungsverkehr ohne Austausch von Devisen effizient ab und bestand bis 1945 fort.[9]

Forschungsdiskussion

Eine Evaluierung der Fachliteratur zeigt, dass zu diesem Themenkomplex neue Forschungsansätze wünschenswert sind. Insbesondere fehlt weiterhin eine aktualisierte Analyse der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen zwischen 1918 und 1945. Aus der Perspektive der ungarischen Geschichte sind die beiden zeitlichen Grenzmarken *1918* und *1945* sehr sinnvoll. *1918* signalisiert die Formierung eines eigenständigen ungarischen Staates, der seine Wirtschafts- und Währungspolitik neugestalten musste. Zunächst schlug Ministerpräsident Mihály Graf Károlyi (1875–1955), der am 16. November 1918 die Republik Ungarn ausrief, einen vergleichsweise gemäßigten sozialistischen Kurs ein. Nach Károlyis Rücktritt am 21. März 1919 versuchte der Rätekommunist Béla Kun, in Ungarn das radikalsozialistische Konzept der Zentralverwaltungswirtschaft zu implementieren.

Erst unter Reichsverweser Miklós von Horthy entschied sich der junge Staat ab Anfang des Jahres 1920 für eine kapitalistische Marktwirtschaft. Trotz aller politischen Turbulenzen behielt Ungarn dieses Wirtschaftssystem bis 1945 bei – ehe dem Land von der kommunistischen Sowjetunion für über

[9] Zum Clearing-System siehe Kapitel 2. 3.

vier Jahrzehnte eine Zentralverwaltungswirtschaft aufoktroyiert wurde.[10] Aus diesem Umstand erklärt sich die Grenzmarke *1945*. Daher ist es methodisch folgerichtig, die ungarische Wirtschaftspolitik für den Zeitraum 1918 bis 1945 zu untersuchen.

Eine Analyse der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen zwischen 1918 und 1945 ist ebenso aus der Perspektive der deutschen Geschichte sinnvoll. Ab Ende der 1920er Jahre wandten sich der deutsche Staat, aber auch deutsche Wirtschaftsverbände verstärkt dem ostmittel- und südosteuropäischen Handelsraum zu. Nach einer Intensivierung der bilateralen Beziehungen ab 1931 wurde Deutschland schließlich 1934 Ungarns wichtigster Handelspartner. Diese Konstellation blieb bis 1945 bestehen.

Der soeben skizzierte neue Forschungsansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er seine inhaltliche Struktur primär an ökonomischen und nicht vorrangig an politisch-ideologischen Entwicklungen ausrichtet. Zwei Hauptursachen dürften für das bisherige Fehlen einer so beschaffenen Studie verantwortlich sein. Zum einen erfordert die Analyse der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen zwischen 1918 und 1945 eine interdisziplinäre Vorgehensweise: Diese muss sich gleichermaßen Methoden der Geschichtswissenschaft und der Volkswirtschaftslehre bedienen. Zum anderen standen gewisse zeitliche und inhaltliche Schwerpunktsetzungen einer solchen Studie entgegen.

In der bisherigen Forschung kann man im Wesentlichen drei Tendenzen antreffen, die teils miteinander kombiniert werden:

1. eine regionale Zentrierung auf Deutschland *oder* Ungarn, was den bilateralen Charakter der Wirtschaftsbeziehungen abschwächt oder gar ausblendet;
2. die bewusste Setzung von Epochengrenzen, was mögliche Kontinuitätslinien *a priori* ausschließt. Dies führt zu einer kategorischen Unterscheidung zwischen der Zwischenkriegszeit 1918 bis 1938 und dem Zweiten Weltkrieg 1939 bis 1945 (bei Deutschland und Ungarn) beziehungsweise zwischen der Weimarer Zeit und der NS-Zeit ab 1933 (speziell bei Deutschland);

[10] Zu den grundlegenden Unterschieden zwischen den Wirtschaftskonzepten *Zentralverwaltungswirtschaft* und *Marktwirtschaft*: Hans-Hermann *Hoppe*: Sozialismus oder Kapitalismus. Gedanken zur Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Eine ökonomisch-philosophische Abhandlung. Wien 2005.

3. eine fast ausschließliche Konzentration auf die Wirtschafts- und Handelspolitik des nationalsozialistischen Deutschlands. Demgegenüber werden die deutschen Partnerländer nur kursorisch abgehandelt. Diese Tendenz wirkt umso stärker, da das Dritte Reich zeitnah mit mehreren ostmittel- und südosteuropäischen Staaten ein *Clearing-System* zur Abwicklung des bilateralen Handels unterhielt. Folglich besteht hier die Gefahr einer pauschalisierenden Darstellung, die eine eigenständige ungarische Wirtschafts- und Handelspolitik ab 1934 kaum mehr erkennen lässt.

Dennoch existiert ein schmaler, aber hochwertiger Korpus an Forschungsarbeiten, auf die sich eine neue Analyse des Themenkomplexes stützen kann. Referenzcharakter für die deutsche Konjunkturentwicklung zwischen 1924 und 1934 besitzt die Studie von Albrecht Ritschl.[11] Maßstabsetzend für die ungarische Wirtschaftspolitik der Zwischenkriegs- und Kriegszeit sind nach wie vor die Arbeiten von Iván T. Berend, die teils in Zusammenarbeit mit György Ránki entstanden sind.[12] Die bilateralen Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschen zwischen 1914 und 1934 analysiert István Németh in einer neueren Monografie.[13] Standardwerke zur allgemeinen Wirtschaftspolitik des nationalsozialistischen Deutschland ab 1933 stammen von Avraham Barkai und Hans-Erich Volkmann.[14] Für die deutsche Ungarnpolitik während des Zweiten Weltkrieges liegen Arbeiten von Peter Durucz und Manfred Nebelin vor.[15] Speziell mit der deutschen Wirtschaftspolitik gegenüber Ungarn während der gesamten NS-Zeit (1933–1945) hat sich Michael Riemenschnei-

---

[11] Albrecht *Ritschl*: Deutschlands Krise und Konjunktur 1924–1934. Binnenkonjunktur, Auslandsverschuldung und Reparationsproblem zwischen Dawes-Plan und Transfersperre. Berlin 2002.

[12] Als Auswahl seien genannt: Iván T. *Berend* – György *Ránki*: Magyarország a fasiszta Németország „életterében", 1933–1939. Budapest 1960; Iván T. *Berend* – György *Ránki*: The Hungarian Economy in the Twentieth Century. London 1985; Iván T. *Berend*: Decades of Crisis. Central and Eastern Europe before World War II. Berkeley 1998; Iván T. *Berend* – György *Ránki*: Studies on Central and Eastern Europe in the Twentieth Century. Regional Crises and the Case of Hungary. Aldershot 2002.

[13] István *Németh*: Magyarok és németek (1914–1934). Budapest 2016. Bereits die Wahl des Titels signalisiert, dass Németh das Jahr 1934 als Zäsur in der ungarisch-deutschen Beziehungsgeschichte ansieht.

[14] Avraham *Barkai*: Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Ideologie, Theorie, Politik, 1933–1945. Frankfurt am Main 1988; Hans-Erich *Volkmann*: Ökonomie und Expansion. Grundzüge der NS-Wirtschaftspolitik. Ausgewählte Schriften. München 2003.

[15] Peter *Durucz*: Ungarn in der auswärtigen Politik des Dritten Reiches 1942–1945. Göttingen 2006; Manfred *Nebelin*: Deutsche Ungarnpolitik 1939–1941. Opladen 1989.

der beschäftigt.[16] Carl Freytag und Hans-Jürgen Schröder widmen sich Aspekten der deutschen Wirtschaftspolitik in Ostmittel- und Südosteuropa.[17] István Csöppüs bietet eine umfangreiche Darstellung der landwirtschaftlichen Produktion, des wichtigsten ungarischen Exportsektors in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.[18]

Methodisches Konzept der Untersuchung

Die vorliegende Studie analysiert ausgewählte Aspekte der ungarischen Wirtschaftspolitik zwischen 1918 und 1945 – insbesondere in Bezug auf die Handelsbeziehungen mit Deutschland. Dabei folgt sie dem im Vorigen beschriebenen neuen methodischen Ansatz. Sie ist folgendermaßen aufgebaut: Bevor ein junger, von den Kriegsfolgen geschädigter Staat eine konstruktive Handelspolitik entfalten kann, muss er zunächst seine Binnenwirtschaft und Währung konsolidieren. Daher untersucht Kapitel 1 die wichtigsten Stationen der ungarischen Wirtschafts- und Währungspolitik zwischen 1918 und 1931. Zentrale Etappen sind der *Hegedüs-Plan* von 1920/1921, der Völkerbund-Kredit von 1924, die Gründung der ungarischen Nationalbank von 1924, die Währungsreform von 1927, die Agrarkrise ab 1929, die Bankenkrise ab 1931 und die Suche nach längerfristigen Handelspartnerschaften. Kapitel 2 analysiert die Entstehung der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen. Es stellt einen neuen Lösungsansatz für die Frage vor, weshalb Deutschland Ungarns wichtigster Handelspartner wurde. Als weiterer Schwerpunkt wurde der ungarisch-deutsche Handelsvertrag von 1931 und das damit verbundene *Clearing-System* gewählt. Kapitel 3 behandelt die Entwicklung der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen in der Vorkriegszeit (1931–1938) und Kriegszeit (1939–1945). Die Schlussbetrachtung fasst die gewonnenen Ergebnisse zusammen und zeigt Parallelen zu aktuellen Tendenzen der ungarischen Wirtschaftsentwicklung auf.

---

16 Michael *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik gegenüber Ungarn 1933–1944. Ein Beitrag zur Interdependenz von Wirtschaft und Politik unter dem Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1987.

17 Carl *Freytag*: Deutschlands „Drang nach Südosten". Der Mitteleuropäische Wirtschaftstag und der „Ergänzungsraum Südosteuropa" 1931–1945. Göttingen 2012; Hans-Jürgen *Schröder*: 1929–1936. Zur Kontinuität deutscher Außenpolitik in der Weltwirtschaftskrise. In: Geschichte und Gesellschaft 2 (1976) 5–32.

18 István *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion in Ungarn zur Zeit des Zweiten Weltkrieges. Köln 1983.

1. Im Schatten der Weltwirtschaftskrise: Grundzüge der ungarischen Wirtschafts- und Währungspolitik (1918–1931)

1. 1. Ungarns Ausgangslage (1918–1920)

Der Vertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 hatte verheerende Folgen für die Wirtschaft von *Rumpfungarn*.[19] Die neue Grenzziehung trennte das Land von wichtigen Rohstoffquellen und industrieller Infrastruktur. Es verlor unter anderem 84 Prozent seiner Nutzholzbestände, 83 Prozent seiner Eisenerzvorkommen sowie 43 Prozent seiner landwirtschaftlichen Nutzflächen, die vor allem dem Getreideanbau dienten. Auf dem um über zwei Drittel verkleinerten ungarischen Staatsgebiet verblieben 49 Prozent der ursprünglichen Fabrikgebäude, 42 Prozent des Eisenbahnnetzes und 35 Prozent der per Schiff befahrbaren Wasserstraßen. Da ein erheblicher Teil der Vorkriegsindustrie im Großraum Budapest ansässig war, behielt das Land immerhin 82 Prozent seiner Schwerindustrie und rund die Hälfte seiner Industriefacharbeiter.[20]

Überdies stellte auch die Auflösung des Habsburgerreiches Ungarn vor die Herausforderung, seine Handelspolitik völlig neu zu gestalten. Vor dem Weltkrieg waren rund 80 Prozent der ungarischen Exporte von benachbarten k. u. k.-Regionen abgenommen worden, insbesondere von Österreich, Böhmen und Mähren. Eine etwa gleich große Gütermenge, vor allem Rohstoffe, hatte Ungarn aus jenen Regionen importiert. Zudem war das Habsburgerreich weitgehend eine Freihandelszone gewesen: In dieser fielen, wenn überhaupt, nur sehr geringe Binnenzölle an. Gleichzeitig hatten Schutzzölle den Donauraum vor auswärtiger Konkurrenz abgeschirmt.[21] Nun aber sah sich Ungarn gezwungen, die Beziehungen zu seinen ehemaligen Handelspartnern neu zu ordnen und sich den Spielregeln der internationalen Märkte anzupassen. Rasches Handeln tat Not, denn die Folgen des verlorenen Krieges – etwa Versorgungsengpässe, hungernde Flüchtlingsströme und galoppierende Inflation – lasteten schwer auf der Bevölkerung.

---

[19] *Rumpfungarn* war ein im damaligen Ungarn üblicher Begriff für das drastisch verkleinerte Territorium. Infolge des Vertrags von Trianon schrumpfte das ungarische Staatsgebiet von ursprünglich ca. 325.000 km² auf nunmehr ca. 93.000 km². Vgl. Árpád von *Klimó*: Trianon und der Diskurs über nationale Identitäten in „Rumpf-Ungarn" (1918–1938). In: Die geteilte Nation. Nationale Verluste und Identitäten im 20. Jahrhundert. Hgg. Andreas Hilger, Oliver Wrochem. München 2013, 11–26.

[20] Iván T. *Berend* – György *Ránki*: Magyarország gazdasága az első világháború után 1919–1929. Budapest 1966; István *Csöppüs*: Statistische Daten zu den wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages von Trianon. In: Ungarn-Jahrbuch 21 (1993/1994) 173–192.

[21] *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 7.

Außerdem bürdete der Vertrag von Trianon Ungarn hohe Reparationen auf, die es in jährlichen Raten bis 1942/1943 erbringen sollte; und zwar teils als Geldtransfers, teils als Sachleistungen. Allein der monetäre Anteil an den gesamten Reparationen sollte 179 Millionen ungarische Goldkronen betragen.[22] Um diese Zahl in Relation zu setzen: Die gesamten Exporte Ungarns im Jahr 1920 besaßen einen Wert von 164,3 Millionen Goldkronen.[23] Zudem bestanden weitere Verpflichtungen gegenüber einzelnen Siegermächten: Zwischen 1921 und 1926 musste Ungarn große Mengen Kohle an den neuen Staat Jugoslawien liefern, außerdem eine erhebliche Anzahl an Rindern nach Jugoslawien, Italien und Griechenland.[24]

Daneben existierte ein weiteres Problem, dessen negative ökonomische Folgen von der Forschungsliteratur meist zu wenig hervorgehoben wurden: die *Räterepublik* unter Béla Kun.[25] Zwar währte dieses kommunistische Gesellschaftsexperiment nur knapp ein halbes Jahr, nämlich vom 21. März bis 1. August 1919. Doch die Implementierung einer Wirtschaftsideologie, die jeglicher ökonomischer Vernunft widersprach, schädigte die ohnehin schon schwer lädierte ungarische Wirtschaft zusätzlich.[26] Die Missachtung des

---

[22] János *Honvári*: Magyarország gazdaságtörténete a honfoglalástól a 20. század közepéig. Budapest 2003, 327. Allerdings zahlte Ungarn bis Ende der 1920er Jahre nur rund 30 Millionen Goldkronen an Reparationen. Dann setzte der Staat die Überweisungen aus, da ihm wegen der Weltwirtschaftskrise der Bankrott drohte.

[23] Tamás *Réti*: Das ausländische Kapital in Ungarn. In: *Willkommene Investoren oder nationaler Ausverkauf? Ausländische Direktinvestitionen in Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert*. Hgg. Jutta Günther, Dagmara Jajeśniak-Quast. Berlin 2006, 161–180, hier 168.

[24] *Honvári*: Magyarország, 327.

[25] Zumindest bei der ungarischen Forschung aus der kommunistischen Ära ist die positive Bewertung der Räterepublik nicht verwunderlich, denn Kuns Ideologie entsprach weitgehend der damaligen Wirtschaftsdoktrin. Zu diesem Themenkomplex: György *Borsányi*: The Life of a Communist Revolutionary: Bela Kun. Boulder 1993; Rudolf L. *Tőkés*: Béla Kun and the Hungarian Soviet Republic. The Origins and Role of the Communist Party of Hungary in the Revolutions of 1918–1919. New York 1967.

[26] Die *Österreichische Schule* (auch *Wiener Schule*) *der Nationalökonomie* hatte damals die negativen ökonomischen Folgen des Marxismus und verwandter sozialistischer Theorien längst aufgezeigt: Eugen von Böhm-Bawerk (1851–1914) veröffentlichte im Jahr 1895 seine epochale Schrift „Zum Abschluß des Marxschen Systems". Darin widerlegte er die Marxsche Arbeitswerttheorie in allen zentralen Punkten: Er wies auf die Widersprüche des Marxschen Konstruktes hin, das die ökonomische Realität in keiner Weise beschreibt. Grundsätzlich zur Österreichischen Schule: Hans-Hermann *Hoppe* – Joseph T. *Salerno*: Friedrich von Wieser und die moderne Österreichische Schule der Nationalökonomie. In: Friedrich von Wieser. Vademecum zu einem Klassiker der Nationalökonomie. Hg. Herbert Hax. Düsseldorf 1999, 105–134; Eugen Maria *Schulak* – Herbert *Unterköfler*: Die Wiener Schule der Nationalökonomie. Eine Geschichte ihrer Ideen, Vertreter und Institutionen. Weitra 2009.

Rechts auf Privateigentum und der Verstoß gegen marktwirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten verschreckten auch ausländische Investoren, die Ungarn damals händeringend benötigte. Überdies erschwerte die als unzuverlässig geltende Regierung Kun eine konstruktive Einigung mit den alliierten Siegermächten.[27]

1. 2. Autarkie als Lösung? Der Hegedüs-Plan von 1920/1921

Nach dem Ende der Räterepublik im August 1919 entschied sich Ungarn unter Reichsverweser Miklós von Horthy für die Rückkehr zu einer kapitalistischen Marktwirtschaft: einem ökonomischen Konzept, das bereits zu Habsburgerzeiten in Ungarn für Wachstum und Wohlstand gesorgt hatte. Als am 4. Juni 1920 der Vertrag von Trianon unterzeichnet wurde, zeigte sich, in welcher prekären Lage sich Ungarns Staatshaushalt und Wirtschaft befanden. Beispielsweise verzeichnete der Budgetplan für 1920/1921 etwa doppelt so hohe Ausgaben wie Einnahmen.

Der seit dem 19. Juli 1920 amtierende Ministerpräsident Pál Graf Teleki (1879–1941) stand vor der Frage, auf welchen Wirtschaftsfachmann er zur Krisenbewältigung setzen sollte. Seit dem 12. September 1919 hatte Frigyes Korányi (1869–1935) das Finanzministerium inne. Teleki entzog ihm das Vertrauen und berief Lóránt Hegedüs (1872–1943), den Vorsitzenden der ungarischen Handelsbank. Als Hegedüs am 16. Dezember 1920 sein Amt als Finanzminister antrat, legte er ein umfassendes Reformkonzept vor. Dessen inhaltliche Stoßrichtung lautete: Auf die staatliche Autonomie sollte die wirtschaftliche Unabhängigkeit folgen. Im Rahmen einer Austeritätspolitik sollte sich Ungarn ganz auf seine nach Trianon verbliebenen internen Ressourcen stützen. Überdies schlug Hegedüs drastische staatliche Sparmaßnahmen vor, um so den Haushalt zu entlasten.[28]

Der ehrgeizige Plan scheiterte aus mehreren Gründen:

1. Die selbstgewählte Abschottung eines Binnenmarktes vom Welthandel und der damit verbundene Verzicht auf Freihandel führen *per se* stets zu Wohlstandsverlusten. Diese ökonomische Gesetzesmäßigkeit kann als

---

[27] Manfried *Rauchensteiner*: Reichshaftung. Österreich, Ungarn und das Ende der Gemeinsamkeit. In: Österreich und Ungarn im 20. Jahrhundert / Ausztria és Magyarország a 20. században. Hg. Csaba Szabó. Wien 2014, 53–76, hier 65–66.

[28] Máté *Botos*: Reichsdeutsches Kapital auf dem Weg zur Großraumwirtschaft. In: *Willkommene Investoren oder nationaler Ausverkauf* 181–192, hier 182. Eine detaillierte neuere Analyse des aus wirtschaftshistorischer Sicht bedeutsamen *Hegedüs-Plans* fehlt offenbar. Obige Ausführungen möchten auf diese Forschungslücke hinweisen.

unwiderlegbar angesehen werden.[29] Zudem befand sich die damalige ungarische Wirtschaft in einer hochbrisanten Verfassung, die aktiven Außenhandel dringend erforderlich machte. Vor allem mangelte es der heimischen industriellen Produktion an Rohstoffen.

2. Verstärkt wurden die soeben erwähnten Negativeffekte durch den Rückzug ausländischer Investoren, insbesondere aus Deutschland und Österreich. Bis Kriegsende 1918 hatten Anleger aus diesen beiden Ländern noch einen Anteil von 78 Prozent an den ausländischen Gesamtinvestitionen in Ungarn gehalten. Bis 1921 waren diese Investitionen aber um rund zwei Drittel zurückgegangen.[30] Zwei Faktoren dürften hierfür maßgeblich gewesen sein: Erstens litten ausländische Anleger aufgrund der kriegsbedingten wirtschaftlichen Probleme an Kapitalknappheit in ihren eigenen Ländern. Daher investierten sie deutlich weniger im Ausland beziehungsweise reduzierten sogar ihre bestehenden Auslandsinvestitionen und -kredite, um ihre Liquiditätsprobleme im Inland zu verringern. Zweitens galt Ungarn wegen seiner finanziellen und strukturellen Probleme als Hochrisikogebiet für neue Investitionen. Die wegbrechenden Investitionen beziehungsweise die Rückführung von ausländischem Kapital verstärkten die chronische Devisenknappheit des ungarischen Staates und seiner Banken.
3. Das Erbe des verlorenen Krieges erwies sich für Hegedüs als unüberwindbare Bürde. Die Verpflichtung zur Leistung von Reparationen gemäß dem Vertrag von Trianon ließ eine schnelle Gesundung nicht zu.[31]Ebenso

---

[29] Vgl. hierzu die Ausführungen von Ludwig von Mises, des wohl bedeutendsten Theoretikers der *Österreichischen Schule*: »Welche Nachteile aus der Abschließung der Grenzen gegen die Einfuhr ausländischer Waren […] erwachsen müssen, zeigt die Freihandelstheorie. Kapital und Arbeit müssen unter relativ ungünstigen Produktionsbedingungen verwendet werden, wo sie einen geringeren Ertrag abwerfen. Ein krasses Beispiel stellt die Sache am leichtesten dar. Ein sozialistisches Deutschland könnte, wenn auch unter enormen Aufwand von Kapital und Arbeit, in Treibhäusern Kaffee anbauen. Es wäre aber weitaus vorteilhafter, anstatt Kaffee im Lande unter großen Kosten zu erzeugen, ihn aus Brasilien zu beziehen und dagegen Produkte auszuführen, für deren Erzeugung die Verhältnisse in Deutschland günstiger sind als für den Kaffeebau.« Ludwig von *Mises*: Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus. Jena ²1932, 205–206. Zu Mises vgl. Jörg Guido *Hülsmann*: Mises. The Last Knight of Liberalism. Auburn/Alabama 2007; *Ludwig von Mises. Leben und Werk für Einsteiger*. Hg. Thorsten Polleit. München 2013.

[30] Iván T. *Berend* – György *Ranki*: Economic Development in East-Central Europe in the 19th and 20th Centuries. New York 1974.

[31] Zur Höhe der Reparationszahlungen: Kapitel 1. 1.

schwer wog die Inflation.[32] Deren Auswirkungen belasteten nicht nur Ungarn, sondern die gesamte Weltwirtschaft der 1920er Jahre erheblich. Hauptursache war ein Geldüberhang als Folge der Finanzierung der gewaltigen Kriegsproduktion im Ersten Weltkrieg durch Schulden.[33]

4. Im Jahre 1921 überzeugte Hegedüs die ungarische Nationalversammlung, einer einschneidenden Maßnahme zuzustimmen, um das Haushaltsdefizit zu verringern: Es handelte sich um eine einmalige Zwangsabgabe in Höhe von 20 Prozent auf ungarische Bankeinlagen. Diese partielle Enteignung der Sparer hatte verheerende negative Auswirkungen auf die öffentliche Meinung. Vor allem die Bauern entwickelten ein tiefes Misstrauen gegenüber der ungarischen Währung und den Finanzinstituten. Vielfach legten sie ihre Ersparnisse nicht mehr bei Banken an, sondern horteten sie zu Hause; dies betraf besonders die wertvollen Kronenmünzen aus Gold.[34] Da jenes Geld dem Wirtschaftskreislauf entzogen wurde, schwächte sich die gesamtwirtschaftliche Nachfrage ab, und die Investitionen gingen zurück. Der Staat schlitterte in eine Rezession und verlor in großem Umfang Steuereinnahmen.

---

[32] Der Begriff *Inflation* (von Lateinisch *inflare* = aufblähen) bedeutet streng genommen eine sukzessive Ausweitung der Kredit- und Geldmenge durch die Zentralbanken. In gewissen Konstellationen, etwa bei einer Überhitzung der Konjunktur oder überhöhten Lohnforderungen, führt diese Kredit- und Geldmengenausweitung zu Preissteigerungen. In der ökonomischen Fachliteratur wird jedoch häufig mit *Inflation* die Teuerungsrate – also das Ergebnis der Ausweitung – bezeichnet. Die vorliegende Studie hält sich an die ursprüngliche Bedeutung von *Inflation* im Sinne einer Kredit- und Geldmengenausweitung. Zur Begriffsklärung: Jörg Guido *Hülsmann*: Die Ethik der Geldproduktion. Leipzig 2007.

[33] Der Begriff *Geldüberhang* bezeichnet folgendes Phänomen: Kriegsbedingt überstieg die Geldmenge die Gütermenge um ein Vielfaches. Daraus folgte dann eine *inflatorische Lücke*, die zu Preissteigerungen führte. Prinzipiell gilt folgender Zusammenhang: Je größer der Geldüberhang, umso größer das Inflationspotential. Grundsätzlich zur Inflation im Europa der 1920er Jahre: Gerald D. *Feldman*: The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914–1924. Oxford 1997.

[34] Hier kam das *Greshamsche Gesetz* zum Tragen, das erstmals von Thomas Gresham (1519–1579) formuliert wurde. Seine Kernaussage lautet: Führt der Staat eine neue Währung ein oder verliert die bestehende staatliche Währung deutlich an Wert, dann wird das *alte* höherwertige Edelmetallgeld dem Geldkreislauf entzogen und gehortet. Vgl. Friedrich von *Hayek*: Denationalisation of Money. London 1976, 42. Bezogen auf das damalige Ungarn hatte dies zur Folge, dass die goldenen Kronenmünzen weitgehend aus dem Zahlungsverkehr verschwanden.

1. 3. Wirkungsvolle Konsolidierung: Krisenpolitik unter István Graf Bethlen (1921–1931)

Am 14. April 1921 wurde István Graf Bethlen (1874–1946), als Nachfolger Telekis, neuer Ministerpräsident. Für die kommenden zehn Jahre sollte er die Wirtschaftspolitik seines Landes nachhaltig prägen. Ehe Bethlen Reformen einleiten konnte, musste er die personellen Weichen neu stellen. Am 27. September 1921 trat der glücklose Finanzminister Hegedüs zurück. Seine Bilanz erwies sich als desaströs: Der ungarische Staat war so gut wie bankrott und litt unter starker Inflation. Am 5. Oktober 1921 übernahm Bethlen selbst kommissarisch das Finanzministerium, um es bereits am 3. Dezember an Tibor Kállay weiterzureichen.[35] Der Ministerpräsident behielt sich weiterhin vor, quasi federführend die Richtlinien der ungarischen Wirtschafts- und Finanzpolitik vorzugeben.

Bethlen musste im Wesentlichen zwei große Problemfelder bewältigen: zum einen die negative Handelsbilanzentwicklung, zum anderen die Inflation. In den Jahren 1920 und 1921 importierte Ungarn jeweils rund doppelt so viel wie es exportierte. Auch die Jahre 1922 und 1923 brachten nur eine unwesentliche Verbesserung.[36] Somit wies der junge ungarische Staat von Anbeginn massive Handelsbilanzdefizite auf; und sein Schuldenberg gegenüber dem Ausland wuchs von Jahr zu Jahr. Eine Umkehrung dieser bilanziellen Schieflage erforderte eine Beseitigung der strukturellen Probleme: Nur durch zukunftsfähige Investitionen, die enorme Aufwendungen an Kapital verlangten, konnte die Wettbewerbsfähigkeit auf Auslandsmärkten verbessert und damit die Exportquote in Relation zur Importquote erhöht werden. Doch wie bereits erwähnt, scheute die internationale Hochfinanz größere Investments in Ungarn.[37] Auf Grund der chronischen Kapitalknappheit befand sich Ungarn in einer ökonomischen Sackgasse, aus der es ohne fremde Hilfe nicht mehr herausfinden konnte.

Einen Ausweg aus der Krise bot der am 10. Januar 1920 in Genf eingerichtete Völkerbund. Am 4. Mai 1923 sprach Bethlen bei dieser Organisation vor. Dabei stellte er einen Plan zur wirtschaftlichen Restrukturierung Ungarns vor, den Finanzminister Kállay ausgearbeitet hatte: Mittels ausländischer Kredite sollten die Wirtschaft modernisiert, die Währung stabilisiert und das

---

[35] Mária *Ormos*: The Early Interwar Years, 1921–1938. In: A History of Hungary. Hg. Peter F. Sugar. Bloomington 1990, 319–338, hier 321. Vom 27. September bis 4. Oktober 1921 hatte Handelsminister Lajos Hegyeshalmy übergangsweise das Amt des Finanzministers ausgeübt.

[36] *Réti*: Das ausländische Kapital, 168.

[37] Zum Rückgang des ausländischen Investitionskapitals in Ungarn ab 1918: Kapitel 1. 2.

Staatsbudget saniert werden. Gleichzeitig bat Bethlen um eine Reduzierung der jährlichen Reparationszahlungen, die Ungarns Ökonomie bislang strangulierten. Im Jahr 1924 stimmte der Völkerbund diesem Plan in großen Teilen zu: Er gewährte Ungarn einen Kredit in Höhe von 50 Millionen goldgedeckter US-Dollar (umgerechnet 250 Millionen ungarische Goldkronen). Davon sollten 40 Millionen US-Dollar innerhalb der kommenden 20 Jahre zurückgezahlt werden. Zudem gab der Völkerbund ungarische Vermögenswerte frei, die er seit Kriegsende als Pfand verwendet hatte. Was die Begleichung der Reparationen anging, so bekam Ungarn nun mehr Zeit als ursprünglich vorgesehen.[38] Im Gegenzug musste Bethlen einen externen Finanzaufseher akzeptieren. Der US-amerikanische Bankier Jeremiah Smith wachte von 1924 bis 1926 in Budapest darüber, dass der Völkerbund-Kredit sinnvoll eingesetzt wurde.[39]

Das neue Investitionskapital half der ungarischen Wirtschaft enorm. Dank deutlich gesteigerter Ausfuhren verringerte sich das Handelsbilanzdefizit bereits in den Jahren 1925 und 1926 signifikant. Nach einem Exporteinbruch in den Jahren 1927 und 1928 erfolgte 1929 erneut eine Verbesserung. In den Jahren 1930 und 1931 war dann die Handelsbilanz erstmals in der Geschichte des jungen Ungarns positiv.[40]

Nach seiner erfolgreichen diplomatischen Mission beim Völkerbund konnte sich Bethlen auf die Bekämpfung der Inflation konzentrieren. Unterstützung erhielt er von Finanzminister Frigyes Korányi, der am 25. März 1924 das Amt des zurückgetretenen Kállay übernahm.[41] Im Mai 1924 setzten Beth-

---

[38] *Ormos*: The Early Interwar Years, 321. Etwa zur selben Zeit erhielt auch Österreich einen Kredit vom Völkerbund. Im Falle Deutschlands gab es mit dem Dawes-Plan von 1924 eine ähnliche Initiative. Damit wollten die Siegermächte die von Reparationen belasteten Volkswirtschaften der Verliermächte stützen. Diese Maßnahmen sollten überdies verhindern, dass sich die regionalen wirtschaftlichen Probleme zu einem globalen ökonomischen Flächenbrand ausbreiteten. Vgl. Stephen A. *Schuker*: The End of French Predominance in Europe. The Financial Crisis of 1924 and the Adoption of the Dawes Plan. Chapel Hill 1976.

[39] Zoltán *Peterecz*: Jeremiah Smith, Jr. and Hungary, 1924–1926. The United States, the League of Nations, and the Financial Reconstruction of Hungary. New York 2013.

[40] Anbei die genauen Werte für die ungarische Handelsbilanz zwischen 1925 und 1931 (in Millionen Pengő): –45,9 (Jahr 1925); –82,3 (Jahr 1926); –346,3 (Jahr 1927); –370,3 (Jahr 1928); –22,6 (Jahr 1929); +77,5 (Jahr 1930); +17,5 (Jahr 1931). Vgl. Flora *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises of 1931? London 2015, 17. http://www.ehes.org/EHES_86.pdf (14. Januar 2019).

[41] Nach Kállays Rücktritt am 20. Februar 1924 übernahm Außenminister Lajos Walko kommissarisch das Finanzministerium, um es am 25. März 1924 an Frigyes Korányi zu übergeben. Korányi war zuvor vom 12. September 1919 bis 16. Dezember 1920 Finanzminister gewesen.

len und Korányi einen Meilenstein für die Stabilisierung der Währung: Sie gründeten die Ungarische Nationalbank, die ein Monopol für die Produktion und Ausgabe von staatlichem Geld besaß. Dieses Institut führte dann am 1. Januar 1927 die lange überfällige Währungsreform durch: Der *Pengő* ersetzte nun die Krone. Beim Pengő handelte es sich um Papiergeld, das aber durch Gold gedeckt war. Am Tag der Ausgabe entsprachen 3.800 Pengő einem Kilo Gold. Um einen Pengő zu erhalten, musste man 12.500 Papierkronen eintauschen. Dieser Wechselkurs zeigt, wie dramatisch die alte ungarische Währung an Wert verloren hatte.[42]

Die wichtigste Intention der Währungsreform bestand darin, in Ungarn wieder einen wirkungsvollen Goldstandard zu etablieren.[43] Die Einführung des Pengő und dessen Bindung an Gold erwies sich als voller Erfolg, denn die

[42] Das ungarische Partizip *pengő* bedeutet so viel wie *klingend*, *klirrend*. Das Verb *peng* wurde seit etwa dem späten Mittelalter verwendet, um die Echtheit von Münzen anzuzeigen. Man schlug mit einer Münze auf eine harte Oberfläche. Wenn diese ein klirrendes Geräusch erzeugte, wusste man, dass die Münze einen hohen Edelmetallgehalt besaß. Vgl. Károly *Leányfalusi* – Ádám *Nagy*: Magyarország fém- és papírpénzei. A Pengő pénzrendszer 1926–1946. Kecskemét 1986.

[43] Die Krone, das gesetzliche Zahlungsmittel der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, erhielt zwischen 1892 und 1899 eine Golddeckung: Die hochwertigen Kronenmünzen bestanden aus reinem Gold, und die Kronen-Papierscheine, die zum täglichen Zahlungsverkehr dienten, waren durch Gold gedeckt (vgl. Siegfried *Pressburger*: Das Österreichische Notenintitut 1816–1966. II/2. Wien 1972, 910–911; Ákos *Kárbin*: Die Währungsreformen des Deutschen Reichs 1871–1873 und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1892–1914 im Vergleich. In: Donau-Institut Working Papers. III. Hg. Andrássy Universität. Budapest 2012, 1–15). Nach 1918 hatte die ungarische Regierung aber in großem Umfang solche Kronen-Papierscheine ausgegeben, die bereits anfangs eine nur mehr geringe Golddeckung aufwiesen; schließlich wurde die Golddeckung ganz aufgehoben. Die Aufgabe der Währungsdisziplin ermöglichte es, kurzfristig den enormen Finanzbedarf des kriegsgeschädigten und verschuldeten Staates durch die Emission neuer Geldscheine zu finanzieren. Dies forderte jedoch einen hohen Preis: Die Inflation zog sprunghaft an. Finanzminister Korányi erkannte frühzeitig das Problem. Daher plante er schon während seiner ersten Amtszeit (12. September 1919 – 16. Dezember 1920) eine Währungsreform: Er wollte die ungarische Krone durch einen ungarischen *Frank* nach französischem und Schweizer Vorbild ersetzen. Seine Amtsnachfolger Hegedüs und Kállay verfolgten diesen Plan aber nicht weiter, so dass die Inflation bereits ab Herbst 1921 zweistellig pro Tag anstieg (vgl. *Réti*: Das ausländische Kapital, 163). Neben den immer mehr an Kaufkraft verlierenden Papierkronen gab es weiterhin Goldkronen. Allerdings wurden letztere weitgehend dem Geldkreislauf entzogen: Banken behielten die Goldmünzen in ihren Tresoren, und Privatpersonen horteten die Stücke zu Hause. Dies entsprach dem *Greshamschen Gesetz* (vgl. Anm. 34). Die Ungarische Nationalbank legte bald nach ihrer Gründung im Mai 1924 einen neuen offiziellen Wechselkurs fest: 1 Goldkrone entsprach 17.000 Papierkronen (die Goldkrone diente auch als Verrechnungseinheit für Ungarns Völkerbund-Kredit von 1924). Dieses Umtauschverhältnis demonstriert den massiven Verfall der Papierwährung. Eine Währungsreform war somit unabdingbar.

bestehende Inflation wurde deutlich reduziert. Gleichzeitig bewirkte die Goldbindung künftig eine weitgehende Preisstabilität, da die Geldmenge fortan nicht mehr beliebig, sondern nur noch proportional zur Golddeckung ausgeweitet werden konnte.[44]

Die festgelegte Mindestgolddeckung des Pengő betrug 24 Prozent. Dies bedeutete: Für knapp ein Viertel der ausgegebenen Scheine musste zwingend Gold in den Tresoren der Nationalbank hinterlegt sein. Diese Maßnahme trug entscheidend dazu bei, Vertrauen in die neue Währung zu erzeugen: Je höher der Prozentsatz der Golddeckung war, desto *härter* war der Pengő in der Wahrnehmung der Bevölkerung und Investoren. Daher überbot die Nationalbank den eigenen Mindestsatz von 24 Prozent gleich zu Beginn: Sie startete 1927 mit einer Golddeckung von rund 47 Prozent. Diesen Satz konnte sie zumindest bis zur Bankenkrise 1931 weitgehend konstant halten, was preisstabilisierend wirkte.[45] Die Stärke des Pengő demonstriert auch ein Vergleich mit dem US-Dollar, der damals neben dem britischen Pfund wichtigsten Weltwährung: Im Januar 1927 musste man für einen Dollar 5,26 Pengő aufbieten. Im März 1942 waren es sogar nur 5,06 Pengő.[46] Erst ab 1944 litt Ungarn wieder unter starker Inflation.[47]

Die Wirksamkeit von Bethlens Konsolidierungspolitik zeigte sich auch beim Schuldenabbau. Im Jahr 1925 betrug der Verschuldungsgrad des ungarischen Staates in Relation zum Bruttoinlandsprodukt (BIP) nur mehr 25

---

[44] Zur Veranschaulichung dient ein Zitat von Ludwig von Mises: »Doch der Goldstandard hat einen gewaltigen Vorzug: Die Größe des Geldangebotes ist bei einem Goldstandard unabhängig von der Politik der Regierungen und der politischen Parteien. Darin besteht sein Vorteil. Er ist eine Form des Schutzes gegen ausgabefreudige Regierungen.« Ludwig von *Mises*: Economic Policy. Thoughts for Today and Tomorrow. Chicago 1979, 65.

[45] *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises, 18. Dass eine goldgedeckte Währung langfristige Preisstabilität bewirkt, demonstriert folgendes Praxisbeispiel: Die Bank of England führte im Jahr 1816 die Golddeckung für das britische Pfund ein; sie hielt an diesem Paradigma auch nach dem Ersten Weltkrieg fest – in einer Phase, in der fast alle europäischen Währungen ihre Golddeckung entweder stark reduzierten oder völlig aufgaben (vgl. Angela *Redish*: The Evolution of the Gold Standard in England. In: The Journal of Economic History 50 [1990] 4, 789–805). Die Folge: Zwischen 1816 und 1931 haben sich die Preise in Großbritannien kaum verändert. Nachdem die Bank of England im Jahr 1931 die Golddeckung aufgegeben hatte, sind die Preise dort aber bis heute fast auf das 50-fache gestiegen.

[46] László *Nagy*: Az 1945–46-os infláció. A pénzek tükrében. I. https://web.archive.org/web/20051109213218/http://numismatics.hu/cikkek/inflacio.htm (14. Januar 2019).

[47] Die Ursachen für die starke Zunahme der Inflation ab 1944 waren eine schuldenfinanzierte Kriegsproduktion sowie die Folgen der deutschen und sowjetischen Besatzung. Vgl. Kapitel 3. 2.

Prozent. Bis 1929 sank dieser Wert auf 21 Prozent. Er stieg erst 1931 wieder auf 28 Prozent an, was mit der Bankenkrise jenes Jahres erklärt werden kann.[48] Bethlens Erfolg ist umso erstaunlicher, wenn man einen aktuellen Vergleichsmaßstab wählt: Die Staatsschuldenquote der 28 EU-Länder lag im Jahr 2018 bei durchschnittlich 81,2 Prozent. Selbst das als wirtschaftlich solide geltende Deutschland kommt auf 60,2 Prozent. Ungarn hatte 2018 einen Verschuldungsgrad von 73,3 Prozent.[49]

1. 4. Zwischen Agrar- und Bankenkrise: Ungarns Suche nach Handelspartnern

Damit Ungarn seine Wirtschaft nachhaltig stabilisieren konnte, musste es seine Exporte erhöhen. Mitte der 1920er Jahre befand sich die ungarische Handelspolitik noch in der Findungsphase. Mit der Auflösung des Habsburgerreiches war eine große Binnenhandelszone weggefallen, von der Ungarn lange Zeit profitiert hatte.[50] Noch immer hatte man keine überzeugende Ersatzlösung parat, welche diesen schwerwiegenden Verlust kompensieren konnte. Eine Kooperation mit denjenigen Regionen, die bis 1918 Ungarns wichtigste Wirtschaftspartner gewesen waren, gestaltete sich schwierig. Österreich durchlebte selbst eine ökonomische Krise. Die politischen Beziehungen mit der Tschechoslowakei und Rumänien waren angespannt, da sich diese Staaten ehemals ungarische Gebiete einverleibt hatten. Das Festhalten der ungarischen Regierung an den Plänen zur Gebietsrevision des Vertrags von Trianon erschwerte eine konstruktive wirtschaftliche Zusammenarbeit.[51]

Als Ausweg aus dieser vertrackten Situation boten sich für die Regierung Bethlen zwei Optionen an: *Bilateralismus* und *Großraumpolitik*. Beide Kon-

---

48 Anbei die genauen Werte für den Verschuldungsgrad des ungarischen Staates zwischen 1925 und 1931 (prozentualer Anteil am BIP): 25 Prozent (1925); 25 Prozent (1926); 23 Prozent (1927); 22 Prozent (1928); 21 Prozent (1929); 22 Prozent (1930); 28 Prozent (1931). *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises, 11. Zur Bankenkrise von 1931: Kapitel 1. 4.

49 *Wirtschaftskammer Österreich*: Öffentliche Verschuldung 2018 im EU-Vergleich. http://wko.at/statistik/eu/europa-verschuldung.pdf (14. Januar 2019). Nebenbei sei bemerkt: Auch der heutige ungarische Staat befindet sich auf einem guten Weg. Er hat seine Verschuldung bereits deutlich abgebaut: von 80,2 Prozent im Jahr 2010 auf 73,3 Prozent im Jahr 2018. Prognosen zufolge wird 2019 ein Wert von 71,0 Prozent erreicht.

50 Zur Auflösung dieser Binnenhandelszone: Kapitel 1. 1.

51 Loránt *Tilkovszky*: Die Außenpolitik Ungarns in den 1920er Jahren im Spiegel der Berichterstattung der österreichischen Gesandtschaft in Budapest. In: Mitteleuropa-Konzeptionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hgg. Richard G. Plaschka [u. a.]. Wien 1995, 199–208, hier 205. Grundsätzlich zur ungarischen Revisionspolitik: Anikó *Kovács-Bertrand*: Der ungarische Revisionismus nach dem Ersten Weltkrieg. Der publizistische Kampf gegen den Friedensvertrag von Trianon (1918–1931). München 1997.

zepte wurden von der damaligen Außenwirtschaftstheorie als sehr wirkungsvoll und zukunftsträchtig angesehen.[52] *Bilateralismus* bezeichnet ein zweiseitiges Handelsabkommen, das Vorteile für beide beteiligten Staaten bietet. Hierzu gehört etwa der Abbau bestehender Handelszölle, insbesondere aber auch die Lieferung bestimmter Gütermengen zu moderaten Festpreisen. Ein Nachteil besteht darin, dass die Waren oft nicht mehr an den Höchstbietenden verkauft werden. Dafür sorgt die Abnahme fester Kontingente zu Fixpreisen für Planungssicherheit vor Preis- und Währungsschwankungen.[53] *Großraumpolitik* (auch *Multilateralismus*) überträgt das bilaterale Prinzip auf einen Wirtschaftsraum, dem mehrere, mindestens aber drei Staaten angehören.

Das erste bilaterale Handelsabkommen vereinbarte Ungarn im Jahr 1927 mit Italien. Der faschistische Staat erfuhr damals unter Benito Mussolini eine international vielbeachtete wirtschaftliche Modernisierung. Zu jener Zeit wandte sich Italien gerade verstärkt dem Donauraum zu.[54] Durch den Pakt mit Italien erschloss sich Ungarn nicht nur einen neuen Absatzmarkt; es erhielt auch die Erlaubnis zur Nutzung des Hafens von Fiume (*Rijeka*).[55] Dies wog umso mehr, da Ungarn seit Kriegsende über keinen Zugang zum Mittelmeer verfügte.[56] Allerdings besaßen Ungarn und Italien keine gemeinsame Grenze. Somit war die Errichtung einer zusammenhängenden Freihandelszone nicht möglich, was die Erfolgsaussichten des Abkommens von vornherein schmälerte. Das Volumen des Warenaustausches enttäuschte die Erwartungen: In den Jahren 1928 bis 1930 betrug der Anteil Ungarns an den Gesamteinfuhren Italiens lediglich knapp zwei Prozent. Gleichzeitig lieferte Italien von seinen Gesamtausfuhren weniger als ein Prozent nach Ungarn.[57]

Die Gewinnung gewichtiger Handelspartner war deshalb für Ungarn sehr dringend, insbesondere, da sich die Weltkonjunktur zunehmend verschlechterte. Der New Yorker Börsencrash vom 25. Oktober 1929 setzte Schockwel-

---

52 Michael *Ebi*: Export um jeden Preis. Die Deutsche Exportförderung von 1932–1938. Stuttgart 2004, 26.

53 Manfred *Willms*: Internationale Währungspolitik. München ²1995, 27.

54 Damals ging Italien auch ein Handelsbündnis mit Österreich ein. Vgl. Traute *Rafalski*: Italienischer Faschismus in der Weltwirtschaftskrise (1925–1936). Wirtschaft, Gesellschaft und Politik auf der Schwelle zur Moderne. Opladen 1984, 179–181.

55 *Tilkovszky*: Die Außenpolitik, 205.

56 *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 4.

57 Ungarn exportierte nach Italien hauptsächlich Nahrungsmittel, besonders Weizen und lebende Schlachttiere, aber kaum Rohstoffe und Fertigfabrikate. Im Gegenzug importierte Ungarn aus Italien vor allem Automobile und Autoteile, Hanf, Kunstseide, Tierhäute und -felle sowie Reis und Zitrusfrüchte. Vgl. *Rafalski*: Italienischer Faschismus, 182.

len in Bewegung, die auch auf Europa übergriffen.[58] Ab 1929 durchlebte Ungarn eine Agrarkrise. Ausgangspunkt war der deutliche Verfall der Getreidepreise: Der an der Rohstoffbörse in Chicago festgesetzte globale Weizenpreis sank von 1,50 US-Dollar pro Scheffel im Mai 1928 auf 1,10 US-Dollar im März 1929. Dieser Negativtrend beschleunigte sich rapide: Im September 1931 fiel der Weizenpreis auf knapp 0,60 US-Dollar. Dies entsprach einem Rückgang von rund 60 Prozent innerhalb von 40 Monaten. Infolge des Preisverfalls reduzierte sich die ungarische Weizenproduktion zwischen 1928 und 1931 um rund ein Drittel.[59]

Die Agrarkrise führte in Ungarn zu einem Dominoeffekt: Der landwirtschaftliche Sektor besaß um 1929 einen Anteil von rund 50 Prozent an der nationalen Gesamtwirtschaft. Zudem erzielte das Land 60 bis 80 Prozent seiner damaligen Devisen aus dem Export von Agrarprodukten.[60] Die rückläufigen Einkommen aus diesem wichtigsten Einzelsektor führten zu einem signifikanten Rückgang der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage. Folglich schlitterte die gesamte ungarische Wirtschaft in eine Rezession: Das ungarische Bruttoinlandsprodukt schrumpfte im Jahr 1930 um zwei Prozent, und im Jahr 1931 sogar um drei Prozent.[61]

Überdies brach eine Bankenkrise aus. Ausgangspunkt war der Konkurs der Österreichischen Kreditanstalt im Mai 1931. Der Funke sprang rasch auf die deutsche und ungarische Bankenlandschaft über und erfasste schließlich auch Europas wichtigste Finanzregion, nämlich Großbritannien. Ausländische Investoren zogen vermehrt Kapital aus Ungarn ab, da sie um die Sicherheit ihrer Anlagen fürchteten oder selbst zunehmend illiquide wurden.[62] Als vergleichsweise kleine und schwache Wirtschaftsnation trafen die globalen Turbulenzen Ungarn mit voller Wucht. Gegen die ökonomischen Fliehkräfte konnte auch Bethlens Konsolidierungspolitik, die sich in den 1920er Jahren als sehr erfolgreich erwiesen hatte, nur wenig ausrichten. Am 19. August 1931

---

58 Zum Börsencrash von 1929 und dessen Folgen für die Weltwirtschaft: Murray N. *Rothbard*: America's Great Depression. Auburn/Alabama [5]2010.

59 Statistik nach: *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises, 13. Detaillierte Übersicht über die Preisentwicklung der einzelnen Agrargüter bei Gyula *Hajpál*: Áralakulás a két világháború között. Mezőgazdasági termékek ára. Budapest 1973, 22.

60 *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 10.

61 *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises, 21–22.

62 Aurel *Schubert*: The Credit-Anstalt Crisis of 1931. Cambridge/New York 1991. Die damalige ausländische Kapitalflucht aus Ungarn erfolgte prinzipiell nach demselben Muster, das bereits in Kapitel 1. 2. ausführlich beschrieben wurde.

zog Bethlen die persönlichen Konsequenzen aus der Krise: Er trat als Ministerpräsident zurück.

Ungarn setzte nun verstärkt auf *Großraumpolitik*. Die Bemühungen um potente Wirtschaftspartner wurden von den europäischen Großmächten genau beobachtet. Großbritannien unterstützte einen Plan, der bereits in den 1920er Jahren von Elemér Hantos[63] konzipiert worden war: eine Zollunion der Donaustaaten, explizit ohne Beteiligung Deutschlands.[64] 1932 unterbreitete Frankreichs Ministerpräsident André Tardieu einen eigenen Vorschlag, nämlich ein gemeinsames Präferenzsystem für die Donaustaaten. Demnach sollten sich Österreich, Ungarn, die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien gegenseitige Präferenzen bei Güterlieferungen – insbesondere bei Getreide – gewähren. Zugleich sollten diese Länder von Frankreich, Großbritannien, Deutschland und Italien Zollerleichterungen erhalten.[65] Weder das Hantossche Konzept der *Donaukonföderation* noch der von Frankreich entworfene *Präferenzvertrag* kamen über die Planungsphase hinaus. Sie scheiterten an den Interessengegensätzen zwischen den europäischen Großmächten. Dieser Dissens wurde auf der Londoner Viermächtekonferenz vom 6. bis 8. April 1932 deutlich, zu deren Teilnehmern Frankreich, Großbritannien, Deutschland und Italien gehörten.[66] Aber auch die Donauländer selbst konnten keinen Konsens finden. Zu stark waren weiterhin die gegenseitigen nationalen Vorbehalte seit dem Zerfall des Habsburgerreiches. In dieser verfahrenen Konstellation legte der ungarische Reichsverweser Horthy 1932 einen eigenen Plan vor: eine Zollunion zwischen Ungarn, Österreich und Italien.

---

63 Elemér Hantos (1881–1942) gehörte damals zu Ungarns wichtigsten Ökonomen und Wirtschaftspolitikern. 1924 vertrat er Ungarn als Sachverständiger für Wirtschaftsfragen beim Völkerbund in Genf. Ein Jahr später begründete er den Mitteleuropäischen Wirtschaftstag. Hantos wünschte sich eine weitgehende Wiederherstellung des alten Binnenwirtschaftsraums des Habsburgerreiches. Vgl. Elemér *Hantos*: Die Neuordnung des Donauraumes. Berlin/Wien 1935.

64 Nils *Müller*: Die Wirtschaft als „Brücke der Politik". Elemér Hantos' wirtschaftspolitisches Programm in den 1920er und 1930er Jahren. In: „Mitteleuropa" und „Südosteuropa" als Planungsraum. Wirtschafts- und kulturpolitische Expertisen im Zeitalter der Weltkriege. Hg. Carola Sachse. Göttingen 2010, 87–114; István *Németh*: Die mitteleuropäische Alternative von Elemér Hantos in den 1920er und 1930er Jahren. In: Der Europa-Gedanke in Ungarn und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Hgg. Heinz Duchhardt, István Németh. Mainz 2005, 71–98.

65 Jürgen *Elvert*: Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945). Stuttgart 1999, 180–182; Reinhard *Frommelt*: Paneuropa oder Mitteleuropa: Einigungsbestrebungen im Kalkül deutscher Wirtschaft und Politik 1925–1933. Stuttgart 1977, 95.

66 *Freytag*: Deutschlands „Drang nach Südosten", 136.

Diese wurde aber vorerst nicht verwirklicht.[67] Alle drei Vorschläge zum Aufbau von Handelsbeziehungen zwischen Ungarn und anderen Staaten besaßen eine Gemeinsamkeit: Deutschland war darin nicht als Vertragspartner vorgesehen. Die folgenden Jahre sollten jedoch zeigen, dass ebendieses Deutschland zu Ungarns wichtigstem Handelspartner aufstieg.

2. Die Entstehung der ungarisch-deutschen Handelspartnerschaft

2. 1. Protektionismus als ausschlaggebender Faktor

2. 1. 1. Der Donauraum als begehrter Investitionsstandort

Wie kam es, dass gerade Deutschland Ungarns wichtigster Handelspartner wurde und diesen Status bis 1945 behielt? Gegen Ende der 1920er Jahre war diese Entwicklung noch nicht abzusehen. Die größten staatlichen beziehungsweise semistaatlichen Investitionsvolumina erhielt Ungarn vom Völkerbund in Genf sowie von der französischen und englischen Zentralbank. Die bedeutendsten ausländischen Privatinvestoren stammten aus Großbritannien, den USA und der Schweiz.[68] Deutschland spielte in dieser Konstellation kaum eine Rolle.

Spätestens 1929 gerieten Ostmittel- und Südosteuropa aber zunehmend in den Fokus der deutschen Außenpolitik und der deutschen Wirtschaftsverbände.[69] Diese Entwicklung überraschte nicht: Die durch die Kriegsfolgen und den Versailler Vertrag belastete deutsche Wirtschaft hatte sich bis Ende der 1920er Jahre aus ihrem Tief befreit und langsam zu alter Stärke zurückgefunden. Nach der Konsolidierung im Inneren konnte Deutschland wieder im

---

[67] *Elvert*: Mitteleuropa, 174–175. In gewisser Weise wurde der gescheiterte Horthy-Plan zwei Jahre später doch noch umgesetzt: Am 17. März 1934 schloss Ungarn mit Österreich und Italien den *Rompakt* (*Römische Protokolle*). Er wurde am 14. Mai 1934 um Wirtschaftsvereinbarungen ergänzt: Insbesondere verpflichteten sich Österreich und Italien, jährlich feste Mengen an ungarischen Agrarprodukten zu beziehen. Allerdings war die Konstellation jetzt eine andere als 1932: Bereits seit Februar 1934 war nämlich Deutschland wichtigster Handelspartner Ungarns. Somit diente der *Rompakt* aus ungarischer Sicht nicht mehr als Ersatz, sondern nur als Ergänzung zum deutsch-ungarischen Handelsvertrag. Vgl. István *Csöppüs*: The Rome Pact and Hungarian Agricultural Exports to Italy, 1920–1944. In: The Journal of European Economy History 11 (1982) 2, 403–421; I. *Csöppüs*: Der Agrarmarkt von Österreich und die Ausfuhr ungarischer landwirtschaftlicher Produkte nach Österreich 1920–1938. In: Ungarn-Jahrbuch 17 (1989) 153–189, hier 172–173; György *Ránki*: A római hármasegyezmény és a német külpolitika. In: Századok 95 (1961) 645–669.

[68] *Botos*: Reichsdeutsches Kapital, 183.

[69] *Schröder*: Deutsche Südosteuropapolitik, 128–140.

Konzert der wirtschaftlichen Großmächte mitspielen. Überdies betrachtete man den so genannten *Donauraum* als strategisch wichtige Handelsregion.[70] Er bot eine Vielzahl von Produkten, für die Deutschland einen Bedarf hatte: Neben Naturalien wie Weizen, Obst und Gemüse waren dies vor allem Öl (aus Rumänien), Bauxit (aus Ungarn) und Buntmetalle (aus Jugoslawien). Gleichzeitig besaß dieser Raum aber noch den Status einer ökonomischen Entwicklungsregion; seine Kapitalknappheit bot ausländischen Investoren die Möglichkeit zu lukrativen Geschäften und starker wirtschaftspolitischer Einflussnahme. Die ersten deutschen Versuche, im Donauraum Fuß zu fassen, wurden jedoch von den Konkurrenten Großbritannien und Frankreich mit diplomatischen Mitteln blockiert.[71]

2. 1. 2. Forschungsdiskussion

Wieso schaffte es dann weder Großbritannien noch Frankreich, sondern vielmehr Deutschland, sich im Werben um den Donauraum durchzusetzen? Eine frühe Antwort auf diese Frage gab der US-Amerikaner Howard S. Ellis (1898–1992), Wirtschaftsprofessor an der University of California in Berkeley. Er veröffentlichte 1941 eine damals vielbeachtete Studie zur deutschen Wirtschaftspolitik in Südosteuropa. Seine Grundthese lautete: Das nationalsozialistische Deutschland habe diese Region – vor allem durch die Überbewertung der Reichsmark und das devisenlose *Clearing-System* – immer mehr von sich abhängig gemacht. Dies sei im Rahmen einer langfristig orientierten politischen *Großraumstrategie* erfolgt.[72] Obgleich jene These nicht unwidersprochen blieb,[73] wird sie auch heute noch vielfach rezipiert.[74] Nachfolgend seien einige grundlegende Kritikpunkte zum Buch von Ellis geäußert.

---

[70] *Hantos*: Die Neuordnung, 70–71.

[71] *Elvert*: Mitteleuropa, 170–171.

[72] Howard S. *Ellis*: Exchange Control in Central Europe. Cambridge/Massachusetts 1941, 289. Bereits drei Jahre zuvor hatte einen ähnlichen Standpunkt vertreten: Paul *Einzig*: Bloodless Invasion. German Economic Penetration into the Danubian States and the Balkans. London 1938.

[73] Alain W. *Milward*: The Reichsmark Bloc and the International Economy. In: *Der „Führerstaat". Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*. Hgg. Gerhard Hirschfeld, Lothar Kettenacker. Stuttgart 1981, 377–413. Nach Ansicht von Milward profitierten die südosteuropäischen Staaten sogar mehr von den gemeinsamen Handelsbeziehungen als Deutschland. Eine Überprüfung dieser These würde über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinausgehen, da sich diese ganz auf einen der Donaustaaten, nämlich Ungarn konzentriert.

[74] Der Standpunkt von Ellis wurde auch im Nachkriegsdeutschland des Öfteren vertreten: Marc *Buggeln*: Währungspläne für den europäischen Großraum. Die Diskussion der natio-

1. Ellis und die späteren Vertreter seiner Thesen betrachten Ostmittel- und Südosteuropa als einen quasi monolithen Block, ohne detailliert auf die ökonomischen Zustände der einzelnen Staaten einzugehen. Hier besteht die Gefahr von Pauschalurteilen ohne die nötige Differenzierung.

2. Die ostmittel- und südosteuropäischen Staaten werden mehr oder weniger als *Spielbälle* der europäischen Großmächte gesehen. Dieses Urteil ist aber so nicht zutreffend, da jene Staaten bei den Wirtschaftsgesprächen der späten 1920er und frühen 1930er Jahre durchaus als souveräne Verhandlungspartner auftraten.[75] Dieses Geschäftsgebaren entspricht einer grundlegenden ökonomischen Gesetzmäßigkeit: Je größer die Nachfrage nach bilateralen Beziehungen mit ostmittel- und südosteuropäischen Staaten, desto mehr steigt der Marktwert dieser umworbenen Regionen.

3. Gerade die deutschen Handelsbeziehungen mit Ungarn, aber auch mit Rumänien wurden bereits 1931 auf eine vertragliche Grundlage gestellt.[76] Eine Analyse des Themenkomplexes nur durch die *Brille* der NS-Zeit verstellt den Blick auf die Geschehnisse zwischen 1929 und 1933. Damit wird aber keineswegs bestritten, dass die Nationalsozialisten ihrerseits egoistische Interessen in Ostmittel- und Südosteuropa verfolgten, die bereits von den Zeitgenossen als *Großraumpolitik* bezeichnet wurden.[77]

4. Dass Deutschland bei der Anbahnung der Handelsbeziehungen vor allem auf den eigenen Vorteil bedacht war und seine wirtschaftliche Überlegenheit gegenüber Ungarn und anderen Donauländern nutzte, um möglichst günstige Vertragsbedingungen auszuhandeln, ist weder erstaunlich noch moralisch verwerflich. Die *Subjektive Nutzenlehre* der *Österreichischen Schule*, deren hervorragendster Repräsentant Ludwig von Mises (1881–1973) ist, hat folgenden Zusammenhang aufgezeigt: Ein zweiseitiges Vertragsverhältnis kommt nur dann zustande, wenn eine Grundbedingung erfüllt ist: Jeder der beiden Vertragspartner misst dem Geschäft aus seiner subjektiven Sichtweise heraus einen größeren Nutzen zu als dem Nutzen, den sich der andere Partner erhofft. Beide Seiten streben dabei nach größtmöglicher Nutzenmaximie-

---

nalsozialistischen Wirtschaftsexperten über ein zukünftiges europäisches Zahlungssystem. In: Europäische Integration. Deutsche Hegemonialpolitik gegenüber Westeuropa 1920–1960. Hg. Thomas Sandkühler. Göttingen 2002, 41–76, hier 46–47; Bernd-Jürgen *Wendt*: Südosteuropa in der nationalsozialistischen Großraumwirtschaft. Eine Antwort auf Alan S. Milward. In: *Der „Führerstaat"* 414–428.

75 *Elvert*: Mitteleuropa, 168–171.

76 Zu den deutschen Handelsverträgen mit Rumänien und Ungarn von 1931: Kapitel 2. 2.

77 *Volkmann*: Ökonomie, 45–74.

rung.[78] Auf die historische Ausgangslage ab 1931 bezogen bedeutet dies: Hätten sich Deutschland und Ungarn nicht jeweils einen großen Nutzen von ihrem Handelsvertrag versprochen, hätten sie den Kontrakt nicht unterzeichnet.

5. Das Argument der starken Reichsmark greift zu kurz, zumindest im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn in den frühen 1930er Jahren. Während der Bankenkrise 1931 entschied sich die deutsche Zentralbank für eine Währungsstabilisierung, eine Beibehaltung der Goldstandards und Kapitalverkehrskontrollen.[79] Dieselben geldpolitischen Maßnahmen ergriff aber auch die ungarische Zentralbank, so dass sich der Effekt auf bilateraler Ebene mehr oder weniger aufhob.[80]

6. Ellis kann nicht erklären, weshalb sich die ostmittel- und südosteuropäischen Länder für Deutschland und gegen die Mitbewerber Großbritannien und Frankreich entschieden. Dass die Siegermächte des Ersten Weltkrieges damals über ausreichende Machtmittel und finanzielle Ressourcen verfügten, um deutsche Handelsambitionen einzudämmern, zeigt die Blockade der geplanten deutsch-österreichischen Zollunion im Jahr 1931.[81]

---

[78] Ludwig von *Mises*: Nationalökonomie. Theorie des Handelns und Wirtschaftens. Genf 1940, 232–234. Zur *Österreichischen Schule* vgl. auch Anm. 26. Um die oben entworfene Kausalkette noch weiter fortzusetzen: Hätte Ungarn bessere Perspektiven in einem Handelsverhältnis mit Frankreich oder Großbritannien gesehen, dann hätte das Land damals aus freien Stücken auch einem dieser beiden Partner den Zuschlag geben können. Und Frankreich beziehungsweise Großbritannien hätte das ungarische Angebot angenommen und dann gewiss seinerseits auf möglichst günstige Bedingungen zum Nachteil Ungarns gedrängt. Nebenbei sei bemerkt: Gemäß Ludwig von Mises hat die Volkswirtschaftslehre wertneutral zu sein. Folglich hat sie die Aufgabe, die Kombination von Mitteln zu betrachten sowie zu erklären, durch welche Mittel die von den Akteuren subjektiv vorgegebenen Ziele bestmöglich erreicht werden. Es ist aber nicht Aufgabe der Wissenschaft, die Ziele der handelnden Akteure mit moralischen Kategorien zu werten. Jedoch finden sich – angefangen bei Ellis – in der historischen Forschungsliteratur oftmals solche Werturteile bezüglich der deutsch-ungarischen Handelsbeziehungen zwischen 1931 und 1945.

[79] *Macher*: Did monetary forces cause the Hungarian crises, 5.

[80] Ebenda, 25–30. Im Gegensatz zur deutschen und ungarischen Zentralbank entschied sich die Bank of England für eine Abwertung ihrer Währung und gleichzeitig gegen Kapitalverkehrskontrollen. Gleichzeitig gab die Bank of England 1931 die Golddeckung des britischen Pfunds auf.

[81] Gegen die geplante deutsch-österreichische Zollunion protestierten Frankreich, Großbritannien, Italien und die Tschechoslowakei. Diese Siegermächte des Ersten Weltkrieges argumentierten, der Vertrag würde einen *Anschluss* Österreichs an Deutschland sowie eine deutsche Vormachtstellung im Donauraum vorbereiten. Frankreich erpresste das von der Weltwirtschaftskrise geschwächte Österreich, indem es eine internationale Kredithilfe für Österreich mit dem Verzicht auf die Zollunion verknüpfte. Endgültig gekippt wurde der Plan durch den Internationalen Gerichtshof in Den Haag: Dieser urteilte am 5. September

Eine These, die der Autor dieser Abhandlung für plausibler hält und in der Forschungsliteratur öfters anzutreffen ist, erklärt das Zustandekommen der ungarisch-deutschen Handelspartnerschaft mit dem Vertrag von Trianon: Aus ungarischer Perspektive sei Deutschland der einzige Bündnispartner gewesen, von dem man sich eine wirkungsvolle Unterstützung für die Revision dieses Vertrags versprach.[82] Dass viele zeitgenössische ungarische Politiker ebendiesen Standpunkt vertraten, ist eine unbestreitbare Tatsache.[83]

Allerdings befand sich Ungarn ab 1929 wieder in einer wirtschaftlich brisanten Lage. Es ist daher anzunehmen, dass damals wegen der ökonomischen Bedürfnisse des Landes die politischen Ziele zwangsläufig in den Hintergrund traten. In dieser Konstellation blieb der Regierung Bethlen und Reichsverweser Horthy keine andere Wahl, als zumindest kurzfristig den Primat der Wirtschaft über den Primat der Politik zu stellen. Die Chance auf eine Revision des Trianon-Vertrags unterstützte den Schulterschuss mit Deutschland. Das Hauptmotiv musste jedoch zwangsläufig ein ökonomisches gewesen sein, um Ungarns Wirtschaft und Staatshaushalt mittelfristig zu sanieren.

Daher sei hier für folgende neue These plädiert: Während der Weltwirtschaftskrise erließen viele europäische Staaten protektionistische Maßnahmen und entfachten einen Handelskrieg. In dieser Konstellation war eine Partnerschaft mit Deutschland die beste Option für Ungarn, um mittelfristig als Exportnation erfolgreich zu sein. Um diese These zu stützen, wird die vorliegende Abhandlung im Folgenden drei Grundannahmen tätigen und beweisen: 1. Mit der Verhängung von Importzöllen ab 1925 fügte Ungarn seiner eigenen Volkswirtschaft Schaden zu; 2. Mit ihrer Entscheidung für Protektionismus bewirkten die alliierten Siegermächte des Ersten Weltkrieges ungewollt, dass sich Ungarn und andere Donauländer Deutschland anschlossen; 3. Das im Jahr 1932 etablierte deutsch-ungarische *Clearing-System* erwies sich als geeignetes Konzept, um Ungarns Exportprobleme und Devisenmangel zu kompensieren.

1931, die Zollunion verstoße gegen das Genfer Protokoll von 1922, wonach Österreich versprochen habe, seine ökonomische Unabhängigkeit zu wahren. Vgl. Rolf *Steininger*: „… Der Angelegenheit ein paneuropäisches Mäntelchen umhängen…". Das deutsch-österreichische Zollunionsprojekt von 1931. In: Ungleiche Partner? Österreich und Deutschland in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung. Historische Analysen und Vergleiche aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Hgg. Michael Gehler [u. a.]. Stuttgart 1996, 441–480.

[82] Diese These vertraten etwa *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 12–13; *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 33–34, *Botos*: Reichsdeutsches Kapital, 184–186.

[83] *Klimó*: Trianon, 11–26.

2. 1. 3. Ungarns Agrarprotektionismus: Weg in die Sackgasse

Die wirtschaftliche Reformpolitik unter Ministerpräsident Bethlen seit 1921 hatte vor allem deshalb Erfolg, weil sie sich auf die Prinzipien des *klassischen Wirtschaftsliberalismus* stützte.[84] Hierzu gehörten insbesondere der Goldstandard für die nationalen Währung, die strenge Beschränkung des Geldmengenwachstums, ein niedriger Verschuldungsgrad des Staates, die Stärkung der Privatwirtschaft bei gleichzeitigem Verzicht auf staatlichen Interventionismus sowie Freihandel.[85] Ab Mitte der 1920er Jahre bahnte sich jedoch eine Entwicklung an, die man als *gemischte Wirtschaftspolitik* bezeichnen kann. Konkret bedeutete diese eine Ergänzung und gleichzeitig Einschränkung der liberalen ökonomischen Prinzipien durch protektionistische Handelsbestimmungen: Am 1. Januar 1925 führte der ungarische Staat Einfuhrzölle in

---

[84] István Bethlens Politik konnte auf eine fast hundertjährige wirtschaftsliberale Tradition in Ungarn aufbauen. Ab dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde Ungarns Gesellschaft von einer regelrechten England-Begeisterung erfasst. Hierdurch fand auch der Wirtschaftsliberalismus, dessen Mutterland Großbritannien ist, Eingang in die politische Kultur. Ungarns erster großer liberaler Denker und Reformer war István Graf Széchenyi (1791–1860). Einen unmittelbaren Anknüpfungspunkt für Bethlen und seinen Finanzminister Frigyes Korányi stellte Sándor Wekerle (1848–1921) dar. Als Finanzminister (1889–1895) und Ministerpräsident (1892–1895) hatte Wekerle ab 1892 die Einführung der Golddeckung für die österreichisch-ungarische Kronenwährung durchgesetzt und zudem das damals enorme ungarische Staatsdefizit effektiv abgebaut. Vgl. Ralf Thomas *Göllner*: Von Visionen zu Taten. István Graf Széchenyi, der Begründer des modernen Ungarn. In: Ungarn-Jahrbuch 33 (2016/2017) 291–302, hier insbesondere 292–293; Ákos *Kárbin*: Wekerle Sándor a kései Tisza-kormány pénzügyminisztere. A monarchia 1892. évi valutaszabályozásának előkészítése. In: A szükséges dolgokban legyen egység, a kétesekben szabadság, mindenben pedig szeretet. Hg. László Habis. Eger 2018, 99–124; László *Országh*: „Anglomania" in Hungary, 1780–1900. In: Angol Filológiai Tanulmányok / Hungarian Studies in English 12 (1979) 19–36.

[85] Die vorliegende Studie verwendet den Begriff *Liberalismus* explizit in seiner ursprünglichen Bedeutung. Der *klassische Wirtschaftsliberalismus* ist eine konsequent marktwirtschaftliche Lehre: Er lehnt staatliche Eingriffe in den Markt sowie Umverteilungspolitik ab, betont die individuelle Handlungs- und Entscheidungsfreiheit, stützt sich auf bürgerlich-konservative Werte und ist meist national ausgerichtet. Zu seinen wichtigsten wirtschaftspolitischen Forderungen gehören die im obigen Haupttext aufgelisteten Prinzipien (vgl. Ludwig von Mises: Liberalismus. Jena 1927). Seit etwa den 1960er Jahren, ausgehend von den USA, hat der Begriff *Liberalismus* jedoch eine erhebliche Bedeutungsverschiebung erfahren. Er bezeichnet im heutigen politischen und ökonomischen Diskurs meist eine progressive, global ausgerichtete Variante des demokratischen Sozialismus, die staatlichen Interventionismus im Bereich der Wirtschaft ausdrücklich befürwortet. Vgl. Paul Edward *Gottfried*: After Liberalism. Mass Democracy in the Managerial State. Princeton 1999, 3–29; Ralph *Raico*: Classical Liberalism and the Austrian School. Auburn/Alabama 2012, 67–110.

Höhe von 30 Prozent auf ausländisches Getreide ein.[86] Die Regierung Bethlen versuchte also, die negativen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise mittels einer Abschottung des ungarischen Agrarsektors zu bekämpfen. Damit übernahm sie zumindest implizit Ideen, die der erfolglose Finanzminister Hegedüs bereits 1920/1921 vorgeschlagen hatte.[87]

Mit dieser protektionistischen Politik folgte Ungarn einem allgemeinen Trend im Donauraum: Österreich, die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien und Bulgarien fuhren eine ebenso restriktive Zollpolitik.[88] Aber anstatt durch Verhandlungen auf einen Abbau der Handelshürden hinzuarbeiten, verschärften die Donauländer die gegenseitige Besteuerung von Agrarimporten. Das Resultat war ein ostmittel- und südosteuropäischer Handelskonflikt.

Ungarn löste mit seinem Protektionismus eine negative Kausalkette aus: Das Volumen des Güteraustausches mit den anderen Donauländern war um 1930 rund zwei Drittel niedriger als vor dem Ersten Weltkrieg.[89] Diese Entwicklung veränderte den ungarischen Exportradius nachhaltig. Im Jahr 1925 betrug der Anteil der ausländischen Exportmärkte, die mehr als 500 Kilometer von der ungarischen Außengrenze entfernt lagen, noch 25 Prozent. Im Jahr 1930 waren es dann bereits 45 Prozent.[90] Da die durchschnittlichen Transportwege für ungarische Ausfuhren deutlich länger wurden, stiegen auch die Transportkosten entsprechend an. Die Exporteure versuchten nun, diese zusätzlichen Kosten auf die Käufer abzuwälzen, wodurch sich die Produkte verteuerten. Somit verloren aber ungarische Exportgüter, insbesondere Weizen, zunehmend ihre Konkurrenzfähigkeit auf den Weltmärkten.

Die rückläufigen Absatzzahlen im Agrarsektor bewirkten einen deutlichen Rückgang des gesamten ungarischen Binnenkonsums. Dieser Effekt belastete auch den Industriesektor. Der Staat wiederum sah sich jetzt genötigt, ebenso seine kriselnde Schwerindustrie vor ausländischen Konkurrenten schützen. Deshalb führte er auch für diesen Sektor Schutzzölle ein und vergrößerte damit die Probleme der gesamten ungarischen Wirtschaft.[91]

---

[86] Iván T. *Berend* – Miklós *Szuhay*: A tőkés gazdaság története Magyarországon 1848–1944. Budapest 1978, 210; József *Buzás*: Magyarország külkereskedelme 1919–1945. Budapest 1961, 33.

[87] Zur Amtszeit des Finanzministers Hegedüs: Kapitel 1. 2.

[88] *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 7–8.

[89] Iván T. *Berend* – György *Ránki*: Közép-Kelet-Európa gazdasági fejlődése a 19–20. században. Budapest 1976, 302.

[90] *Berend* – *Szuhay*: A tőkés gazdaság, 211–212. Diese Problematik wurde bereits von Zeitgenossen erkannt: Jenő *Rácz*: Magyarország exportrádiusza. Budapest 1936.

[91] *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 10.

2. 1. 4. Europas Handelskrieg: Deutschland als Nutznießer

Die Schutzzollpolitik des Donauraums war keine regionale Besonderheit. Vielmehr verabschiedeten sich damals so gut wie alle europäischen Länder vom liberalen Grundsatz des Freihandels. Die Weltwirtschaftskrise trat eine öffentliche Diskussion los, wie man die Bevölkerung vor deren negativen Auswirkungen schützen könne. Viele Politiker plädierten für eine einfache und populistische Lösung: nämlich eine Abschottung der nationalen Wirtschaft. Statt freien Handel forderten sie, die Abhängigkeit von ausländischen Produkten zu verringern, die heimische Industrie zu schützen und mehr Güter im Inland zu fertigen.[92] Diese Überzeugung setze sich auch bei Frankreich und Großbritannien durch, Deutschlands größten Wirtschaftskonkurrenten in Europa.

Die Hinwendung Frankreichs zum Protektionismus kam nicht überraschend. Das Land hatte spätestens seit dem Colbertschen Merkantilismus im 17. Jahrhundert meist eine interventionistische Wirtschaftspolitik bevorzugt: Die etatistisch ausgerichtete französische Krone hatte ebenso für staatliche Eingriffe in den Markt plädiert wie die Revolutionäre und Frühsozialisten.[93] Großbritannien nahm jedoch einen radikalen Paradigmenwechsel vor, dessen historische Tragweite nicht genug betont werden kann. Im Jahr 1931 entschied sich das Commonwealth für eine Schutzzollpolitik. Initiator war der damalige Schatzkanzler Neville Chamberlain (1869–1940), der ab 1937 als Premierminister die *Appeasement-Politik* prägen sollte.[94] Dieser Beschluss kam für die Zeitgenossen unerwartet, war Großbritannien doch das Mutterland des *Manchester-Kapitalismus*.[95]

---

92 Harold *James*: The End of Globalization. Lessons from the Great Depression. Harvard 2002, insbesondere 101–105.

93 Ursula *Dannebom* – Wolfgang *Fach* – Angela *Huwe* – Georg *Simonis*: Das „Modell" Frankreich. Politik und Ökonomie im etatistischen System. In: Politische Vierteljahresschrift 25 (1984) 1, 31–52. Dies schließt freilich nicht aus, dass Frankreich einige herausragende wirtschafsliberale Denker hervorgebracht hat, etwa Frédéric Bastiat (1801–1850), Jacques Rueff (1896–1978) und Alexis de Tocqueville (1805–1859).

94 Forrest *Capie*: The British Tariff and Industrial Protection in the 1930's. In: The Economic History Review. New Series 31 (1978) 3, 399–409; W. R. *Garside*: Party Politics, Political Economy, and British Protectionism, 1919–1932. In: History 83 (1998) 269, 47–65.

95 Einer der Vordenker des *Manchester-Kapitalismus*, der Schotte Adam Smith (1723–1790), hatte für eine Politik der *unsichtbaren Hand* plädiert: Der Staat solle sich aus der Ökonomie heraushalten. Stattdessen solle er den Marktkräften freien Lauf lassen, die dann eine *spontane* und besonders produktive Wirtschaftsordnung hervorbringen würden. Vgl. Craig *Smith*: Adam Smith's Political Philosophy. The Invisible Hand and Spontaneous Order. New York 2006.

Die Hinwendung Großbritanniens und Frankreichs zum Protektionismus veränderte deren Verhältnis zu Deutschland. Aus Sorge um ein deutsches Wiedererstarken hatten die beiden Länder in den 1920er Jahren noch wie folgt reagiert: Frankreich plädierte für ein Bündnis mit Polen und der *kleinen Entente*, bestehend aus der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien. Diese Formation sollte gegen Deutschland, aber auch gegen Ungarn gerichtet sein. Großbritannien setzte auf einen kollektiven Sicherheitspakt, dessen wichtigste Institution der Völkerbund war.[96]

Nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise verwarfen Großbritannien und Frankreich diese Pläne und setzten stattdessen auf nationale Alleingänge. Ihre diplomatische Tätigkeit beschränkte sich nun darauf, als Vermittler aufzutreten: Sie versuchten Handelsbündnisse zwischen den Donaustaaten zu arrangieren, die explizit ohne Beteiligung Deutschlands auskommen sollten.[97] Sie selbst wollten aber nicht diesen Bündnissen beitreten. Stattdessen schotteten sie ihre Handelsräume ab und bevorzugten den Import von Gütern aus ihren eigenen Kolonien in Übersee. Das Ergebnis war, dass die Donauländer nicht mehr gewinnbringend nach Frankreich und Großbritannien exportieren konnten. Mit ihrer Politik bewirkten die beiden Großmächte, dass sich die Donauländer nach einer Alternative umsahen: Diese hieß Deutschland.

2. 2. Auftakt zur Partnerschaft: Der Handelsvertrag von 1931

Für Ungarn bot eine Handelspartnerschaft mit Deutschland mehrere Vorteile. Deutschland war einer der größten und einwohnerstärksten europäischen Absatzmärkte, zugleich eine der wichtigsten Industrienationen. Es verfügte vor allem auf technologischem Sektor über Produkte, die Ungarn entweder gar nicht oder nur zu höheren Fertigungskosten und/oder in schlechterer Qualität herstellen konnte. Die Transportwege zwischen den beiden Ländern waren verhältnismäßig kurz, und mit der Donau verfügte man über eine gemeinsame Wasserstraße. Auch bestanden viele historische und kulturelle Gemeinsamkeiten. Überdies konnten die Deutschen bei einer Revision des Vertrags von Trianon behilflich sein.

Um 1930 hatte Deutschland auf der Bühne der europäischen Politik wieder an Bedeutung gewonnen. Zudem verhinderten deutsche Diplomaten erfolgreich die Bündnispläne, die Großbritannien und Frankreich für den Do-

---

[96] *James*: The End, 101–105.

[97] Hierbei handelte es im Wesentlichen um die von Großbritannien unterstützte *Donaukonföderation* und den von Frankreich geplanten *Präferenzvertrag*. Vgl. Kapitel 1. 4.

nauraum vorgesehen hatten.[98] Eine Intensivierung der Beziehungen zu Ungarn erfolgte bereits im November 1930, als Ministerpräsident Bethlen zu einem Staatsbesuch nach Berlin kam.[99] Am 27. Mai 1931 beschloss das Kabinett des deutschen Ministerpräsidenten Brüning,[100] offizielle Verhandlungen mit Ungarn aufzunehmen.[101] Bald darauf forcierte Deutschland seine Politik gegenüber Ostmittel- und Südosteuropa: Am 27. Juni 1931 ging es ein Handelsbündnis mit Rumänien ein.[102]

Am 18. Juli 1931 schlossen Deutschland und Ungarn einen Handelsvertrag.[103] Dessen wichtigste Vereinbarung war Folgende: Das *Meistbegünstigungsprinzip* wurde zugunsten der beiden Vertragspartner außer Kraft gesetzt.[104] Als Konsequenz bekam nun ein deutsches beziehungsweise ungarisches Exportunternehmen den Zuschlag für einen Auftrag, selbst wenn ein Anbieter aus einem Drittstaat zu günstigeren Konditionen liefern wollte und konnte.[105] Überdies verpflichteten sich Deutschland und Ungarn, prinzipiell »den gegenseitigen Verkehr durch keinerlei Einfuhr- oder Ausfuhrverbote zu behindern«.[106]

Mehrere Staaten, die von der bewussten Missachtung des Meistbegünstigungsprinzips betroffen waren, legten Protest ein, darunter die Sowjetunion

---

98 Zur Strategie der damaligen deutschen Diplomatie bezüglich Ostmittel- und Südosteuropa: *Elvert*: Mitteleuropa, 168–173.

99 *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 39–42.

100 Heinrich Brüning (1885–1970) war vom 30. März 1930 bis 30. Mai 1932 deutscher Reichskanzler.

101 Bereits am 22. Mai 1931 hatten der deutsche Außenminister Julius Curtius und sein ungarischer Amtskollege Gyula Károlyi eine Unterredung in Genf geführt. Dabei hatte Károlyi deutlich gemacht, seine Regierung würde den Abschluss eines Handelsvertrags mit Deutschland begrüßen.

102 *Elvert*: Mitteleuropa, 171.

103 Deutsch-ungarischer Handelsvertrag 1931 in: Zsolt *Vitári*: Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Ungarn in der Zwischenkriegszeit". https://www.herder-institut.de/resolve/qid/791.html (14. Januar 2019).

104 Ebenda, § 2.

105 Das *Meistbegünstigungsprinzip* ist ein im Welthandel üblicher kaufmännischer Grundsatz. Er besagt, dass Handelsvorteile, die einem einzelnen Vertragspartner gewährt werden, im Sinne der Gleichberechtigung auch allen anderen Vertragspartnern gewährt werden müssen. Hierdurch soll verhindert werden, dass nur einige wenige Staaten Handelsvergünstigungen erhalten und die übrigen diskriminiert werden. Vgl. Stefan *Kramer*: Die Meistbegünstigung. In: Recht der Internationalen Wirtschaft 35 (1989) 473–481.

106 Deutsch-ungarischer Handelsvertrag 1931, § 7. Allerdings nahm der Vertrag einige Güter explizit von der Freihandelsvereinbarung aus, etwa Waffen- und Munitionslieferungen. Ebenso vereinbarten Deutschland und Ungarn gegenseitige Kapitalverkehrskontrollen: Diese betrafen Gold, Silber, Münzen, Papiergeld und Wertpapiere.

und Argentinien.[107] Deutschland und Ungarn beugten sich dem internationalen Druck und verzichteten vorerst auf eine Umsetzung des Vertrags. Dennoch schlossen beide Staaten im April 1932 ein Abkommen zur Etablierung eines *Clearing-Systems*.[108] Dieses sollte als Grundlage für eine künftige devisenlose Zahlungsabwicklung ihres bilateralen Handels dienen.

2. 3. Devisenloses Bezahlen: das ungarisch-deutsche Clearing-System

Das *Clearing-System* entstand im Zusammenhang mit den damaligen deutschen Devisenproblemen. Zwar hatte Deutschland im Laufe der 1920er Jahre die negativen wirtschaftlichen Folgen des Ersten Weltkrieges weitgehend überwunden und zeitweise eine ausgeglichene Zahlungsbilanz erreicht. Doch die Weltwirtschaftskrise machte diese Erfolge wieder zunichte: Ausländische Investoren, insbesondere aus den USA, zogen in großem Umfang Kapital aus Deutschland ab. Diese Devisenabflüsse hatten erhebliche negative Auswirkungen sowohl auf die deutsche Wirtschaft als auch auf die deutsche Zahlungsbilanz. Das Volumen der deutschen Exportüberschüsse reichte nicht aus, um die Verluste in der Zahlungsbilanz, die durch Devisenabflüsse entstanden waren, auszugleichen. Erschwerend kam hinzu, dass Deutschland infolge des Versailler Vertrags weiterhin hohe Reparationszahlungen leisten musste, die ebenfalls die Zahlungsbilanz belasteten. Die deutsche Zentralbank sah sich gezwungen, die Defizite in der Zahlungsbilanz auszugleichen. Dadurch flossen zunehmend Gold- und Devisenreserven an ausländische Gläubiger ab.[109]

Deshalb vollzog die deutsche Wirtschaftspolitik, die bislang am Grundprinzip des freien Verkehrs von Währungen festgehalten hatte, einen Paradigmenwechsel: Im Jahr 1931 verhängte die Regierung Brüning Devisenkontrollen. Im Rahmen einer *Devisenbewirtschaftung* reglementierten nun staatliche Vorschriften den Zahlungsverkehr mit dem Ausland. Die zugrundeliegende Intention bestand darin, durch staatliche Eingriffe einen Ausgleich der Zahlungsbilanz herbeizuführen.[110] Doch der Erfolg hielt sich in Grenzen: Die Zentralbank musste weiteres *Tafelsilber* opfern, so dass ihre Gold- und Devi-

---

[107] Willi A. *Boelcke*: Deutschland als Welthandelsmacht 1930–1945. Stuttgart 1994, 49.

[108] *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 46.

[109] Albrecht *Ritschl*: Die deutsche Zahlungsbilanz 1936–1941 und das Problem des Devisenmangels vor Kriegsbeginn. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 39 (1991) 103–123, hier 103–106.

[110] Zum Prinzip der *Devisenbewirtschaftung*: Helga *Luckenbach*: Grundlagen der internationalen Wirtschaftspolitik. Internationale Handelspolitik. München 2010, 6–8.

senbestände im Jahr 1933 nur noch einen Wert von rund 400 Millionen Reichsmark aufwiesen.[111]

Daher setzte sich bei der Regierung Brüning folgende Sichtweise durch: Die Politik der Devisenbewirtschaftung im währungspolitischen Bereich musste durch eine staatlich gelenkte Handelspolitik ergänzt werden. Zur Diskussion stand entweder eine Beschränkung der Importe oder eine Steigerung der Exporte. Allerdings waren beide Optionen problematisch. Deutschland wies damals eine relativ hohe Abhängigkeit von Importen auf. Dabei handelte es sich vor allem um Nahrungsmittel für die Bevölkerung, aber auch um Rohstoffe für die industrielle Produktion. Jedoch waren der deutschen Exportwirtschaft Grenzen gesetzt: Die Regierung Brüning folgte nicht dem internationalen Trend zur Währungsabwertung. Die starke Reichsmark und die damit verbundene hohe Kaufkraft der Währung verbilligte zwar die Importe. Gleichzeitig verteuerte sie aber deutsche Exportgüter und beeinträchtigte deren Absatzmöglichkeiten.

Als Ausweg boten sich für Deutschland bilaterale Verträge mit Staaten an, die ähnliche Probleme aufwiesen und im Welthandel relativ isoliert waren. Durch diese Abkommen wollte man die gegenseitigen Waren- und Währungsströme mittels staatlicher Lenkung zum Vorteil beider Länder koordinieren. Als besonders geeignete Partner erschienen die Donauländer Ostmittel- und Südosteuropas, die sowohl unter ihren gegenseitigen Handelskonflikten als auch unter dem britischen und französischen Protektionismus litten.[112]

Als ideales Testfeld für die neue deutsche Außenwirtschaftspolitik erwies sich Ungarn. Dieser Staat hatte am 31. Dezember 1931 ein *Transfermoratorium* beschlossen: Um in der Weltwirtschaftskrise nicht zahlungsunfähig zu werden, weigerte sich die ungarische Regierung, ausstehende Verbindlichkeiten gegenüber ihren ausländischen Gläubigern zu begleichen. Ungarns chronische Devisenknappheit erschwerte den Import ausländischer Güter. Was also sollte Deutschland tun, um Ungarn als Handelspartner zu gewinnen, wenn jenes Land weder seine Schulden noch künftige Wareneinfuhren in Devisen bezahlen konnte?

Eine Lösung bot das *Clearing-System*. Es war keine deutsche Erfindung, sondern wurde bereits damals von mehreren Handelsnationen angewandt. Allerdings besaß das Verfahren ursprünglich defensiven Charakter: Es sollte

---

111 *Ebi*: Export, 12.

112 Zur damals in Europa vorherrschenden protektionistischen Wirtschaftspolitik: Kapitel 2. 1. 4.

nur einen Ausgleich mit säumigen Schuldnern herbeiführen. Erst die deutsche Wirtschaftspolitik mit den Donauländern setzte das Clearing-System als Methode aktiver Handelssteuerung ein.[113]

Die deutsch-ungarische Clearing-Vereinbarung vom April 1932 ergänzte den Handelsvertrag vom Juli 1931 um einige Bestimmungen. Der Zahlungsverkehr zwischen Deutschland und Ungarn sollte ohne Austausch von Devisen ablaufen. Wenn ein ungarischer Importeur seine Waren aus Deutschland bezog, musste er keine Reichsmark nach Deutschland überweisen. Stattdessen zahlt er den umgerechneten Kaufpreis in der eigenen Währung Pengő an die ungarische Zahlungsstelle bei der Budapester Nationalbank.[114] Umgekehrt funktionierte das Verfahren nach demselben Prinzip: Wenn ein deutscher Importeur seine Waren aus Ungarn bezog, beglich er die Rechnung – umgerechnet in Reichsmark – bei der deutschen Zahlungsstelle der Berliner Reichsbank. Folglich häuften sich bei der Zahlungsstelle Berlin die Reichsmarkbestände, und bei der Zahlungsstelle Budapest die Pengőbestände. Berlin setzte nun diese Reichsmarkbestände ein, um Forderungen deutscher Unternehmen, die nach Ungarn exportiert hatten, zu bezahlen; und Budapest verwendete diese Pengőbestände, um Forderungen ungarischer Unternehmen, die nach Deutschland exportiert hatten, zu begleichen. Bei dieser Prozedur flossen also in der Regel keine Geldströme zwischen den beiden Staaten. Stattdessen wurden die gegenseitigen Forderungen und Verbindlichkeiten beider Zahlstellen saldiert. Devisen waren deshalb nicht zur Finanzierung der Außenhandelsgeschäfte, sondern allenfalls zum Saldoausgleich erforderlich.

---

[113] Grundsätzlich zum *Clearing-System*: *Buggeln*: Währungspläne, 44–47; Werner A. *Fischer*: Die Entwicklung der Zahlungs- und Verrechnungsabkommen in Deutschland. Berlin 1937; Kurt *Schneider*: Der Welthandel im Clearingverkehr. 170 Clearing-Abkommen. Berlin 1936. Das erste Land, das Clearing praktizierte, war ab 1931 die Schweiz. 1934 schlossen die Eidgenossen auch ein Clearing-Abkommen mit ihrem wichtigsten Handelspartner Deutschland. Vgl. István *Csöppüs*: Die ungarische Exclearingpolitik mit besonderer Berücksichtigung der Agrarexporte in die Schweiz 1920–1944. In: Revue suisse d'histoire 34 (1984) 38–68; Marcel *Ferralli*: Der deutsch-schweizerische Verrechnungsverkehr von seiner Entstehung im Jahre 1934 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Brombach 1955.

[114] Das Umtauschverhältnis Reichsmark zu Pengő legten die Zentralbanken beider Staaten fest.

3. Grundzüge der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen (1931–1945)

3. 1. Die Vorkriegszeit (1931–1938)

Wegen der internationalen Kritik sahen Deutschland und Ungarn vorerst davon ab, den Handelsvertrag von 1931 vollständig in die Praxis umzusetzen, trafen aber einige Einzelabsprachen: Zwischen 1932 und 1933 erhielt Ungarn Exportvergünstigungen für ausgewählte Produkte, vor allem für Obst und Gemüse. Zudem verpflichtete sich Deutschland, feste Kontingente an ungarischen Agrarprodukten abzunehmen.[115] 1933 erklärte sich Deutschland sogar bereit, übergangsweise für ungarischen Weizen Preise zu zahlen, die rund 40 Prozent über dem Marktpreis für Überseeweizen lagen.[116] Im selben Jahr gingen Deutschland und Ungarn auch ein Leinsamen-Abkommen ein.[117]

Eine Intensivierung der Handelsbeziehungen erreichten beide Staaten im Februar 1934, rund ein Jahr nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten: Deutschland unter Reichskanzler Adolf Hitler und Ungarn unter Ministerpräsident Gyula Gömbös vereinbarten, den Handelsvertrag von 1931 vollständig umzusetzen und den daraus resultierenden Zahlungsverkehr über ein *Clearing-System* abzuwickeln.[118] Deutschland sichert zu, jährlich große ungarische Exportmengen abzunehmen.[119] Im Gegenzug reduzierte Ungarn seine Einfuhrhemmnisse gegenüber Deutschland.[120] Der *Anschluss* Öster-

[115] Es handelte sich vor allem um Weizen, Mais, Fische, Eier, Fette und Butter.

[116] *Hantos*: Die Neuordnung, 62. Mit dieser Maßnahme kompensierte Deutschland zeitweise Ungarns Absatzprobleme beim Weizen. Der ungarische Weizen war wegen seines hohen Verkaufspreises kaum auf den Weltmärkten konkurrenzfähig.

[117] Dabei gab Ungarn die Zusage, 40.000 Joch (≙ ca. 971.245 Hektar) seines Bodens mit Leinsamen zu bepflanzen, die exklusiv für den Export nach Deutschland bestimmt waren. Leinsamen dienen vor allem zur Gewinnung von hochwertigem Speiseöl. Vgl. *Hantos*: Die Neuordnung, 63.

[118] Gyula Gömbös war vom 1. Oktober 1932 bis zu seinem Tod am 6. Oktober 1936 ungarischer Ministerpräsident.

[119] Gemäß dem per Zusatzprotokoll ergänzten Handelsvertrag sollte Deutschland jährlich folgende ungarische Exportmengen abnehmen: 500.000 Doppelzentner Weizen, 500.000 Doppelzentner Mais, 250.000 Doppelzentner Gerste, 30.000 Doppelzentner Schweinefleisch sowie große Mengen an Schweinefett und -speck, Geflügel, Fischen, Butter, Käse, Hülsenfrüchten, Gemüse, Honig, Tabak (vgl. *Hantos*: Die Neuordnung, 63). Die Vereinbarung zeigte rasch zählbaren Erfolg: Bereits 1935, ein Jahr nach Vertragsschluss, hatten sich die ungarischen Ausfuhren nach Deutschland – gegenüber dem Niveau von 1933 – in etwa verdreifacht.

[120] Ungarische Importzölle für deutsche Maschinen, Motoren, chemische Produkte sowie Textil- und Lederwaren sanken im Schnitt um 25 bis 30 Prozent. Vgl. *Hantos*: Die Neuordnung, 63.

reichs an das Deutsche Reich im März 1938 erleichterte die bilateralen Beziehungen, denn dadurch wurde der deutsch-ungarische Handelsraum vergrößert und besaß nun auch eine gemeinsame Grenze.[121]

Betrachtet man die Auswirkungen des Handelsvertrags mit Deutschland bis zum Kriegsausbruch 1939, so fiel die Bilanz für Ungarn überwiegend positiv aus. Das Land hatte seine chronischen Absatzschwierigkeiten überwunden und einen starken Handelspartner gefunden. Bereits 1935 war Deutschland zu Ungarns wichtigstem Abnehmer- und Lieferland aufgestiegen und behielt diesen Status bis 1945. Das Ausmaß der Zuwachsraten verdeutlichen folgende Statistiken: Im Jahr 1934 bezog Ungarn 18,3 Prozent seiner gesamten Importe aus Deutschland. Gleichzeitig lieferte es 11,2 Prozent seiner gesamten Exporte nach Deutschland. 1938 betrug Deutschlands Anteil bereits 30,1 Prozent bei den ungarischen Importen sowie 27,4 Prozent bei den ungarischen Exporten. Insbesondere durch den intensiven bilateralen Handel wuchs das ungarische Bruttoinlandsprodukt zwischen 1934 und 1938 im Jahresdurchschnitt um über 10 Prozent.[122] Vor allem die heimische Landwirtschaft durchlebte eine Phase der Prosperität. Infolgedessen stiegen die Preise für ungarische Agrarprodukte zwischen 1934 bis 1938 um insgesamt etwa 23 Prozent.[123]

3. 2. Die Zeit des Zweiten Weltkrieges (1939–1945)

3. 2. 1. Vom Kriegsausbruch bis zur deutschen Besetzung Ungarns (1939–1944)

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 hatte zwei fundamentale Auswirkungen auf die ungarische Wirtschaft. Erstens ging die Regierung sofort dazu über, den Binnenmarkt durch dirigistische Eingriffe an die Erfordernisse der Krisenzeit anzupassen, obgleich das Land selbst erst 1941 offiziell in den Krieg eintrat. Zweitens stieg sowohl die politische als auch die ökonomische Abhängigkeit von Deutschland sukzessive an.

Bereits am 26. August 1939 trat in Ungarn ein Gesetz in Kraft, das die Löhne auf dem aktuellen Niveau einfror. Gleichzeitig verhängte der Staat Preisobergrenzen für Grundnahrungsmittel.[124] Im Rahmen der Einführung von Lebensmittelkarten wurden viele Nahrungsmittel kontingentiert. Folg-

---

[121] Erwin A. *Schmidl*: Der „Anschluß" Österreichs. Der deutsche Einmarsch im März 1938. Bonn ^{3}1994.

[122] *Buzás*: Magyarország, 120.

[123] *Hajpál*: Árlakulás, 22; *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 14.

[124] Diese Preisobergrenzen galten zunächst für Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Mehl, Zucker, Butter, Milch und Schweinefett; ab Sommer 1940 waren davon auch weitere Gemü-

lich geriet die Organisation der Lebensmittelversorgung immer mehr in den Verfügungsbereich der ungarischen Behörden – eine Tendenz, die sich mit zunehmendem Kriegsverlauf verstärkte. Ab 1943 erließ die Regierung ein neues Zwangssystem für landwirtschaftliche Produkte: Bauern mussten festgelegte Mengen an Weizen und anderen Agrargütern zu Festpreisen an die staatlichen Stellen abliefern.[125]

Während des Krieges erweiterte sich das Spektrum der ungarischen Ausfuhren nach Deutschland. Waren es bis 1938 vor allem Agrarprodukte gewesen, so wurden jetzt auch verstärkt Bodenschätze für die deutsche Kriegsproduktion exportiert. Durch den Ersten und Zweiten Wiener Schiedsspruch von 1938 beziehungsweise 1940 hatte der ungarische Staat sein Territorium, aber auch seine Rohstoffvorkommen erweitert.[126] Ungarn verfügte jetzt über große Mengen an Bauxit (zur Aluminiumerzeugung), Mangan (zur Stahlherstellung), Oxiden (zur Metallgewinnung) und Antimon (zur Herstellung von Erdkabeln, Halbleitern, Sprengstoffzündern und Bremsbelägen).[127]

Außerdem besaß Ungarn Ölquellen. Zu deren besseren Erschließung belieferte Deutschland seinen Handelspartner mit Spezialwerkzeugen, insbesondere Bohrgeräten. Die Exploration war im Frühjahr 1941 soweit fortgeschritten, dass Ungarn seinen eigenen Ölbedarf komplett decken und zugleich nennenswerte Fördermengen nach Deutschland exportieren konnte. Der bei Weitem wichtigste deutsche Öllieferant blieb jedoch Rumänien.[128]

---

sesorten, Obst, Geflügel und Eier betroffen. Zudem wurde der freie Handel von Getreide, Mais, Hülsenfrüchten, Fett und Schlachttieren eingeschränkt.

125 Detaillierte Auflistung dieser dirigistischen Markteingriffe bei *Csöppüs*: Die landwirtschaftliche Produktion, 23–25.

126 Durch den Ersten Wiener Schiedsspruch vom 2. November 1938 wurden Gebiete mit ungarischer Bevölkerungsmehrheit in der Südslowakei und der Karpato-Ukraine von der Tschechoslowakei abgetrennt und Ungarn zugeteilt. Im Zweiten Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940 musste Rumänien Teile Siebenbürgens (darunter das Széklerland) sowie die Komitate im Westen und Nordwesten des Landes an Ungarn abtreten. Folglich hatte Ungarn erreicht, dass zumindest Teilbestimmungen des Trianon-Vertrags von 1920 rückgängig gemacht wurden. Vgl. Friedrich *Christof*: Befriedung im Donauraum. Der Zweite Wiener Schiedsspruch und die deutsch-ungarischen diplomatischen Beziehungen 1939–1942. Frankfurt am Main 1998; Anton *Czettler*: Ungarns Weg zum ersten Wiener Schiedsspruch. Die ungarische Außenpolitik während und nach der Sudetenkrise 1938. In: Ungarn-Jahrbuch 16 (1988) 82–156.

127 Vgl. *Volkmann*: Ökonomie, 162.

128 Ab 1. Mai 1941 belieferte Ungarn Deutschland mit einem Jahreskontingent von 60.000 Tonnen Rohöl und 12.000 Tonnen Benzin. Doch bereits ab Juni 1941 ließ der deutsche Angriff auf die Sowjetunion die Nachfrage nach oben schnellen. Daher verdreifachte Ungarn sein jährliches Liefervolumen bis Frühjahr 1942. Anschließend wurden die Lieferquo-

Bereits kurz nach Kriegsausbruch forderten Deutschland und Italien eine Ausweitung der ungarischen Getreidelieferungen. Daher drängten Hitler und Mussolini ihren Handelspartner zum Abschluss des *Batschka-Vertrags* vom 8. Mai 1941: Ungarn sollte seine Getreideüberschüsse aus der Region Batschka[129] nach Deutschland und Italien liefern, und zwar ohne Rücksicht auf die eigene landwirtschaftliche Versorgungslage.[130] Allerdings weigerte sich die ungarische Regierung, das Abkommen nach einem Jahr zu verlängern. Sie exportierte fortan nur so viel Getreide, wie die einheimische Bevölkerung entbehren konnte.[131]

Der deutsch-ungarische Außenhandel legte zwischen 1938 und dem ersten Kriegsjahr 1939 sprunghaft zu. Deutschlands Anteil an Ungarns gesamten Importen stieg von 30,1 Prozent auf 48,4 Prozent, und sein Anteil an Ungarns gesamten Exporten von 27,4 Prozent auf 50,4 Prozent. Später intensivierten sich die Handelsbeziehungen nochmals deutlich. 1944 bezog Ungarn 70,3 Prozent seiner gesamten Importe aus Deutschland. Gleichzeitig lieferte es 73,6 Prozent seiner gesamten Exporte nach Deutschland.[132] Diese Statistiken veranschaulichen, dass die ungarische Wirtschaft im Lauf des Krieges immer abhängiger von Deutschland wurde.

Entgegen eines weit verbreiteten Vorurteils kann aber von einer *Ausbeutung* Ungarns durch Deutschland – bis zur Besetzung Ungarns – keine Rede sein.[133] Eine solche Diagnose wäre dann berechtigt, wenn Deutschland ein großes Handelsbilanzdefizit gegenüber Ungarn aufgebaut hätte. Ein nüchterner Blick auf die deutsch-ungarische Handelsbilanz enthüllt aber ein anderes Bild: Der deutsche Handelsbilanzsaldo gegenüber Ungarn im Zeitraum von

---

ten meist quartalsweise dem deutschen Bedarf angepasst. Vgl. *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 230–236; *Durucz*: Ungarn, 126–129.

129 Die Batschka (*Bačka*, *Bácska*) gehört heute großteils zu Serbien. Nur ein kleiner Teil im Norden liegt in Ungarn. Die insgesamt rund 11.000 km² große Region wird im Süden und Westen von der Donau begrenzt, im Osten von der Theiß. Die Nordgrenze verläuft etwa in Höhe von Szeged. Infolge des Vertrags von Trianon 1920 fielen rund neunzig Prozent der ursprünglich ungarischen Batschka an den neuen Staat Jugoslawien. Im Rahmen des deutschen Balkanfeldzugs 1941 musste Jugoslawien kapitulieren. Folglich fiel die gesamte Batschka bis Kriegsende an Ungarn. Vgl. Michael *Portmann* – Arnold *Suppan*: Serbien und Montenegro im Zweiten Weltkrieg (1941–1944/45). In: Serbien und Montenegro: Raum und Bevölkerung – Geschichte – Sprache und Literatur – Kultur – Politik – Gesellschaft – Wirtschaft – Recht. Hgg. Walter Lukan [u. a.]. Wien 2005, 265–296, hier 277–278.

130 *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 223.

131 *Durucz*: Ungarn, 135.

132 *Buzás*: Magyarország, 120.

133 Dieses zugespitzte Bild von den deutsch-ungarischen Handelsbeziehungen ab 1934 findet sich etwa bei Howard S. Ellis. Vgl. Kapitel 2. 1. 2.

1934 bis 1944 war – mit Ausnahme des Jahres 1940 – jedes Jahr positiv.[134] Dass die deutsch-ungarische Handelsbilanz bis 1944 nur geringe Ungleichgewichte aufwies, war auch auf das *Clearing-System* zurückzuführen. Dieser Mechanismus der devisenlosen Zahlungsabwicklung ermöglichte einen kontinuierlichen Handelsverkehr bis Anfang 1944, obwohl beide Staaten fast völlig von den internationalen Güter- und Devisenmärkten abgeschnitten waren.

Während die deutsch-ungarische Handelsbilanz weitgehend ausgeglichen blieb, geriet die zugehörige Zahlungsbilanz in eine Schieflage. Diese Entwicklung hatte folgende Ursache: Die Zentralbanken in Berlin und Budapest besaßen die Berechtigung, Kredite für Warenlieferungen zu gewähren, die erst zu einem späteren Zeitpunkt beglichen werden mussten. Bedingt durch den Krieg litt die deutsche Wirtschaft unter chronischer Kapitalknappheit. Deshalb übte die deutsche Regierung auf die ungarische Nationalbank Druck aus, deutschen Unternehmen großzügige Kreditlinien einzuräumen. Dadurch konnten deutsche Importeure eine erhebliche Anzahl ungarischer Güter *auf Pump* kaufen. Die meisten deutschen Verbindlichkeiten gegenüber Ungarn wurden auf einem Sonderkonto erfasst, das die ungarische Nationalbank einrichtete und verwaltete. Bis zur Besetzung Ungarns häuften deutsche Unternehmen eine enorme Summe an Verbindlichkeiten an.[135] Diese Schulden, so versprach die deutsche Regierung, sollten nach einem gemeinsamen Sieg beglichen werden.[136] Nach der Kriegsniederlage waren Ungarns Forderungen gegenüber Deutschland jedoch uneinbringlich geworden.[137]

---

134 Zur deutsch-ungarischen Handelsbilanzentwicklung: *Botos*: Reichsdeutsches Kapital, 160.

135 Die Schätzungen über die deutschen Verbindlichkeiten gegenüber Ungarn gehen weit auseinander. Gemäß *Botos*: Reichsdeutsches Kapital, 190, wies das Sonderkonto der ungarischen Zentralbank gegen Kriegsende deutsche Verbindlichkeiten in Höhe von 500 Millionen Reichsmark aus. *Durucz*: Ungarn, 142, beziffert Deutschlands Verbindlichkeiten gegenüber Ungarn auf 1,2 Milliarden Reichsmark im »Frühjahr 1944«.

136 *Durucz*: Ungarn, 142.

137 Ungarn war in dieser Hinsicht kein Einzelfall: Während des Zweiten Weltkrieges unterhielt das Deutsche Reich mit den meisten ostmittel- und südosteuropäischen Ländern ein Clearing-System. Wenn auch die Entwicklungen länderspezifisch unterschiedlich waren, so zeigte sich stets folgende Tendenz: Der deutsche Staat nutzte seine Machtposition, damit deutsche Unternehmen ausländische Importgüter auf Kredit beziehen konnten. Daher häufte Deutschland bis Kriegsende enorme Verbindlichkeiten gegenüber den Donauländern an. Vgl. *Volkmann*: Ökonomie, 167.

3. 2. 2. Ungarn unter deutscher und sowjetischer Besetzung (1944/1945)

Trotz des sich verschärfenden Krieges blieb Ungarns Wirtschaftsleistung lange Zeit relativ stabil. Die deutsche Besetzung des Landes ab dem 19. März 1944 hatte jedoch desaströse Folgen, da Ungarn seine Souveränität über Wirtschaft und Währung verlor.[138] Deutschland bereicherte sich jetzt auch direkt an ungarischen Agrarprodukten, Industrierohstoffen und Produktionsanlagen.[139]

Nicht nur der realwirtschaftliche Schaden war immens. Auch die ungarische Währung geriet in eine Krise. Hierfür gab es mehrere Gründe. Erstens verbrauchte die deutsche Besatzungsmacht einen zunehmenden Teil der ungarischen Wirtschaftsleistung, so dass das Ungleichgewicht zwischen Gütermenge und Geldmenge immer eklatanter wurde. Dieser Geldüberhang führte zu Preissteigerungen, die sich beschleunigten. Zweitens wurde die Goldbindung des Pengő aufgegeben. Dadurch war es möglich, gewaltige Mengen an ungedecktem Papiergeld zu drucken, um die Kriegswirtschaft zu finanzieren. Folglich stieg die Staatsverschuldung stark an. Drittens verlor die ungarische Bevölkerung das Vertrauen in die eigene Währung. Infolgedessen wurde der Pengő, der sich seit seiner Einführung im Jahr 1927 erstaunlich stabil zeigte,[140] zunehmend entwertet.[141]

Im September 1944 brach eine neue Phase an, als die Rote Armee in Ungarn eindrang und das Land schrittweise besetzte. Fortan bekriegten sich mit Deutschland und der Sowjetunion zwei fremde Mächte auf ungarischem Boden um die Ressourcen des Landes. Gerade der Kampf um das industrielle Herzstück Budapest, der vom 29. Oktober 1944 bis 13. Februar 1945 tobte, hatte schwerwiegende Folgen für den Wirtschaftsstandort Ungarn. Bereits im

---

[138] Die deutsche Besetzung erfolgte aus Sorge über einen Abfall des ungarischen Bündnispartners. Deutsche Nachrichtendienste hatten in Erfahrung gebracht, dass die ungarische Regierung unter Ministerpräsident Miklós Kállay (1887–1967) bereits seit einiger Zeit geheime Sondierungen mit den Westalliierten über einen Waffenstillstand geführt hatte. Ein Verlust Ungarns hätte erhebliche negative Folgen für die Rohstoffversorgung der deutschen Kriegswirtschaft gehabt. Zu den Details: György *Ránki*: Unternehmen Margarethe. Die deutsche Besetzung Ungarns. Wien 1984.

[139] Zur Lage der ungarischen Wirtschaft während der deutschen Besetzung vgl. *Riemenschneider*: Die deutsche Wirtschaftspolitik, 266–277; *Durucz*: Ungarn, 147–155; Jürgen *Kilian*: Krieg auf Kosten anderer. Das Reichsministerium der Finanzen und die wirtschaftliche Mobilisierung Europas für Hitlers Krieg. Berlin 2017, 377–382.

[140] Zur Stabilität des Pengő seit 1927: Kapitel 1. 3.

[141] Im März 1942 betrug der Wechselkurs US-Dollar : Pengő noch 1 : 5,06. Im Juni 1944, kurz nach der deutschen Besetzung, musste man für 1 US-Dollar aber bereits 33,50 Pengő aufbringen.

Dezember 1944 brachte die Ungarische Nationalbank ihre Wertgegenstände in Sicherheit: Insgesamt 51 Eisenbahnwaggons voll Gold, Silber, Banknoten und Wertpapieren wurden nach Österreich und Deutschland abtransportiert.[142]

Nach dem Ende der letzten Kampfhandlungen am 4. April 1945 war Ungarn komplett von der Roten Armee besetzt.[143] Nun wiederholte sich dieselbe verhängnisvolle Politik, die bereits 1919 unter Béla Kun großen Schaden angerichtet hatte. Die neuen Machthaber begannen mit der schrittweisen Implementierung eines sozialistischen Wirtschaftssystems. Hierdurch wurden die verbliebenen Reste der ungarischen Marktwirtschaft beseitigt. Zudem erwies sich die neue ökonomische Doktrin als denkbar ungeeignet, um die sich ab 1944 stark beschleunigende Inflation zu bekämpfen.[144]

Im Jahr 1946 brachen dann alle Dämme: Ungarn durchlitt die größte Hyperinflation, die je in der Geschichte der Menschheit gemessen wurde.[145] Damals verdreifachten sich die Preise pro Tag, und die Preisspirale drehte sich immer schneller: Die monatliche Inflationsrate stieg bis auf 4,19 Billiarden Prozent. Für einen US-Dollar musste man am 10. Juli 1946 unvorstellbare 460 Quadrilliarden (460.000.000.000.000.000.000.000.000) Pengő aufbringen. In der Konsequenz besaß der Pengő keinerlei Kaufkraft mehr. Der Regierung des gemäßigten Ministerpräsidenten Ferenc Nagy (1903–1979) aus der Unabhängigen Partei der Kleinlandwirte, der Landarbeiter und des Bürgertums blieb keine andere Wahl, als eine Währungsreform durchzuführen:[146] Am 1. August 1946 ersetzte der Forint den Pengő. Auch die seit 1. Januar 1945 gebräuchliche Verrechnungseinheit Adópengő wurde am 30. September 1946

---

142 Gábor *Kádár* – Zoltán *Vági*: Aranyvonat. Fejezetek a zsidó vagyon történetéből, Budapest 2001.

143 László *Borhi*: Hungary in the Cold War, 1945–1956. Between the United States and the Soviet Union. Budapest/New York 2004, 77–78.

144 Am 31. August 1945 betrug der Wechselkurs US-Dollar : Pengő bereits 1 : 1.320, und am 31. Dezember 1945 sogar 1 : 128.000.

145 Gemäß der Definition von Cagan spricht man von *Hyperinflation*, wenn die monatlichen Inflationsraten 50 Prozent oder mehr betragen. Vgl. Phillip *Cagan*: The Monetary Dynamics of Hyperinflation. In: Studies in the Quantity Theory of Money. Hg. Milton Friedman. Chicago 1956, 25–117.

146 Ferenc Nagy (1903–1979) amtierte vom 4. Februar 1946 bis 31. Mai 1947 als Ministerpräsident der Republik Ungarn, die am 1. Februar 1946 ausgerufen wurde. Vgl. István *Vida*: Ferenc Nagy. A Hungarian Agrar-Democrat in the First Half of the Twentieth Century. In: Reformists and Radicals in Hungary. Hg. Ferenc Glatz. Budapest 1990, 211–221.

abgeschafft.[147] Am 20. August 1949 erhielt Ungarn eine neue Verfassung und wurde *Volksrepublik* nach sowjetischem Vorbild. Damit vollendete der kommunistische Parteiführer und Stalinist Mátyás Rákosi (1892–1971) die radikale Umwandlung des Staates zu einem Zentralverwaltungsregime.[148] Erst vier Jahrzehnte später konnte Ungarn zu einem marktwirtschaftlichen System zurückkehren.

4. Schlussbetrachtung

Die vorliegende Studie analysierte ausgewählte Aspekte der ungarischen Wirtschaftspolitik zwischen 1918 und 1945. Die Entscheidung für die Grenzmarken *1918* und *1945* erfolgte primär aus ökonomischen Gründen, da Ungarn in jenem Zeitraum eine kapitalistische Marktwirtschaft besaß. Behalten wir diese Sichtweise bei, so ergibt sich für die Geschichte Ungarns seit dem Ende des Habsburgerreiches eine periodische Dreiteilung: eine erste marktwirtschaftliche Periode (1918–1945), eine zentralverwaltungswirtschaftliche Periode (1945–1989) und eine zweite marktwirtschaftliche Periode seit 1989. Ausgespart bleibt in diesem Modell die kurze rätekommunistische Phase vom 21. März bis 1. August 1919, denn Béla Kuns Versuch, die aus der Habsburgerzeit ererbten marktwirtschaftlichen Strukturen Ungarns durch eine dirigistische Planwirtschaft zu ersetzen, kam über ein Anfangsstadium nicht hinaus.

Das charakteristische Leitmotiv für Ungarns Wirtschaftsentwicklung zwischen 1918 und 1945 war der Widerstreit zweier Pole: freie Marktwirtschaft versus staatlicher Interventionismus. Ein theoretisches Konzept, das sich zur präzisen Unterscheidung dieser beiden Wirtschaftskonzepte eignet, stammt von dem deutschen Soziologen und Ökonomen Franz Oppenheimer (1864–

---

147 Am 1. August 1946 musste man für 1 Forint 400 Quadrilliarden (400.000.000.000.000.000.000.000.000) Pengő aufbringen. Zur ungarischen Hyperinflation und Währungsreform: János *Botos*: A pengő megsemmisülése, a forint születése, 1938–1946. In: Múltunk 1 (2016) 160–206; Peter Z. *Grossman* – János *Horváth*: The Dynamics of the Hungarian Hyperinflation, 1945–1946. A New Perspective. In: Journal of European Economic History 29 (2000) 2, 405–427; Ádám *Marton*: Inflation in Hungary after the Second World War. In: Hungarian Statistical Review. Special Number 15 (2012) 3–22.

148 Zur Verfassung von 1949: György *Gyarmati* – Tibor *Valuch*: Hungary under Soviet Domination, 1944–1989. New York 2009, 88–103; William *Sólyom-Fekete*: Hungary. In: The Constitutions of the Communist World. Hg. William B. Simons. Alphen aan den Rijn 1980, 192–214, hier 192–194. Zur Rákosi-Ära: György *Gyarmati*: A Rákosi-korszak. Rendszerváltó fordulatok évtizede Magyarországon, 1945-1956. Budapest 2011.

1943). Demnach existieren prinzipiell zwei Möglichkeiten, um die Wirtschaft zu beeinflussen und Wohlstand zu erzeugen: Das Ergreifen *ökonomischer Mittel* bedeutet ein Bekenntnis zur freien Marktwirtschaft. Deren Reinform zeichnet sich durch das uneingeschränkte Recht auf Privateigentum sowie durch freie Produktion und Austauschverhältnisse von Gütern aus. Hingegen erfolgt durch die Anwendung *politischer Mittel* eine bewusste Einschränkung des Marktes und der Privateigentumsrechte durch staatliche Eingriffe und Vorschriften. Typisch für diese Vorgehensweise ist die Errichtung staatlicher Behörden, welche die nationale Wirtschaft nach politischen Vorgaben lenken möchten.[149]

Nach dem Ersten Weltkrieg befand sich Ungarn auf der Suche nach einem adäquaten Wirtschaftskonzept. Die kurzlebige *Räterepublik* propagierte eine größtmögliche Zuspitzung *politischer Mittel* auf Kosten des Marktes, nämlich eine Zentralverwaltungswirtschaft. Ab Ende 1919 kehrte Ungarn nach und nach zur Marktwirtschaft zurück. Der von Dezember 1920 bis September 1921 amtierende Finanzminister Hegedüs musste die Auswirkungen des Vertrags von Trianon bewältigen: die Auflösung der habsburgischen Freihandelszone, gewaltige Gebiets- und Rohstoffverluste sowie Reparationsforderungen. Hinzu kam eine galoppierende Inflation, als Folge des kriegsbedingten Geldüberhangs und der Aufgabe des Goldstandards der ungarischen Krone. Hegedüs beging einen schwerwiegenden Fehler, indem er sich für das *politische Mittel* der Autarkie entschied. Die weitgehende Abschottung des Binnenmarktes verstärkte die strukturellen Probleme der ungarischen Wirtschaft.

Eine Genesung erfolgte erst unter Ministerpräsident Bethlen. Dieser wählte großteils *ökonomische Mittel* und verhalf dem Wirtschaftsliberalismus in Ungarn wieder zur Geltung. Zunächst bedurfte es jedoch der Hilfe eines externen Kreditgebers, nämlich des Völkerbunds, um Ungarns Wirtschaft zu stimulieren und dadurch die Handelsbilanzdefizite abzubauen. Bethlens wichtigste wirtschaftspolitische Leistung war die Gründung der ungarischen Nationalbank 1924 in Verbindung mit der Währungsreform von 1927. An die Stelle der ungarischen Krone, welche durch die Hyperinflation dramatisch entwertet worden war, trat nun der goldgedeckte Pengő. Dank der Goldbindung wurde die bis dahin unkontrollierbare Inflation durch eine beeindruckende Preisstabilität ersetzt, die bis in die ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges fortdauerte. Die »goldene Bremse an der Kreditmaschine« (Joseph

[149] Franz *Oppenheimer*: Der Staat. Berlin [3]1929, 19–20. Zu diesem Aspekt vgl. Murray N. *Rothbard*: The Ethics of Liberty. New York 1982, 49.

Schumpeter)[150] sorgte für Haushaltsdisziplin und Vertrauen in die Währung. Die Wiedereinführung der Golddeckung erwies sich auch aus utilitaristischer Sicht als soziale Maßnahme, denn sie ermöglichte stabile Wachstumsraten, die nachhaltig, also nicht schuldenfinanziert waren. Diese wiederum führten zu Wohlstandsgewinnen, die breiten Schichten der ungarischen Bevölkerung zugutekamen.

Allerdings entschied sich Bethlen bereits im Jahr 1925, die liberale Wirtschaftspolitik einzuschränken. So beschloss er Einfuhrzölle, welche die ungarische Getreideproduktion vor ausländischer Konkurrenz schützen sollten. Damit folgte er einem allgemeinen europäischen Trend: der Aufgabe des *ökonomischen Mittels* des Freihandels zugunsten des *politischen Mittels* der Marktabschottung. Ab den späten 1920er Jahren brachten die Weltwirtschaftskrise sowie die Schieflage des heimischen Agrar- und Bankensektors Ungarn an den Rand eines Staatsbankrotts. Die Gründe dafür waren folgende: Die eigene Austeritätspolitik führte dazu, dass das ungarische Sozialprodukt immer mehr schrumpfte. Der Protektionismus der alliierten Siegermächte, insbesondere Großbritanniens und Frankreichs, hatte zur Folge, dass diese Länder weitgehend als Absatzmarkt für Ungarn wegfielen. Ungarn befreite sich aus dieser prekären wirtschaftlichen Lage durch den Abschluss eines weitreichenden bilateralen Abkommens mit Deutschland. Angesichts der chronischen Devisenknappheit beider Partner ermöglichte die ergänzende Einführung des *Clearing-Systems* einen devisenlosen Handel. Dadurch konnte Ungarn viele Waren, insbesondere Agrarprodukte, in großem Umfang nach Deutschland exportieren und gleichzeitig von dort vor allem Industriegüter importieren.

Der deutsch-ungarische Handelsvertrag von 1931 war noch das Werk der Regierung Brüning gewesen. Doch erst Deutschlands neue nationalsozialistische Regierung setzte dieses Abkommen – gegen internationalen Widerstand – vollständig um. Ab 1934 war Deutschland Ungarns wichtigster Handelspartner. Aus ökonomischer Sicht erwies sich der Vertrag zumindest bis 1939 für beide Seiten als sehr erfolgreich. Das *Clearing-System* löste Ungarns Exportprobleme und führte zu einer relativ ausgeglichenen Handelsbilanz. Allerdings widersprachen sowohl das bilaterale Konzept als auch das zugehörige Clearing-System den Prinzipien des freien Waren- und Währungsverkehrs, und Markteingriffe führen zwangsläufig früher oder später zu Fehlallokatio-

[150] Joseph *Schumpeter*: Die goldene Bremse an der Kreditmaschine. In: Ders.: Kölner Vorträge. I: Die Kreditwirtschaft. Leipzig 1927, 80–106.

nen und wirtschaftlichen Schäden. Während des Zweiten Weltkrieges ging der stärkere Partner Deutschland dazu über, dem schwächeren Partner Ungarn ebendiese Schäden aufzubürden. Folglich blieb Ungarn auf einem Schuldenberg gegenüber Deutschland sitzen.

Ab März 1944 verlor Ungarn die Souveränität über seine Wirtschaft und Währung, als es nacheinander von zwei totalitären Staaten besetzt wurde. Es erfolgte der „Weg in die Knechtschaft", um den Titel des epochalen Buches zu zitieren, das der spätere Wirtschaftsnobelpreisträger Friedrich von Hayek (1899–1992) im Jahr 1944 veröffentlichte.[151] Hayek, ein führender Vertreter der *Österreichischen Schule der Nationalökonomie*, hatte folgenden Zusammenhang aufgezeigt: Sowohl der Sowjet-Kommunismus als auch der deutsche Nationalsozialismus basierten auf der Doktrin der zentralistischen Wirtschaftsplanung, die dem Konzept der freien Marktwirtschaft radikal widersprach. Nachdem die NS-Wirtschaftsaufsicht über das besetzte Ungarn die dortige Marktwirtschaft schwer beschädigt hatte, beseitigte die Sowjetunion die letzten verbliebenen Reste einer liberalen Ökonomie. Wie bereits nach Ende des Ersten Weltkrieges geschehen, führten exzessive Verschuldung und die Aufgabe der Goldbindung der Währung erneut zu einer Hyperinflation. Nach 1945 geriet Ungarn in ein zentralverwaltungswirtschaftliches Zwangskorsett.

Erst 1989, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Fall des *Eisernen Vorhangs*, konnte Ungarn wieder eine Marktwirtschaft einführen. Seitdem verzeichnet das Land, mit Unterbrechungen, einen signifikanten ökomischen Aufschwung: Zwischen 1990 und 2017 hat sich das Bruttoinlandsprodukt in etwa vervierfacht.[152] Im selben Zeitraum sank die Inflationsrate von rund 29 Prozent auf 2,4 Prozent,[153] und die Arbeitslosenquote von etwa 10 Prozent auf 4,1 Prozent.[154] Im Jahr 2017 wuchs Ungarns reales Brut-

---

[151] Vgl. Friedrich von *Hayek*: The Road to Serfdom. London 1944. Das Buch erschien zunächst in London, wo Hayek eine Professur bekleidete. Erst nach Kriegsende 1945 konnte es unter dem Titel „Der Weg zur Knechtschaft" auch in Deutschland auf den Markt kommen.

[152] *Kennziffern der Wirtschaft in Ungarn. Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts in Milliarden Euro 1990–2017*. https://www.laenderdaten.info/Europa/Ungarn/wirtschaft.php (14. Januar 2019).

[153] *Ungarn: Inflationsentwicklung der letzten 36 Jahre im Vergleich zur Europäischen Union*. https://www.laenderdaten.info/Europa/Ungarn/Inflationsraten.php (14. Januar 2019).

[154] *Kennziffern der Wirtschaft in Ungarn. Arbeitslosenquoten in Prozent 1990–2017*. https://www.laenderdaten.info/Europa/Ungarn/wirtschaft.php (14. Januar 2019).

toinlandsprodukt gegenüber dem Vorjahr um 4,0 Prozent.[155] Damit lag es deutlich über dem EU-Durchschnitt von 2,4 Prozent.[156]

Ebenso orientiert sich die ungarische Geldpolitik zunehmend an wirtschaftsliberalen Prinzipien. Seit Aufgabe des *Bretton-Woods-Systems* im Jahr 1973 existieren in der *westlichen Welt* ausschließlich reine Papierwährungen ohne Golddeckung.[157] Dies trifft auch auf den heutigen Forint zu. Bis vor kurzem verfügte Ungarn im europäischen Vergleich über besonders geringe Goldreserven: Sie betrugen seit dem Jahr 1986 konstant 3,1 Tonnen. Doch in den beiden ersten Oktoberwochen des Jahres 2018 erwarb die Ungarische Nationalbank 28,4 Tonnen Gold, was einem Gesamtwert von rund 1 Milliarde Euro entsprach. Damit wurden die nationalen Goldreserven annähernd verzehnfacht. Diese Maßnahme ist ein wichtiger Schritt, um die ungarische Währung zu stärken und krisenfester zu machen. Sie könnte mittelfristig sogar in einer partiellen Golddeckung des Forint münden. Schon jetzt zeigen sich gewisse historische Analogien zu Bethlens Währungspolitik ab 1927, als die Bindung des Pengő an Gold für Preisstabilität und wirtschaftliches Wiedererstarken sorgte.[158]

Das verheerende Erbe einer Zentralverwaltungswirtschaft hat Ungarns Wirtschaft lange belastet. Die Überwindung einer über vierzigjährigen kommunistischen Periode ohne Unternehmertum, Privateigentum an Produktionsmitteln und Freihandel war eine Herkulesaufgabe. Die aktuellen volkswirtschaftlichen Daten sind überzeugend. Die Steigerung des realen Bruttoinlandsprodukts ist stärker als in den meisten vergleichbaren Ländern Europas. Insofern kann die *wirtschaftliche Aufholjagd* Ungarns als sehr erfolgreich bewertet werden. Eine konsequente Beibehaltung der marktwirtschaftlichen Prinzipien dürfte weiterhin für eine prosperierende ungarische Volkswirtschaft sorgen.

---

155 *Statistisches Bundesamt Deutschland*: Ungarn. Statistisches Länderprofil 12 (2018). https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/LaenderRegionen/Internationales/Staat/Profile/Laenderprofile/Ungarn.pdf?__blob=publicationFile (14. Januar 2019).

156 *Europäische Union & Euro-Zone*: Wachstum des realen Bruttoinlandsprodukts (BIP) 2007–2017. https://de.statista.com/statistik/daten/studie/156282/umfrage/entwicklung-des-bruttoinlandsprodukts-bip-in-der-eu-und-der-eurozone/ (14. Januar 2019).

157 Michael D. *Bordo*: The Bretton Woods International Monetary System. A Historical Overview. In: A Retrospective on the Bretton Woods System. Lessons for International Monetary Reform. Hgg. Michael D. Bordo, Barry Eichengreen. Chicago 1993, 3–108.

158 *Ungarische Nationalbank*: Pressemitteilung vom 16. Oktober 2018. https://www.mnb.hu/sajtoszoba/sajtokozlemenyek/2018-evi-sajtokozlemenyek/a-magyar-nemzeti-bank-tizszeresere-novelte-magyarorszag-aranytartalekat-ezzel-az-aranykeszlet-nagysagat-a-70-evvel-ezelotti-historikus-szintre-emelte (14. Januar 2019).

Ágnes Tóth, Budapest

Diplomatische Anstrengungen zur Freilassung internierter deutschstämmiger Kriegsgefangener (1951–1955)*

Die sowjetische Regierung veranlasste Ende 1950 die Repatriierung einer größeren Anzahl vorwiegend deutscher Kriegsgefangener, worüber auch die internationale Presse berichtete. Das Internationale Rote Kreuz und seine nationalen Organisationen in den einzelnen westlichen Ländern befragten die Heimkehrer mittels Fragebögen und Interviews. Auf diese Weise ergab sich ein ziemlich detailliertes Bild darüber, aus welchen Lagern wie viele Personen entlassen worden waren, was für Umstände dort geherrscht hatten beziehungsweise wo und wie viele Menschen noch gefangen waren. Die Sowjets teilten den Betroffenen auch das ungefähre Datum der Freilassung mit, und die Betroffenen informierten ihre Angehörigen brieflich.

Auch die Repatriierung der ungarndeutschen Männer war den Familienangehörigen bekannt. Die von vertriebenen Deutschen in Stuttgart herausgegebene Zeitung „Unsere Post" berichtete bereits in ihrer Ausgabe vom 1. Februar 1951 über die Anzahl der nach Ungarn entlassenen Kriegsgefangenen und ihre Übernahme durch die ungarischen Behörden in Nyíregyháza-Sóstó. Es hieß, dass man diejenigen, die in der ungarischen Armee Dienst geleistet hatten, sowie jene, deren Angehörige vertrieben worden waren, bald freilassen werde. Es gab zwar Informationen, wonach sie in Abschiebehäusern versammelt wurden, allerdings betrachtete man dies als vorübergehende Maßnahme. Zwei von den in Ungarn freigelassenen Personen schafften im Februar 1951 die Flucht in die Bundesrepublik Deutschland. Aus ihren Erzählungen und den herausgeschmuggelten Briefen wurde deutlich, dass die

* Der Aufsatz entstand im Rahmen des vom Nationalen Amt für Forschung, Entwicklung und Innovation (*Nemzeti Kutatási, Fejlesztési és Innovációs Hivatal*, Budapest) geförderten Projekts „Deutsche in Ungarn 1950–1990" (K 116209).

Mehrheit der deutschstämmigen Kriegsgefangenen nicht repatriiert werden sollte.[1]

Die Angehörigen der Kriegsgefangenen unternahmen ab Frühjahr 1951 sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik permanente Anstrengungen, um die Freilassung ihrer Familienmitglieder zu erreichen. Die Unterschiede in der Situation der beiden Gruppen machten jedoch ein unterschiedliches Auftreten möglich. Das Problem wurde auch in den ungarisch-ostdeutschen Beziehungen thematisiert.

Die Effizienz der Druckausübung seitens der in die DDR vertriebenen Ungarndeutschen wurde durch ihre geringe Zahl sowie die Tatsache gemindert, dass den aus verschiedenen Gegenden stammenden Gruppen von Heimatvertriebenen dort jede Art von Selbstorganisation untersagt war. Somit hatten sie mangels einer zentralen Organisation keine Gelegenheit für ein institutionalisiertes Auftreten. Die zumeist einzeln handelnden Antragsteller teilten in ihren Anträgen über die Personalien der gesuchten Personen hinaus auch Informationen über die Umstände der Gefangennahme, den Ort der Gefangenschaft in der Sowjetunion, die Quellen ihrer Kenntnisse bezüglich der Freilassung sowie den aktuellen Aufenthaltsort ihrer Angehörigen mit. Dabei schilderten sie in jedem Fall auch die Unhaltbarkeit ihrer eigenen Lage.

Elisabeth Bach wandte sich Ende Mai 1951 an die Diplomatische Mission der DDR in Budapest, um nach ihrem Ehemann zu suchen. In ihrem Antrag legte sie dar, dass sie im August 1947 mit ihren drei Kindern aus Felsőnána nach Zittau vertrieben worden sei. Ihr Mann sei im September 1944 zum deutschen Militärdienst eingezogen worden. Als die Front die Umgebung von Felsőnána erreicht hatte, sei er von der Truppe desertiert. Gegen Ende des Jahres sei er aus der Gemeinde als Zivilist in die Sowjetunion verschleppt worden. Sie habe im September 1950 die letzte Nachricht von ihm erhalten, wonach er schon bald entlassen werden sollte. Es sei anzunehmen, dass er bei seiner Rückkehr nach Ungarn verhaftet werde. Es sei unhaltbar, schrieb sie, dass eine Ehefrau mit drei Kindern sechs Jahre nach Kriegsende noch keinerlei Kenntnis vom Schicksal ihres Mannes habe.[2]

---

[1] Ausführlicher: *Rußlandheimkehrer nach Ungarn entlassen*. In: Unsere Post 1. Februar 1951, 1; *Mitteilung über unsere Heimkehrer*. In: Unsere Post 15. Februar 1951, 2; *Heimkehrer erzählen*. In: Unsere Post 1. März 1951, 4; *Unsere Heimkehrer in Ungarn*. In: Unsere Post 1. April 1951, 3.

[2] »Es geht doch nicht davon [!], daß eine Ehefrau mit ihren Kindern, 6 Jahre nach Kriegsschluss immer noch in Ungewissheit über das Schicksal ihres Gatten leben muss.« Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin. Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten

Eine ähnliche Argumentation findet sich bei Anna Sziebele, die 1948 ebenfalls nach Zittau vertrieben worden war. Ihr 1912 geborener Mann, Konrad Sziebele, war nach einigen Monaten im deutschen Kriegsdienst im Herbst 1944 nach Hause geflohen, wurde aber am 29. Dezember aus Baja zur Zwangsarbeit (*Malenki robot*) verschleppt. Er ließ seine Frau im Herbst 1950 in einem Brief aus dem Lager 7082/1 der Sowjetunion wissen, dass man ihn bald entlassen werde. Dass ihr Mann in Ungarn gefangen gehalten wurde, erfuhr die Frau von dessen Kameraden, die im Februar 1951 zu ihren Familien zurückkehren durften. Ihre Lage und die der Kinder sei sehr schwer, schrieb sie, und sie hätten nie irgendeine Hilfe bekommen.[3]

Für Stephan Heller aus Vaskút (geboren 1924) setzte sich sein Bruder ein, der auch politische Unterstützung in Anspruch nahm, um den Aufenthalt seines Bruders ausfindig zu machen. Franz Heller arbeitete als Bergmann und gleichzeitig als Betriebsparteisekretär in Auerbach. Sein Gesuch an das Außenministerium in Berlin wurde auf dem Amtsweg an die Budapester Mission weitergeleitet. Dabei wurden deren Mitarbeiter gebeten, den Fall mit besonderer Aufmerksamkeit zu bearbeiten.[4]

Es ist auffällig, dass die in die DDR Vertriebenen in ihren Anträgen vorsichtige Formulierungen bevorzugten, indem sie die Gefangenschaft ihrer Angehörigen nicht behaupteten, sondern lediglich annahmen und daher nicht ihre Freilassung beantragten, sondern darum ersuchten, ihren Verbleib zu ermitteln. Um die in Ungarn gebliebenen Verwandten und Bekannten zu schützen, achteten sie darauf, dass die von diesen erhaltenen Informationen nicht auf konkrete Personen als Quelle zurückgeführt werden konnten. Es zeigt eine Anpassung an die politischen Erwartungen, dass im Zusammenhang mit dem Militärdienst der Männer in jedem Fall die Wehrmacht und nie

---

[im Weiteren: PA AA]. Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der Deutschen Demokratischen Republik [im Weiteren: MfAA]. Repatriierung und Familienzusammenführung aus Ungarn in die DDR 1950–1951. A 7872, 358–359.

[3] PA AA MfAA A 7872, 344. Der Antrag auf Ermittlung des Aufenthaltes von Georg Schleier (geboren 1919) wurde von seiner Mutter an die Diplomatische Mission der DDR in Budapest gestellt. Sie begründete ihr Anliegen folgendermaßen: Ihr Sohn sei nach seiner Flucht aus dem Kriegsdienst als Zivilist zur Zwangsarbeit verschleppt worden. Sie selber sei 1947 nach Zittau vertrieben worden, die Gattin und die Kinder ihres Sohnes seien in Ungarn geblieben. Weder sie noch ihre Schwiegertochter hätten eine Stütze. Ihr Sohn habe sie in einem Brief vom Oktober 1950 benachrichtigt, dass er vor Weihnachten entlassen werden solle. Das bestätige auch eine Mitteilung der sowjetischen Nachrichtenagentur. Sie gehe davon aus, dass ihr Sohn zwar in Ungarn sei, aber keine Nachricht von sich geben dürfe. PA AA MfAA A 7872, 352–353.

[4] PA AA MfAA A 7872, 325. Weitere ähnliche Anträge: Ebenda, 303–309, 314–323, 348–349.

die SS als Angabe vorkommt. Um die Wirksamkeit ihres Einsatzes zu stärken, stimmten Antragsteller aus ein und derselben Gemeinde die Eingabe ihrer Anträge untereinander ab. Es ergab sich allerdings die Schwierigkeit, dass der ostdeutsche Staatsapparat den Aussagen der Familienangehörigen in den ersten Monaten keinen Glauben schenkte. Die Dutzenden Anträge, die vom Frühjahr 1951 bis zum Jahresende vorgelegt wurden, machten jedoch offensichtlich, dass es sich nicht um eine lediglich wenige Personen betreffende Angelegenheit handelte.

Das Außenministerium der DDR bezeichnete die Anträge der neun Frauen aus Zittau im Juli 1951 in einer Stellungnahme an die Budapester Mission als böswillig und feindlich gesinnt. Es wurde beanstandet, dass die Frauen ihre Anträge nicht nur dem Außenministerium, sondern auch dem Ministerpräsidenten und dem Staatspräsidenten zugeschickt hatten. Man erkannte zwar an, dass die Antragsteller Staatsbürgerinnen der DDR waren, denen geholfen werden musste. Gleichzeitig wurde aber die Mission angewiesen, vor der Prüfung der Aussagen keine Schritte gegenüber der ungarischen Seite zu unternehmen.[5]

Einige Wochen später, am 27. August, war es allerdings schon das Berliner Außenministerium selbst, das die Auslandsvertretung anwies, die Daten von 39 Personen mit einer mündlichen Note dem ungarischen Außenministerium zukommen zu lassen. Man verlangte von der ungarischen Seite Auskunft über den Verbleib der in der Liste genannten Personen sowie die Genehmigung ihrer Ausreise zu ihren Familien. Das ungarische Außenministerium reagierte erst nach mehrfachem Drängen, Monate später. Es bestritt zunächst, dass sich die aufgezählten Personen in Ungarn aufhalten würden, und gab als Nachweis an, dass sie in Ungarn nicht gemeldet seien.[6] Botschafter Stefan Heymann[7] wiederholte den Wunsch der Familienzusammenführung in seiner Besprechung mit dem stellvertretenden Außenminister Andor Berei am 21. November 1951. Berei argumentierte damit, dass die ehemaligen Kriegsgefangenen während der Nazizeit Straftaten begangen hätten, so dass »diese

---

5 PA AA MfAA A 7872, 345.

6 PA AA MfAA A 7872, 313, 328, 345; Ebenda, Familienzusammenführungen und Rückführungen zwischen der DDR und Ungarn 1951. A 9003, 5.

7 Stefan Heymann (1896–1967): ab 1945 Leiter der thüringischen Organisation der kommunistischen Partei; bekleidete auch in der SED verschiedene hohe Ämter. Von 1951 bis 1953 Leiter der Budapester Mission der DDR. http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/stefan-heymann (17. März 2020).

Personen bis zum Abschluss der Untersuchung in strenger Isolation bleiben«.[8] Gleichzeitig versprach Berei, Heymann über die Entscheidung unverzüglich zu informieren, sobald man sie getroffen habe.

Die ungarische Regierung stimmte erst beinahe ein halbes Jahr später, am 28. Januar 1951, der Ausreise von 44 Personen zu. Dabei wurde sogar darauf hingewiesen, dass man auch die Entlassung von weiteren Kriegsgefangenen – ausschließlich zu deren Angehörigen in der DDR – nicht verweigern würde. Nach langwierigen und alle Details umfassenden Abstimmungen der beiden Außenministerien verließ die 44-köpfige Gruppe am 5. März 1952 Ungarn und traf zwei Tage später in Bad Schandau ein. Die ungarische Seite versprach, die Arbeitsverdienste der Ausreisenden über die deutsche Notenbank auszuzahlen und für die Reisekosten bis zur ungarischen Staatsgrenze aufzukommen. Erfüllt wurde diese Zusage jedoch nur teilweise.[9]

Aus den Berichten der Entlassenen erfuhren die betroffenen Familien viel über die Lager und die dortigen Zustände, aber vor allem über die dort gefangen gehaltenen Personen. Die Genehmigung der Ausreise der Gruppe stellte außerdem einen Präzedenzfall dar und bekräftigte die Annahme, dass auch die Entlassung weiterer Gefangener durchgesetzt werden konnte. In den darauffolgenden Monaten stellten weitere 200 in die DDR vertriebenen Familien Anträge, in denen sie nicht mehr bloß das Auffinden, sondern die Freilassung ihrer Angehörigen forderten.

Nicht nur die in die Bundesrepublik Deutschland, sondern auch die in die DDR Vertriebenen nutzten die Kraft der Öffentlichkeit. Die Caritas Stuttgart forderte von Mátyás Rákosi, der sich zwischen dem 27. und 30. Oktober 1952 in Ostberlin aufhielt, in einem Telegramm die Freilassung der Kriegsgefangenen. Die Telegramme wurden auch an die Führung der DDR verschickt. Die dem Aufruf folgenden Privatpersonen ließen den Parteileitern über tausend dringende Signale zukommen. Über die Aktion, deren erhoffter Erfolg aus-

[8] PA AA MfAA Entwicklung der Beziehungen zwischen der DDR und Ungarn auf den verschiedensten Gebieten sowie Gespräche Botschafter Heymann mit CD 1950–1951. A 8999.

[9] PA AA MfAA A 7872, 260–262, 266, 271–283, 286–299. Das ungarische Außenministerium überwies erst Monate später wesentlich geringere Summen als ursprünglich vereinbart, so dass die Ausreisenden ihren Verdienst nie erhielten. Zur Begründung hieß es, dass die Reisekosten der Gruppe bis an die ungarische Grenze von dem Geld bezahlt worden seien. Die deutsche Seite hielt den zurückbehaltenen Betrag für viel zu hoch. Der Abrechnungsstreit stand noch in der Besprechung vom 4. Februar 1953 auf der Tagesordnung. PA AA MfAA Aktenvermerke über Gespräche zwischen Mitarbeitern der Diplomatischen Mission der DDR in Budapest mit Mitarbeitern der ungarischen MfAA über außen-, wirtschafts-, kulturpolitische und konsularische Fragen und Probleme 1952–1953. A 9024, 123–124.

blieb, berichtete auch die westdeutsche Presse ausführlich. Außerdem sah sich auch die Regierung der DDR zu einer größeren Aktivität aufgefordert.[10]

Botschafter Stefan Heymann schlug am 19. Dezember 1952 in seinem Gespräch mit Andor Berei einen entschlossenen Ton an. Er führte aus, dass die Berichte der im Frühjahr ausgereisten Personen im Kreise der ungarndeutschen Familien große Unruhe ausgelöst hätten. Er hob hervor, dass diese Familien sich bereits eingegliedert hätten und sehr gute Arbeitskräfte seien, die Unsicherheit beeinflusse sie jedoch negativ. Dies sei umso mehr der Fall, als der stellvertretende Ministerpräsident Heinrich Rau[11] kurz davor bekanntgegeben habe, dass die Sowjetunion alle Kriegsgefangenen in die DDR entlassen hatte. Heymann erinnerte daran, dass die Mission der ungarischen Seite bereits vor Monaten eine Liste mit den Namen jener 221 Personen übergeben habe, deren Entlassung zwecks Ausreise verlangt werde. Er beanstandete die ausbleibende Antwort und bat Berei, ihn innerhalb kürzester Zeit zu informieren, wer ausreisen dürfe und wer nicht. Bei Letzteren werde auch eine Begründung erwartet. Berei argumentierte, dass die Gefangenen Kriegsverbrecher seien. Darauf erwiderte Heymann, dass die Deutsche Demokratische Republik alle Kriegsgefangenen deutscher Nationalität, deren Angehörige in der DDR leben, übernehmen werde. Einige Tage später versprach Berei für die erste Januar-Hälfte 1953 die Entlassung von zwanzig deutschstämmigen ehemaligen Kriegsgefangenen, die sich nicht mehr in einem Lager aufhielten. Bezüglich der übrigen Gefangenen bat er um Geduld, bis die Untersuchungen abgeschlossen seien.[12]

Die Forderung der DDR wurde am 21. Januar 1953 auch im Sekretariat der Zentralleitung der Partei der Ungarischen Werktätigen (*Magyar Dolgozók Pártja*, MDP) behandelt. Im Sinne der 1950 abgeschlossenen Grundsatzvereinbarung, wonach die beiden Staaten die Zusammenführung von getrenn-

---

10 PA AA MfAA Familienzusammenführungen zwischen der DDR und Ungarn 1950–1952. A 15411, 46. Vgl. *Ein vorweihnachtlicher Schritt im Interesse unserer Kriegsgefangenen*. In: Unsere Post 7. Dezember 1952, 5.

11 Henrich Rau (1899–1961): Schlosser, zwischen 1950–1961 stellvertretender Ministerpräsident. https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/heinrich-rau?ID=2766 (17. März 2020).

12 Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest [im Weiteren: MNL OL]. Külügyminisztérium, Berlini Nagykövetség, TÜK iratok 1948–1960. XIX–J–34–a/5/szig.biz/1953, 6/szig.biz/1953, 11/szig.biz/1953. Heymanns Berichte über seine Gespräche mit Berei: PA AA Diplomatische Mission Budapest 1950–1953, Vermerke über Visiten und Unterredungen. A 15332, 40–41, 46–47, 50. Die von Berei zugesagte Entlassung der betreffenden Personen wurde nicht umgesetzt.

ten, heimatvertriebenen Familien gegenseitig vorantreiben wollten, sprach sich das Gremium für die Erfüllung der Forderung aus.[13] Auf wiederholtes Drängen der deutschen Seite teilte Berei Heymann Mitte Februar mit, dass die Regierung der Entlassung der ehemaligen Kriegsgefangenen zustimmen würde. Er signalisierte, dass ihre Erfassung bereits im Gange sei, wobei jedoch »ziemlich große technische Schwierigkeiten zu überwinden sind, [so dass] man zur Abwicklung eine gewisse Zeit braucht«.[14]

Die Frage der Entlassung deutschstämmiger Kriegsgefangener zwecks Ausreise kam in den nächsten Monaten in allen diplomatischen Verhandlungen der beiden Staaten zur Sprache. Die ungarische Seite gab sich Mühe, die Angelegenheit unter verschiedenen Vorwänden hinauszuzögern: Man habe die betreffenden Personen noch nicht identifizieren können, die Einreisevisa seien noch nicht erteilt worden, der Transport bereite technische Schwierigkeiten. Schließlich kamen die deutschstämmigen ehemaligen Kriegsgefangenen, deren Familien in der DDR lebten, am 18. Juni 1953 in Bischofswerda an. Von der Gruppe reisten neun Personen zu ihren Verwandten in die Bundesrepublik Deutschland weiter. Im Zuge der Auflösung der Internierungslager im Herbst bat das ostdeutsche Außenministerium darum, die Übersiedlung von weiteren 15 Personen in die DDR zu genehmigen. Laut Mitteilung der ungarischen Seite wollten aber diese Personen nicht in die DDR, sondern zu ihren Angehörigen in die Bundesrepublik ausreisen.[15]

Es entfaltete sich erneut eine langwierige, bis zum Jahresende andauernde Diskussion über die Auszahlung der während der Internierung verdienten Löhne an die Entlassenen. Wie im Vorjahr verpflichtete sich die ungarische Regierung auch diesmal, die Verdienste der einzelnen Personen nach Abzug der Fahrtkosten an die deutsche Notenbank zu überweisen. Dieses Versprechen wurde jedoch nicht beziehungsweise erst mit mehrmonatiger Verspätung erfüllt. Die Entlassenen intervenierten sowohl beim Außenministerium der DDR als auch bei den ungarischen Behörden wegen der ihnen rechtmäßig zustehenden Beträge. So bat Adam Szeder in seinem Schreiben an Ministerpräsident Otto Grotewohl vom Ende Oktober 1953 um dessen Intervention, weil er die in den vergangenen drei Jahren in Ungarn verdienten 2.463 unga-

---

[13] MNL OL Magyar Dolgozók Pártja központi szervei. Titkárság iratai 1948–1956. M–KS 276. f. 54. cs. 227. ö. e. 63 und XIX–J–34–a 42/szig.biz/1953.

[14] MNL OL XIX–J–34–a 42/szig.biz/1953.

[15] PA AA MfAA A 15332, 95; Állambiztonsági Szolgálatok Történeti Levéltára, Budapest. Állambiztonsági munkához készült háttéranyagok (A-anyagok) (1910)–1945–1990 (1995)–1953. évi jelentések különböző internáló táborokból. 4. 1. A 505/87. 56.

rischen Forint nicht erhalten habe, obwohl man ihm eine Überweisung binnen zwei Wochen versprochen hatte.[16]

Unter den Kriegsgefangenen, die 1955/1956 aus der Sowjetunion nach Ungarn entlassen wurden, gab es ebenfalls einige Deutschstämmige, aber nur die Angehörigen von zwei Betroffenen lebten in der DDR. Das ungarische Außenministerium informierte die ostdeutschen Partner ausführlich über die Übergabe der Gruppe beziehungsweise die Genehmigung der Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland.[17]

Die überwiegende Mehrheit der in die Bundesrepublik vertriebenen etwa 170.000 Ungarndeutschen kam nach Baden-Württemberg, kleinere Gruppen gelangten nach Hessen und Bayern. Die Militärbehörden der westlichen Besatzungsmächte genehmigten die Gründung von Parteien, Organisationen und Bewegungen bis 1948 nur auf Zonenebene. Eine Selbstorganisierung von aus verschiedenen Staaten geflüchteten, ausgesiedelten oder vertriebenen deutschen Gemeinschaften je nach Herkunftsort wurde ebenfalls nicht unterstützt. Die Besatzungsmächte befürchteten, dass solche Organisationen die wirtschaftliche und politische Isolation der Flüchtlinge stärken und, sobald sie zu selbständigen politischen Faktoren würden, mit ihren Forderungen – etwa der permanent auf der Tagesordnung stehenden Rückkehr in die Heimat – den europäischen Status quo gefährden könnten. In den ersten Jahren durften nur kirchliche Hilfsorganisationen gegründet werden, die bei der Sicherstellung der grundlegenden Lebensbedingungen der Vertriebenen Hilfe leisteten.[18]

---

[16] Zur einschlägigen Korrespondenz zwischen der DDR und dem ungarischen Außenministerium: Bundesarchiv, Berlin. Ministerium des Innern 1945–1990. Verhandlung über die Frage der Familienzusammenführung von in Ungarn befindlichen Deutschen. DO1 15802; PA AA MfAA A 9024.

[17] PA AA MfAA Informationsberichte der Diplomatischen Mission der DDR in Budapest 1955. A 4564, 210–211; Ebenda, Namentliche Aufstellung deutscher faschistischer Kriegsverbrecher, die während des 2. Weltkrieges in Ungarn eingesetzt waren. A 15284; MNL OL Külügyminisztérium, Német Szövetségi Köztársaság. TÜK iratok 1945–1964. XIX–J–1–j–NSZK 72, 006951/1956.

[18] Zur ersten Etappe der Eingliederung der aus Ungarn vertriebenen Deutschen siehe ausführlicher: János *Mayer*: „Ennek az idegen földnek kell hazánknak lennie…" Az elűzött északbácskai németek beilleszkedési problémái Nyugat-Németországban. In: Forrás 47 (2015) 7–8, 18–43; Michael *Prosser-Schell*: Az elűzött magyarországi németek megérkezésének és integrációjának néhány aspektusa Észak-Badenben és Délnyugat-Németországban 1945–1946 után. In: Pro Minoritate 2016/Nyár, 5–18; Csilla *Schell*: „…aber wenn man sich Deutsch bekennt darf man nicht mehr nachhause wenn es einmal so weit kommt / …de ha az ember németnek vallja magát, akkor nem mehet majd haza, ha arra kerül sor". Adatok

Am Ende der 1940er Jahre entstanden die je nach Herkunftsgebiet gegliederten Organisationen der Flüchtlinge, die *Landsmannschaften*. Die Vertriebenen aus Ungarn errichteten 1949 mehrere Landesorganisationen mit der Bezeichnung *Landsmannschaft der Ungarndeutschen*, aber der rechtliche Rahmen für eine Kooperation auf Bundesebene wurde erst 1955 geschaffen. Der Hauptschauplatz der Aktivitäten der Landsmannschaft der Ungarndeutschen blieb nach wie vor Baden-Württemberg.[19]

Die gegen Ende der 1940er Jahre gegründeten Landsmannschaften hielten die Hoffnung auf Heimkehr zwar mit unterschiedlicher Intensität, aber immerhin noch jahrelang wach, im Mittelspunkt ihrer Tätigkeit standen allerdings mit der Eingliederung der Gemeinschaft zusammenhängende aktuelle Aufgaben. Die von Ludwig Leber[20] geleitete Landsmannschaft der Ungarndeutschen wurde sowohl von der US-amerikanischen Militärbehörde als auch von deutschen Verwaltungsämtern verschiedener Ebenen als Verhandlungspartner anerkannt. Leber hatte nicht nur die Unterstützung der Gemeinschaft, sondern als Abgeordneter des Landtages von Baden-Württemberg auch die der Parteien. Bei seinem Einsatz für die Befreiung der in Ungarn inhaftierten ehemaligen Kriegsgefangenen brauchte er beides.

Die Leitung der Landsmannschaft und die verschiedenen deutschen Ministerien hatten erstaunlich genaue Informationen über die Umstände, unter denen die ehemaligen Kriegsgefangenen an der Ausreise gehindert wurden. Die Desinformationen, welche das ungarische Amt für Staatssicherheit (*Államvédelmi Hatóság*, ÁVH) unter den Gefangenen verbreitete, wonach der ungarische Staat bereits Verhandlungen in ihrem Interesse aufgenommen habe, aber weder die Behörden der Besatzungsmächte noch Deutschland zu ihrer Aufnahme bereit seien, verursachten gewisse Unsicherheiten. Infolge dieser Nachrichten kam es im Frühjahr 1951 zu einem regen Briefwechsel

---

egy Württembergbe kiűzött budaörsi család integrációjához magánleveleik tükrében. In: Pro Minoritate 2016/Nyár, 19–46.

19 Die Geschichte der Landsmannschaft der Ungarndeutschen ist noch nicht umfassend bearbeitet worden. Zur Tätigkeit der Organisation: http://www.ldu-online.de; Andreas *Schmidt-Schweizer*: Das Verhältnis zwischen dem kommunistischen ungarischen Staat und der bundesdeutschen Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn (1951–1989/90). In: Minderheiten und Mehrheiten im Donau-Karpatenraum. Hgg. Meinolf Arens, Klaus Rettel. Berlin 2012, 468–483.

20 Ludwig Leber (1903–1974): Jurist, Politiker. Gründer der Heimatzeitung „Unsere Post" (1946), Gründer (1949) und Leiter der Landsmannschaft der Ungarndeutschen. 18 Jahre lang CDU-Landtagsabgeordneter in Baden-Württemberg. Anton *Treszl*: Wer ist wer? Erstes ungarndeutsches Biographielexikon. Grünstadt 1993, 93–94.

zwischen dem Bundeskanzleramt in Bonn, verschiedenen Ministerien, der Alliierten Hohen Kommission und Ludwig Leber. Es musste vor allem geklärt werden, ob ungarische Behörden oder Personen die Hohe Kommission der Siegermächte in Budapest kontaktiert hatten, und ob das Permit Office die Erteilung von Einreisegenehmigungen nach Deutschland tatsächlich abgewiesen hatte.

Der Ökonom Joseph E. Slater (1922–2002), Generalsekretär der Alliierten Hohen Kommission für Deutschland,[21] hielt in seiner Antwort an das Bonner Bundeskanzleramt vom 7. Mai 1951 fest, dass nur elf Personen von den ehemaligen Kriegsgefangenen ein Einreisevisum nach Deutschland beantragt, die Genehmigung bekommen und das Land vermutlich bereits verlassen hätten. Diese Personen dürften aus der Gruppe jener Gefangenen stammen, die man nach ihrer Ankunft in Ungarn zu ihren Angehörigen hätte ausreisen lassen wollen. Slater betonte, dass kein ungarisches Staatsorgan Verhandlungen mit der Hohen Kommission eingeleitet habe. Die Gefangenen in der Kaserne in der Mosonyi-Straße hätten keine Ämter kontaktieren dürfen. Er versprach, das Bundeskanzleramt zu informieren, falls die Budapester US-Botschaft neue Informationen erfahren sollte.[22]

Ludwig Leber wandte sich ebenfalls an die Alliierte Hohe Kommission. In seinem Brief vom 10. März 1951 an deren Leiter, John McCloy,[23] fasste er einerseits die verfügbaren Informationen zusammen, andererseits betonte er, dass ihm die Gründe für das weitere Festhalten dieser Personen nicht bekannt seien. Er ersuchte den Hohen Kommissar, sich über die Budapester Vertretung für die Entlassung der ehemaligen Kriegsgefangenen einzusetzen.[24]

Parallel dazu kontaktierte die ungarndeutsche Abteilung der Caritas-Flüchtlingshilfe unmittelbar Hauptmann J. C. Paillet, Leiter des Budapester Permit Office, mit der Bitte, dass es den Angehörigen ermöglicht werden

---

[21] Paul *Lewis*: J. E. Slater, 80, U. S. Aide in Postwar Germany. In: The New York Times 27. November 2002. http://www.nytimes.com/2002/11/27/obituaries/27SLAT.html (17. März 2020).

[22] Slater an Bundeskanzleramt. Bonn, 7. Mai 1951. PA AA Auswärtiges Amt der Bundesrepublik Deutschland. Politische Abteilung [im Weiteren: B 10]. Rückführung der Kriegsgefangenen – Ungarn. I: 1950–1957. 2055, 514–01–77, AGSEC (51) 778/Pol. Der Briefwechsel: B 10 2055, 514–01–77/2069/51; 514–01–77, II/2069/51; 514–01–77, II/5322/51; 514–01–77, II/2069/51.

[23] John McCloy (1895–1989): Rechtsanwalt, Bankier, Politiker, vom 2. September 1949 bis 1. August 1952 Leiter der Alliierten Hohen Kommission für Deutschland. John *Simkin*: John McCloy. In: Spartacus Educational. http://spartacus-educational.com/USAmccloyJ.htm (17. März 2020).

[24] McCoy bat in seiner Antwort vom 18. März 1951 um Geduld, um weitere Informationen einzuziehen. *Hochkommission antwortet Dr. Leber*. In: Unsere Post 15. April 1951, 2.

solle, die Zuzugsgenehmigungen ihrer Familienmitglieder für Deutschland direkt an das Budapester Office zu schicken. Das Permit Office erklärte sich zwar bereit, die Dokumente zu empfangen, aber es betonte in seiner Antwort, dass es sich lediglich für die Personen einsetzen könne, die persönlich im Office vorsprächen. Bis Sommer 1951 wurden 96 Anträge gestellt. Das Office antwortete jedoch allen Antragstellern: »Leider sind wir nicht in der Lage, Ihre Fragen beantworten zu können, weil die ungarischen Behörden erklärt haben, daß ihnen die Anwesenheit einer Gruppe von Kriegsgefangenen in Ungarn, an welcher Sie interessiert sind, nicht bekannt ist.«[25]

Nachdem die Budapester Stelle der Alliierten Hohen Kommission keinen Erfolg hatte, suchte Ludwig Leber nach weiteren Möglichkeiten, um auf die ungarische Regierung Druck auszuüben. Er interpretierte das Festhalten von Männern ungarndeutscher Nationalität als Komponente der für die deutsche Gesellschaft sensiblen Kriegsgefangenenfrage und wandte sich an die Öffentlichkeit, um Unterstützung zu erhalten. Leber ersuchte den Landtag von Baden-Württemberg um einen Beschluss, in dem festgehalten werden sollte, dass die Regierung, die Besatzungsmächte und die deutschen Behörden bereit seien, für die Entlassung der in Ungarn zurückgehaltenen deutschen Männer alles zu unternehmen. Lebers sehr wirkungsvolle Ansprache fand am 20. Juni 1951 statt. Damit erreichte er sein ursprüngliches Ziel, die breite Öffentlichkeit zu informieren und deren Unterstützung zu erlangen.[26]

J. C. Paillet, Leiter des Budapester Permit Office, verhandelte im Herbst 1951 mehrmals mit Mitarbeitern des ungarischen Außenministeriums. Er übergab die Namensliste der von den Familienangehörigen gesuchten ehemaligen Kriegsgefangenen und bat für sie um Ausreisegenehmigung. Die Angestellten des ungarischen Außenministeriums bestritten nicht, dass die genannten Personen Ende 1950 in Ungarn eingetroffen waren, aber sie

---

[25] *Zuzugsgenehmigung für Heimkehrer*. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 10. Vgl. *Heimkehrer Briefe aus Ungarn sowie Antwort aus Budapest in Heimkehrerfragen*. In: Unsere Post 24. Juni 1951, 3.

[26] *Appell an das Weltgewissen*. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 6, 10; *Abg. Dr. Leber appelliert an Weltgewissen*. In: Unsere Post 8. Juli 1951, 3. Im Namen der Regierung antwortete Innenminister Ulrich. Er versprach, dass sich sowohl die Landes- als auch die Bundesregierung für die Freilassung der betroffenen Personen einsetzen würden, und er sagte auch finanzielle Hilfe zu (*Innenminister verspricht Unterstützung*. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 11). Weil es bis Ende Herbst keine Fortschritte gab, bat Ludwig Leber in einem Brief Eugen Gerstenmaier, den Leiter des Auswärtigen Ausschusses des Bundestags, McCloy und mehrere Vertreter der Westmächte am 24. November 1951, die Angelegenheit vor die Organisation der Vereinten Nationen (UNO) zu bringen. PA AA B 10 2055, 1223/52.

verweigerten jedes Mal mit jeweils unterschiedlichen Argumenten die Erfüllung der Bitte und die Vorlage konkreter Informationen. Sie behaupteten, die gesuchten Personen hätten sich bereits landesweit zerstreut, um sich »an der Umsetzung nationalwirtschaftlicher Ziele«[27] (sic!) zu beteiligen. Ihre Identifizierung würde also mehrere Monate in Anspruch nehmen. Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Zurückhaltung der ehemaligen Kriegsgefangenen damit begründet, dass die Ausreise von ungarischen Staatsbürgern, die – angeregt von der anlässlich des fünften Jahrestages der Befreiung verkündeten Amnestieverordnung – heimkehren wollten, auch von Deutschland nicht bewilligt werde. Man bat die Hohe Kommission auch darum, der Ausreise zweier ungarischer Staatsbürger nach Triest zuzustimmen, die im Kreise der ungarischen Dissidenten für eine Heimkehr nach Ungarn werben könnten.[28]

J. C. Paillet betonte in einem Bericht, der sowohl der Alliierten Hohen Kommission als auch dem Kanzleramt zugeschickt wurde, dass er kaum Informationen über die genaue Lage der Lager und die Lagerumstände habe, weil für die Lager ein generelles Besuchsverbot gelte. Er schlug vor, das Ausreiseersuchen der ungarischen Beamten nach Triest zu erfüllen. Die deutsche Regierung solle erklären, dass sie eine Rücksiedlung der auf deutschem Gebiet lebenden ungarischen Staatsbürger in keiner Weise verhindern wolle, soweit sie aus freiem Willen der betroffenen Personen erfolge. Im Gegenzug solle die deutsche Regierung verlangen, dass einer Delegation ein Besuch in den Lagern ermöglicht werde, in denen Männer deutscher Nationalität gefangen gehalten würden. Allerdings sah J. C. Paillet selbst wenig Chance für die Umsetzung des Vorschlags.[29]

Wegen des ausbleibenden Erfolgs wandte sich Ludwig Leber im Januar 1952 an Bundeskanzler Konrad Adenauer, der damals auch den Posten des Außenministers der Bundesrepublik innehatte. Leber fasste in seinem Schreiben Informationen bezüglich der Lage der Gefangenen und der bisherigen erfolglosen Anstrengungen zusammen. Das Außenministerium konnte in seiner Antwort vom 18. März 1952 lediglich betonen, dass die Bundesregierung über die amerikanische Botschaft in Budapest alles unternehme, um diese Menschen aufzufinden und zu befreien.[30]

---

[27] PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/10686/51.

[28] Ebenda.

[29] PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/10686/50; 514–01–77, II/11075/51.

[30] Ludwig Leber an Bundeskanzler Konrad Adenauer. Stuttgart, 12. Januar 1952. PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/1558/52; *Was wird mit unseren Heimkehrern?* In: Unsere Post 20. Januar 1952, 3.

Ein Grund für eine gewisse Zuversicht bestand in der Tatsache, dass die ungarische Regierung Anfang März 1952 44 Personen zu Angehörigen in die DDR ausreisen ließ. Die Mitarbeiter des Evangelischen Hilfswerks, das neben der Caritas eine bestimmende Rolle in der Flüchtlingsbetreuung spielte, erfuhren von den in Bischofswerda angekommenen Personen weitere Informationen. Bischof Theodor Heckel[31] informierte das Bundeskanzleramt am 26. Mai 1952 in einem ausführlichen Bericht über die in Rumänien und Ungarn nach wie vor gefangen gehaltenen ehemaligen Kriegsgefangenen:

»Die Verhältnisse in diesen weiteren Lagern wurden uns wie folgt geschildert: Die Gefangenen wurden zum Bau eines Wasserkraftwerkes herangezogen. Die Bewachung im Lager sowie auf der Baustelle ist sehr streng. Völlige Isolierung von der Außenwelt bei schwersten Arbeitsbedingungen. Die Facharbeiter sind in ihren Berufen eingesetzt, der größte Teil jedoch als Handlanger bei Maurerarbeiten beschäftigt, Antreiber-Normensystem wie in den ersten Jahren der russischen Gefangenschaft. Alle leitenden Posten von Juden besetzt. Der An- und Abtransport zur Arbeitsstelle geschieht per Lastauto. Der monatliche Verdienst liegt zwischen 400 und 600 Frt. Ausgezahlt werden jedoch nur 60 bis 120 Frt., der Rest wird von der Lagerleitung für Verpflegung usw. einbehalten. Für den ausbezahlten Betrag können sich die Gefangen lediglich Zigaretten oder Süßigkeiten kaufen. Die Verpflegung ist erträglich. Es gibt 400 gr. Brot pro Tag, mittags Kartoffelsuppe, Hülsenfrüchte oder Kascha, zwei- bis dreimal wöchentlich Fleisch.

Die Behandlung ist schlecht. Sprechverbot außerhalb der Schlafräume, Schläge sind an der Tagesordnung. Einzelne Gefangene dürfen die Unterkünfte nicht allein verlassen.

Bekleidung: Bei Eintreffen im Lager wurde den Gefangenen die verhältnismäßig gute russische Steppbekleidung abgenommen. Als Ersatz erhielten sie Sträflingsanzüge, die mit einem großen roten Streifen gekennzeichnet sind.

Die Stimmung in den Lagern ist gedrückt und niedergeschlagen. Trotzdem haben die Zurückgehaltenen Hoffnung, dass auf Druck von Außen ihre Freilassung erfolgen wird.«[32]

---

[31] Theodor Heckel (1894–1967): protestantischer Theologe und Bischof, zwischen 1934–1945 Leiter des Auswärtigen Amtes der Deutschen Evangelischen Kirche, 1939 Gründer, später Leiter der Hilfsorganisation Freies Evangelisches Hilfswerk für die Internierten und Kriegsgefangenen. https://www.hdbg.eu/biografien/detail/dr-theodor-heckel/8511 (23. März 2020).

[32] PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/7355/52. Über die Umstände der Heimkehr und der Zuweisung in einzelne Lager wurde Folgendes mitgeteilt: Die am 3. Dezember 1950 in Ungarn

Die staatlichen und karitativen deutschen Organisationen konnten jedoch bis Herbst 1952 keinerlei Ergebnisse erzielen. Ludwig Leber und seine Mitarbeiter reagierten auf den Misserfolg mit der Intensivierung ihrer Aktivitäten. Primär ging es ihnen offensichtlich darum, die Hoffnung der betroffenen Familien wach zu halten. Andererseits machten sie die deutsche Gesellschaft und die verschiedenen Ämter und Behörden mit ihren öffentlichen Aktionen immer wieder auf das ungelöste Problem aufmerksam. Am 26. Oktober 1952 organisierten sie in Stuttgart eine Demonstration, auf der sie ein Manifest annahmen, das sie zahlreichen Organisationen und Ämtern zuschickten, die ihre Hilfsbereitschaft bekräftigten.[33]

Ludwig Leber kannte auch die Details der Aktion, bei der in die DDR Vertriebene Hunderte von Briefen und Telegrammen an Mátyás Rákosi schickten – der kommunistische Ministerpräsident Ungarns weilte zu Besuch in Ostberlin – und darin die Freilassung ihrer in Ungarn gefangenen Angehörigen forderten. Auch Leber selbst wandte sich am 3. Dezember 1952 an Mátyás Rákosi. In seinem Schreiben berief er sich auf das bevorstehende Weihnachtsfest, das jedem Menschen zustehende Fest des Friedens und der Familie, sowie auf humanitäre Aspekte, und verlangte die Freilassung der Gefangenen. Leber schickte den Brief auch dem DDR-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl zu. Obwohl das Außenministerium der DDR damals schon selbst die Freilassung der ehemaligen Kriegsgefangenen vorantrieb, betonte Ministerpräsident Grotewohl in seiner Antwort die Schuld der Gefangenen: »Die von Ihnen als arme, unschuldige Familienväter und Söhne bezeichneten Personen sind ehemalige Angehörige der Waffen-SS und andere Kriegsverbrecher, die für ihre in den von der Hitlerbande überfallenen Ländern verübten unmenschlichen Grausamkeiten und Gewalttaten mit Recht bestraft

angekommenen Personen waren zuvor in den Lagern Nr. 7062 und 7082 sowie in den Lagern Nr. 7159, 3986 und 7168 in Minsk gefangen gehalten worden. Sie wurden am 4. Dezember 1950 aus dem Sammellager Nyíregyháza-Sóstó nach Budapest in die Kasernen in der Mosonyi- beziehungsweise Károlyi-Straße sowie ins Abschiebehaus gebracht. Zwischen dem 22. Februar und 30. März 1951 wurden diejenigen freigelassen, die erklärten, dass sie bereit seien, in Ungarn zu bleiben, beziehungsweise die nicht im deutschen Militär gedient hatten. Diese Personen wurden permanent überwacht, aber einigen gelang die Flucht nach Westdeutschland. Manche wurden erneut gefangen genommen und in den Bergbaubezirk Tatabánya gebracht. Im April 1951 wurden die Deutschstämmigen nach Tiszalök oder Kazincbarcika transportiert. PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/7355/52. Siehe auch: *Nachrichten über unsere Heimkehrer*. In: Unsere Post 27. April 1952, 1.

[33] Dr. Matthias *Annabring*: Drei Jahre. Kampf um die Freiheit unserer Kriegsgefangenen. Dokumente landsmannschaftlicher Solidarität. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 9–13, hier 11.

worden sind, und die ihre Strafe nach den geltenden Gesetzen abzubüßen haben.«[34]

Als eine weitere Möglichkeit, Druck auf die ungarische Regierung auszuüben, boten sich die Ende 1952 aufgenommenen Handelsverhandlungen an. Die Landsmannschaften und das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte baten die deutsche Seite die Bonner Regierung, die Vereinbarung von der Zustimmung zur Ausreise der deutschstämmigen ehemaligen Kriegsgefangenen beziehungsweise der Familienzusammenführung abhängig zu machen. Dies verweigerte das Bonner Wirtschaftsministerium mit dem Argument, dass es für eine Einigung ohnehin sehr wenig Chancen gebe, zumal die Bundesrepublik die früher zugesagten Quoten nicht erfüllt habe und die Gespräche nicht mit politischen Themen belastet werden dürften. Es wurde also strikt abgelehnt, dass die deutsche Regierungsdelegation das Anliegen der ehemaligen Kriegsgefangenen während der Verhandlungen ansprach. Das Ministerium für Vertriebene erklärte hingegen, dass sich die im Wirtschaftsbereich tätigen Kollegen über das Gewicht der angesprochenen Problematik nicht im Klaren seien. Nach zweimonatigem Zureden versprach schließlich das Wirtschaftsministerium in seinem Brief vom 29. November 1952, in den Verhandlungen zumindest den Wunsch der Einzelantragsteller nach Familienzusammenführung zur Sprache einzubringen. Es vertrat allerdings die Meinung, diese Bemühungen könnten nur dann zum Erfolg führen, wenn die Landsmannschaften auf die öffentliche Thematisierung des Problems verzichteten.[35]

Nach den Dokumentationen des Deutschen Roten Kreuzes und verschiedener deutscher Ämter und Behörden warteten damals in Ungarn 2.255 deutschstämmige Personen auf ihre Ausreise zu ihren Familienangehörigen, unter ihnen 115 minderjährige Kinder, deren Eltern in der Bundesrepublik Deutschland lebten. Weitere 191 Personen wollten zu ihren Ehepartnern, 1.949 Personen zu ihren hilfsbedürftigen Eltern ausreisen. In einem geringeren Teil der Fälle ging es um Familienzusammenführung in weiterem Sinne.[36]

---

[34] Grotewohl an Leber, ohne Ort und Datum zitiert von *Annabring*: Drei Jahre, 13. Der vollständige Wortlaut des Briefes von Leber an Rákosi in: *Unsere Post* 7. Dezember 1952, 5.

[35] PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/16130/1952; 514–01–77, II/16 717/52.

[36] PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/16252/1952; 514–01–77, II/16 253/52. Der Verband der Landsmannschaften protestierte gegen den Wunsch und betonte, dass die repatriierten Deutschen den Standpunkt der Regierung nicht akzeptierten, weil man nicht einmal ihre grundlegendsten Menschenrechte beachtete. PA AA B 10 2055, 514–01–77, II/16717/52.

Ludwig Leber hielt sich nicht an den Wunsch der Ministerialbeamten. Im Zusammenhang mit dem Handelsvertrag wandte er sich am 4. März 1953 zunächst schriftlich an das Baden-Württemberger Parlament, und Monate später, am 26. Oktober, wiederholte er seine Argumente auch mündlich. In seiner Ansprache forderte er erneut, die Bundesregierung solle den Abschluss des Abkommens von der Freilassung der Kriegsgefangenen abhängig machen. Er wies auch darauf hin, dass es in den Dörfern Ungarns kaum Lebensmittel gebe, während der Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten nach Deutschland die Lebensumstände des ruinierten ungarischen Bauerntums weiter verschlechtere. Nach langer Diskussion stimmte das Baden-Württemberger Parlament Lebers Beschlussantrag zu, wonach die Bundesregierung den Abschluss eines Handelsabkommens mit Ungarn von der Freilassung der deutschstämmigen Kriegsgefangenen abhängig machen solle.[37]

Der ungarische Regierungswechsel im Juni 1953, die Ankündigung der endgültigen Auflösung der Internierungslager bis Ende Oktober sowie die Tatsache, dass am 18. Juni weitere 254 Personen aus Tiszalök in Bischofswerda eintrafen, weckte auch bei den in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Angehörigen die Hoffnung auf weitere Entlassungen. Trotz der Zusage trafen jedoch keine weiteren Transporte ein. Es war auch für Ludwig Leber eine Überraschung, dass er den Imre Nagy am 20. August 1953 per Telefon erreichen konnte. Der ungarische Regierungschef bekräftigte, dass die Sache der ehemaligen Kriegsgefangenen bis Ende Oktober geregelt werde.[38]

Im Ergebnis der langjährigen Anstrengungen kamen die in Tiszalök festgehaltenen Kriegsgefangenen deutscher Nationalität zwischen dem 24. Oktober und 4. Dezember 1953 in sechs Gruppen in der Bundesrepublik an. Für den ersten Transport wurden vor allem Familienväter und ältere Männer ausgewählt. Die einzelnen Gruppen trafen auf der Route Hegyeshalom – Bruck an der Leitha – Wien – Linz in Piding ein. Ihr Empfang verlief in jedem Fall nach dem gleichen Drehbuch. In Linz wurden die Ankömmlinge von hochrangigen österreichischen und deutschen staatlichen Amtsträgern, Mitarbeitern des Roten Kreuzes, Vertretern kirchlicher karitativer Organisationen und den Leitern der Landsmannschaften begrüßt. Bei ihrem offiziellen

---

37 *Annabring*: Drei Jahre, 6, 13.

38 Ebenda, 13. Wegen dieses Telefongesprächs wurden Leber und seine Mitarbeiter von der Opposition innerhalb der Organisation kritisiert und der Kooperation mit den Kommunisten bezichtigt.

Empfang in Piding wurden sie von Empfangskomitees mit ähnlicher oder gleicher Besetzung begrüßt wie in Linz. Den offiziellen Grußworten und Ansprachen folgten von hohen kirchlichen Würdenträgern zelebrierte katholische beziehungsweise evangelische Gottesdienste. Die einzelnen Personen wurden am Tag nach ihrer Ankunft identifiziert und über den Aufenthaltsort ihrer Familien informiert. Sie wurden ärztlich untersucht sowie mit Dokumenten und etwas Bargeld für die Weiterreise versorgt. Die Mitarbeiter des Roten Kreuzes führten mit jeder Person ein Interview und ließen sie einen Fragebogen ausfüllen. Anhand dieser Informationen erstellte die Organisation immer wieder zusammenfassende Berichte über die Geschehnisse in Ungarn, die Lagerumstände und die Situation der in Haft Verbliebenen. Die Berichte wurden zum Teil veröffentlicht, zum Teil an das Bundeskanzleramt und das Außenministerium weitergeleitet. Die Freigelassenen durften nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen in Piding zu ihren Familien weiterreisen. Sie wurden auch in vielen dieser Ortschaften feierlich empfangen.[39]

Bei der Auflösung des Lagers Tiszalök durften jene Deutschstämmigen, rund 15 Personen, die in Kistarcsa vor Gericht gestellt wurden, Ungarn nicht verlassen. Selbstverständlich wurden auch die als Anstifter des Lageraufstandes in Tiszalök verurteilten Ferenc Finn und Ferenc Huber nicht freigelassen. Ebenfalls nicht ausreisen durften jene jugoslawischen Staatsbürger, die weder nach Jugoslawien heimkehren noch sich in Ungarn niederlassen wollten. Sie wurden zunächst im Polizeigefängnis Nyíregyháza gesammelt, anschließend wurde ihnen Ózd als Arbeits- und Wohnort verbindlich zugewiesen. 15 Personen dieser Gruppe erhielten nach einigen Wochen trotzdem die Ausreisegenehmigung und trafen am 14. Januar 1954 mit einem fahrplanmäßigen Zug in Wien an. Zwölf Personen, die Angehörige in Österreich hatten, durften dortbleiben, während drei Personen in die Bundesrepublik Deutschland weiterfuhren. Anhand ihrer Berichte wurden weitere 44 jugoslawische Staatsangehörige identifiziert, die ebenfalls zu ihren in Deutschland lebenden Verwandten ausreisen wollten.[40]

Sowohl das Rote Kreuz als auch das deutsche Außenministerium waren bemüht, die Situation der in Ungarn Verbliebenen zu verfolgen und auf der Tagesordnung zu halten. In den darauffolgenden Monaten trafen jedoch nur

[39] Über den Empfang der einzelnen Gruppen berichtete die deutsche Presse; „Unsere Post" tat dies mit größter Ausführlichkeit. Hierzu siehe die komplette Nummer der Zeitschrift vom 6. Dezember 1953.

[40] PA AA B 10 2056, 204–514–01–77, II/55/54.

sporadisch Nachrichten über ihre Lage ein. Während des Frühjahres konnten von den Verurteilten fünf im Bergbau eingesetzte Personen und zwei jugoslawische Staatsbürger Nachrichten an ihre Angehörigen senden.[41]

Die jugoslawischen Staatsbürger hatten eine größere Bewegungsfreiheit. Auf diese Weise konnten sie 1954 zum überwiegenden Teil sowohl bei den ungarischen Behörden als auch beim Permit Office ihr Ausreiseanliegen vortragen. Die Antragsteller arbeiteten mehrheitlich in Ózd; 19 von ihnen kamen am 2. Oktober 1954 in Piding an.[42]

Das Ministerium für Vertriebene setzte sich weiterhin dafür ein, dass die deutsche Seite in den Handelsverhandlungen mit den Ostblockstaaten das Anliegen der deutschen Gefangenen thematisierte. Besonders gute Chancen erkannte man im Falle Ungarns, zumal die Anzahl der Gefangenen dort relativ gering war, und das Land in den letzten Jahren eine gewisse Bereitschaft zur Klärung der Angelegenheit zeigte.[43]

Die ungarische Regierung übergab die letzte Gruppe deutschstämmiger Kriegsgefangener, die bei der Auflösung der Internierungslager nicht freigelassen worden waren, am 18. November 1955 bei Hegyeshalom an den Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. Obwohl gegenüber der Alliierten Hohen Kommission Anfang des Monats die Freilassung von zwanzig Gefangenen angekündigt worden war, verließen schließlich nur dreizehn Personen Ungarn. In der Gruppe befand sich auch der in Subotica (*Szabadka*) geborene József Fajt, der im Juni 1951 wegen seiner Beteiligung an dem von Jenő Brecska geleiteten Fluchtversuch zum Tode verurteilt worden war. Seine Strafe war zwar ein Jahr später in zweiter Instanz gemildert worden, aber vom Gefängnis aus durfte er niemanden kontaktieren, so dass seine Kameraden und Angehörigen davon ausgingen, dass das Todesurteil vollstreckt worden war. Bei dieser Gelegenheit kamen auch Matthias und Martin Holczmann aus

---

41 PA AA B 10 2056, 204–514–01–77/01837/54. Anhand einer Nachricht von Hans Wüscht berichtete die „Unsere Post" auch davon, dass die jugoslawischen Behörden am 4. April 1954 in Neusatz (*Novi Sad*, *Újvidék*) 23 Inhaftierte aus der Untersuchungshaft entlassen hatten. Die früher in Tiszalök gefangen gehaltenen Personen wurden bei ihrer Heimkehr im Herbst 1953 von der jugoslawischen Staatssicherheitsbehörde UDBA (*Uprava Državne Bezbednosti*) sofort verhaftet. *Nachricht über zurückgehaltene Tiszalöker*. In: Unsere Post 9. Mai 1954, 6.

42 *18 Spätheimkehrer kamen aus Ózd*. In: Unsere Post 10. Oktober 1954, 4. Stefan Arnold gelang die Flucht aus Jugoslawien und kam am 21. November 1953 in Piding an. In einem Brief berichtete er über seinen Leidensweg (*Wieder kam ein Spätheimkehrer*. In: Unsere Post 19. Dezember 1954, 16). Am 5. März 1955 durften weitere 32 in Ózd beschäftigte jugoslawische Staatsbürger ausreisen. PA AA B 10 2056, 204–514–01–77/01598/56.

43 PA AA B 10 2056, 204–514–01–77/00107/55; 204–514–01–77/02316/55.

Sopronbánfalva frei, die mit 15 Jahren der SS beigetreten waren und 1945 wegen Kriegsverbrechen zu einer Freiheitsstrafe von zwölf Jahren verurteilt worden waren. Der in Budapest wohnhafte Lajos Nagy verbüßte eine Freiheitsstrafe von viereinhalb Jahren wegen Spionage.[44]

Zusammenfassend sei festgestellt, dass sich die Angehörigen, Ludwig Leber, die Landsmannschaften, karitative kirchliche Organisationen, der ostdeutsche Außenamtsapparat und die US-amerikanische Botschaft in Budapest seit Anfang 1951 fortlaufend für die Freilassung der in Ungarn inhaftierten Kriegsgefangenen deutscher Nationalität eingesetzt hatten. Durch permanente Analyse und Ergänzung der sporadisch eintreffenden Nachrichten hatten sie überraschend genaue Informationen über die Situation der Internierten. Anfangs bestritt die ungarische Regierung ein Jahr lang, dass sich die gesuchten Personen in Ungarn aufhielten. Anschließend führte sie zwar langwierige und verzögerte Verhandlungen mit der DDR, behinderte jedoch die Ausreise der Gefangenen mit allen Mitteln (wie Betonung der technischen Schwierigkeiten der Ausreise oder Streitigkeiten um die Auszahlung der Arbeitsverdienste). Auf diese Weise wurden die Freilassung und Ausreise der ersten wenigen Personen selbst in das sozialistische Freundesland DDR erst im Frühjahr 1952 genehmigt. Die übrigen Betroffenen durften Ungarn erst nach einem bis anderthalb Jahren verlassen. Die ausdauernde Arbeit der oben aufgelisteten Organisationen war – vor allem zur Lösung konkreter Probleme – unerlässlich. Für die Freilassung der ehemaligen Kriegsgefangenen waren jedoch nicht die Verhandlungspositionen in den deutsch-ungarischen Beziehungen ausschlaggebend, sondern die Prozesse, die sich im Zusammenhang mit dieser Problematik im internationalen Kraftfeld abspielten.

Die Sowjetunion stand bereits seit 1946 unter starkem internationalem Druck, die Kriegsgefangenen freizulassen. Zur Klärung der Anzahl und der

---

[44] Mitglieder der Gruppe waren (mit Geburtsdaten): Ferenc Amler (1900), József Csauth (1924), József Fajt (1919), Ferenc Finn (1924), Péter Funk (1919), József Götter (1914), Márton Holczmann (1928), Mátyás Holczmann (1930), Ferenc Huber (1925), Lajos Nagy jr. (1929), István Tóth (1924), László Turmann (1907), Mihály Varga (1924), István Zserai (1921). Siehe: PA AA B 10 2056, 204–514–01–77/16103/55; 204–514–01–77/4905/55). Das ungarische Außenministerium informierte auch die Budapester Mission der DDR über die Übergabe der Gruppe (MNL OL XIX–J–1–j–NSZK 4/a., 004500/1955). Die ungarische Seite versprach die Ausreise jener Personen binnen acht Tagen, die zwar angemeldet worden waren, sich aber nicht in der Gruppe befanden. Dazu kam es jedoch nicht vor dem Frühjahr des darauffolgenden Jahres (PA AA B 10 2056, 204–514–01–77/02088/56). Zum Empfang der Gruppe: *Die Freiheit wiedergeben. 14 Spätheimkehrer aus Ungarn eingetroffen*. In: Unsere Post 4. Dezember 1955, 5.

Situation der noch gefangenen Personen stellte die UNO 1951 eine Ad-hoc-Kommission auf, die jahrelang Informationen zu den weltweit an verschiedenen Orten eingesetzten – polnischen, deutschen, finnischen, rumänischen, japanischen, baltischen – Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen sowie zu den internen Deportierungen in den osteuropäischen Staaten sammelte. Infolge des Berichts der UNO-Kommission, der Umstrukturierung der Machtpositionen nach Stalins Tod 1953 sowie der Milderung der Konfrontation im Kalten Krieg kam es ab Ende 1950 regelmäßig zur Freilassung von damals schon überwiegend deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion. Der Prozess zog sich jedoch bis in die zweite Hälfte der 1950er Jahre hin. Im September/Oktober 1953 kamen rund fünftausend Kriegsgefangene in der Bundesrepublik Deutschland an – vermutlich nicht unabhängig davon, dass sich die zuständige UNO-Kommission in jenen Tagen intensiv mit der Kriegsgefangenenproblematik auseinandersetzte.[45]

Die noch in der Sowjetunion gefangen gehaltenen ungarischen Staatsbürger deutscher Nationalität ersuchten um ihre Verbringung nach Deutschland. Zwischen 1952 und 1955 kam es mehrmals vor, dass sich auch Ungarndeutsche in den in Friedland eintreffenden Heimkehrertransporten befanden.[46] In anderen Fällen wurden sie jedoch nach Ungarn transportiert. Die Sowjetunion übergab Ungarn Mitte November 1955 einen aus beinahe 400 Personen bestehenden Transport. Mehr als die Hälfte der Gruppe wurde zunächst in Jászberény, später im Budapester Sammelgefängnis gefangen gehalten. Unter ihnen befanden sich auch jene rund 30 deutschstämmigen Personen, von denen die ungarische Regierung am 29. September 1956 bei Hegyeshalom zwölf an einen Mitarbeiter des deutschen Außenministeriums übergab.[47] Die Freilassung der in Ungarn inhaftierten Kriegsgefangenen deutscher Nationalität erfolgte also im Einklang mit den internationalen Vorgängen.

---

45 *Um die Freiheit unserer Kriegsgefangenen*. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 1–2. Walter Hallstein hielt am 30. November 1953 eine wirkungsvolle Rede in der UNO-Kommission. Darin hob er hervor, dass sich noch immer mehr als 102.000 deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion befanden, obwohl man nur von 18.000 Personen genau wusste, dass sie am Leben waren. *Kriegsgefangen-Frage vor UN*. In: Unsere Post 6. Dezember 1953, 2.

46 Einem Bericht des Deutschen Roten Kreuzes zufolge kamen am 7. Juli 1954 neun ungarndeutsche Flüchtlinge in Friedland an. Anhand der mit ihnen geführten Gespräche wurde ein ausführlicher Bericht zusammengestellt und dem Außenministerium weitergeleitet. PA AA B 10 2055 514–01–77, II/20241/53.

47 PA AA B 10 2056, 508–514–01–77/0674/56 und 508–514–01/77/6402/56.

Fabian Hutmacher, Regensburg

Was bedeutet es, *ungarndeutsch* zu sein?
Identitätskonstruktion der deutschen Minderheit in Ungarn im Wandel der Zeit und in der zeitgenössischen Literatur

Was bedeutet es, *ungarndeutsch* zu sein? Beim Versuch, diese Frage historisch zu beantworten, stellt sich heraus, dass es *die* Ungarndeutschen nicht gibt und nie gegeben hat. Gerade aber, wenn es um die Frage geht, was es heute bedeuten kann, ungarndeutsch zu sein, endet die natürliche Zuständigkeit des Historikers. An dieser Stelle bietet es sich an, einen Blick auf die Selbstverortung der ungarndeutschen Minderheit zu werfen. Im Fokus steht hier die ungarndeutsche Literatur. Dabei zeigt sich, dass das mittlerweile durch den Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) institutionalisierte Selbstverständnis der ungarndeutschen Literatur als deutsche Minderheitenliteratur theoretisch wie pragmatisch problematisch ist. Diese Erkenntnis passt zu aktuellen politik-, geschichts- und kulturwissenschaftlichen Theorien, die essentialistische Konzepte von Minderheit, Identität und Nationalität hinterfragen, ebenso zu der Auffassung, dass ungarndeutsche Identität als Ganzes nur dann zukunftsfähig ist, wenn sie sich als hybride Identität zwischen den Sprachen und Kulturen begreift.

1. Ungarndeutsche Identität im Spannungsfeld von Geschichte und Gesellschaft

Auch wenn sich bereits für das 11. Jahrhundert der Zuzug von Deutschen nach Ungarn nachweisen lässt, fällt die Hochphase mittelalterlicher Einwanderung in das 12.–13. Jahrhundert – sofern man die »aus dem Rheinland und aus Moselfranken, aus Flandern und aus Luxemburg, aus Thüringen und aus Niedersachsen, aber auch aus anderen Gebieten des damaligen Heiligen Rö-

mischen Reiches«[1] stammenden Neuankömmlinge vereinheitlichend und etwas vereinfachend mit dem Etikett *Deutsche* belegen möchte. Diese Siedler, die man später als *Zipser* beziehungsweise als *Siebenbürger Sachsen* bezeichnet, werden fester Bestandteil des ungarischen Staatsgebildes. Auf diese erste, mittelalterliche folgt im 18. Jahrhundert eine zweite, neuzeitliche Wanderungsbewegung – ausgelöst durch die Überbevölkerung sowie die zahlreichen Kriege und Hungersnöte auf dem Gebiet des Deutschen Reiches, aber auch forciert von den Habsburgern, welche die nach Ende der Türkenherrschaft entvölkerten und verwüsteten Landstriche wieder urbar machen wollten und auf die politische Zuverlässigkeit der Deutschen vertrauten.[2] Auch diese Siedler »kamen aus höchst verschiedenen Gebieten […], sprachen keinen gemeinsamen Dialekt, pflegten ziemlich unterschiedliche Bräuche und Lebensgewohnheiten und bildeten auch unter dem sozialen Aspekt keine einheitliche Schicht«.[3] Dennoch hat sich für diese Siedler der Begriff *Donauschwaben* etabliert, zunächst als Zuschreibung von außen, später dann auch als Teil des eigenen Selbstverständnisses.[4]

Dieser stichpunktartige Überblick macht deutlich, dass es *die* Ungarndeutschen nicht gibt und nie gegeben hat: zum einen, weil sich zeitlich verschiedene Wanderungsbewegungen differenzieren lassen und sich auch die beiden Hochphasen der Einwanderung über mehrere Jahrzehnte hinweg erstrecken; zum anderen, weil die Herkunftsregionen der Einwanderer so heterogen sind, dass die Sammelbezeichnung *Deutsche* eine Zusammengehörigkeit suggeriert, die es so nicht gegeben hat und die von den Siedlern auch nicht als solche empfunden wurde. Das zeigt sich deutlich im 19. Jahrhundert. Während sich das städtische deutsche Bürgertum mit dem aufkommenden ungarischen Nationalismus konfrontiert sieht und dabei zur Assimilation neigt, spielt die ethnische Identität auf dem Land »gegenüber dem Produktionsalltag in der Landwirtschaft und den Sorgen mit dem Grundherrn keine Rolle«.[5] Zwar war den Siedlern wohl ihre *deutsche* Herkunft bewusst, gleichwohl sahen sie sich vor allem als loyale Untertanen der Habsburgermonarchie

---

1 Holger *Fischer*: Eine kleine Geschichte Ungarns. Frankfurt am Main 1999, 30.

2 Wolfgang *Aschauer*: Zur Produktion und Reproduktion einer Nationalität. Die Ungarndeutschen. Stuttgart 1992, 58.

3 Gerhard *Seewann*: Zur Identität der Ungarndeutschen in Geschichte und Gegenwart. In: *Deutsche in Ungarn, Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge.* Hgg. Frank Almai, Ulrich Fröschle. Dresden 2004, 1–9, hier 2.

4 Gerhard *Seewann* – Michael *Portmann*: Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa. Potsdam 2018.

5 *Aschauer*: Zur Produktion, 63.

und Teil des Königreichs Ungarn.[6] Zentraler Orientierungspunkt war die eigene Dorfgemeinschaft, in der »die Trennlinien sozialer und konfessioneller Schichtung […] lange vor den ethnischen oder sprachlichen Abgrenzungen«[7] dominierten. Dieser Fokus auf die dörfliche Gemeinschaft lässt sich auch an der sprachlichen Entwicklung ablesen: Die Siedler sind nicht nur mit unterschiedlichen deutschen Dialekten nach Ungarn gekommen, es entwickelt sich auch in der Folge kein einheitlicher Sprachgebrauch. Noch in der »Mitte des 20. Jahrhunderts« wird »in jedem Ort ein anderer, fossilierter Dialekt gesprochen«, ein aus »den Mundarten der einzelnen Ansiedler« vermischtes Produkt.[8] Diese Dialekte sind »markante Abzeichen der lokalen Identität«,[9] die allenfalls sehr vage in den größeren Kontext einer ethnischen, also deutschen Identität eingebettet war.

Das ändert sich im Wesentlichen erst nach dem Ersten Weltkrieg: Mit dem Friedensvertrag von Trianon (4. Juni 1920) verliert Ungarn etwa zwei Drittel seines Territoriums an die Nachbarstaaten. Das hat auch gewichtige Konsequenzen für die Deutschen in Ungarn: Hatte man im Jahr 1910 noch zwei Millionen von ihnen gezählt, lebt von ihnen nach der Etablierung der Nachkriegsordnung nur noch eine halbe Million auf dem Gebiet Ungarns, während sich die anderen eineinhalb Millionen auf die teilweise neu gegründeten Staaten Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien und Österreich verteilen.[10] Der ehemalige Vielvölkerstaat Ungarn ist damit ein ethnisch weitgehend homogenes Gebilde geworden, innerhalb dessen die deutschstämmigen Siedler die größte Minderheitengruppe stellen.[11] Erst angesichts dieser veränderten Gemengelage entsteht in der Zwischenkriegszeit ein den ruralen Rahmen übersteigendes ethnisches Zusammengehörigkeitsgefühl, weshalb Wolfgang Aschauer diese Phase auch als »Produktionsphase der ungarndeutschen

---

6 John C. *Swanson*: Minority building in the German diaspora: the Hungarian-Germans. In: Austrian History Yearbook 36 (2005) 148–166, hier 153.

7 Gerhard *Seewann*: Siebenbürger Sachse, Ungarndeutscher, Donauschwabe? Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in Südosteuropa. In: Minderheitenfragen in Südosteuropa. Hg. G. Seewann. München 1992, 139–155, hier 146.

8 *Aschauer*: Zur Produktion, 61.

9 Maria *Erb*: Sprachgebrauch der Ungarndeutsche. Geschichte – Tendenzen – Perspektiven. In: Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn. Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Hgg. Frank Kostrzewa, Roberta V. Rada. Baltmannsweiler 2010, 118–146, hier 121.

10 *Erb*: Sprachgebrauch, 120; Holger *Fischer*: Zur Geschichte der Ungarndeutschen aus geographischer Sicht. In: *Deutsche in Ungarn, Ungarn und Deutsche* 11–35, hier 22.

11 *Swanson*: Minority building, 154.

Nationalität«[12] bezeichnet. Er schreibt: »Sind es in den Dörfern zunächst nur Außenseiter, die eine aggressiv-völkische Position propagieren, so wird nach den außenpolitischen Erfolgen Hitlers eine solche Haltung von zunehmend größeren Bevölkerungsgruppen als erfolgversprechend akzeptiert und als eine auch den eigenen Problemen adäquate Strategie verstanden.«[13] Angesichts des Bedeutungsverlustes Ungarns nach dem Ersten Weltkrieg und der zögerlichen Minderheitenpolitik des Landes nimmt also die Bindungskraft des ungarischen Staates ab und steigt spätestens nach der Machtübernahme Hitlers die Verlockung, sich in Richtung Deutschland zu orientieren und davon nicht zuletzt auch ökonomisch zu profitieren.[14]

Längst nicht alle Ungarndeutschen waren offen für solche Nationalisierungsbestrebungen. Allerdings war die »Politikferne der Landbevölkerung« wohl »ein guter Nährboden für rechtsradikale Aktivitäten mit nationalistischer Grundlage«.[15] Ungefähr 20 Prozent der Deutschen in Ungarn waren Mitglieder des im Kriegsverlauf nationalsozialistisch gleichgeschalteten *Volksbundes*, rund 120.000 Männer kämpften während des Krieges für die Wehrmacht und die Waffen-SS.[16] Teilweise erfolgte die Meldung zum Kriegsdienst auf freiwilliger Basis, teilweise war sie das Resultat einer zwischen Ungarn und Drittem Reich abgestimmten Zwangsrekrutierung.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Ungarndeutschen von Seiten der sowjetischen Besatzer als *Deutsche* und somit als kollektiv schuldig betrachtet – weitgehend unabhängig davon, wie sehr sie sich im Einzelfall mit dem nationalsozialistischen Programm identifiziert hatten. Der erst in den 1980er Jahren wieder offiziell aufgehobene »Bannspruch der Kollektivschuld«[17] sowie die im Potsdamer Abkommen niedergelegte Idee der Siegermächte, dass ethnisch homogene Nationalstaaten ein geringeres Kriegs- und Krisenpotenzial aufweisen,[18] legitimierten die Vertreibung von etwa 180–190.000

---

12 *Aschauer*: Zur Produktion, 72.

13 Ebenda, 75.

14 Vgl. Erika *Regner*: Ungarndeutsche Literatur: Neue Perspektiven? Frankfurt am Main 2014, 17–18; Gerhard *Seewann*: Geschichte der Deutschen in Ungarn. II: 1860 bis 2006. Marburg 2012, 256–257.

15 *Aschauer*: Zur Produktion, 83.

16 *Seewann – Portmann*: Donauschwaben, 187–191.

17 *Seewann*: Zur Identität, 7.

18 Vgl. Mathias *Beer*: »die helfte hir und tie helfte zuhause.« Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und ihre Eingliederung im geteilten Deutschland. In: *Deutsche in Ungarn, Ungarn und Deutsche* 37–69.

Ungarndeutschen nach Deutschland.[19] Darüber hinaus kam es zu Deportationen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion und zu einer »bis Anfang der 1950er Jahre andauernde[n] politische[n] Diskriminierung«[20] der Ungarndeutschen. Danach entspannte sich die Lage – zumindest an der Oberfläche: Die ungarndeutsche Bevölkerung konzentrierte sich auf das, »was ihr schon vor 1914 nachgesagt wurde: Fleiß und politische Enthaltsamkeit«.[21] Gleichwohl wurden die traditionelle, ländlich-agrarische Lebensweise der Ungarndeutschen beziehungsweise der innerdörfliche Zusammenhalt bis dahin ethnisch weitgehend homogener, ungarndeutscher Siedlungen durch die Kollektivierung der Landwirtschaft und die fortgesetzte Industrialisierung des Landes noch brüchiger, als sie es ohnehin schon waren.[22] Auch die Minderheitenpolitik im kommunistischen Ungarn bot hier kein wirkliches Gegengewicht, diente sie doch weniger dem Schutz der Minderheit als vielmehr der Stabilisierung des Herrschaftssystems.[23] Dennoch zeichneten sich in den letzten beiden Jahrzehnten des kommunistischen Ungarn aus Sicht der Minderheit positive Tendenzen ab: »Ab den 1970er Jahren nahmen […] die ersten Nationalitätenausschüsse ihre Arbeit auf. Mitte der 1980er Jahre wurde in Pécs […] ein Minderheitenforschungszentrum eingerichtet«.[24]

Immerhin habe sich unter diesen Bedingungen, so Gerhard Seewann, »innerhalb des Ungarndeutschtums ein Pluralismus von Identitätsformen herausbilden« können, »der nach 1989 – erstmals in der Geschichte dieser Minderheit – ungehemmt zur Entfaltung kam«.[25] Ermöglicht wurde diese Entfaltung nicht zuletzt auch durch das Minderheitengesetz von 1993, demzufolge die in den Kommunen gewählten *Minderheitenselbstverwaltungen* ein Beratungs- und Konsensrecht bei den die Minderheit betreffenden Fragen haben: »Dazu werden laut Gesetz Unterricht in der Minderheitensprache und Kultur, lokale Medien, Traditionspflege und kollektiver Gebrauch gezählt.«[26] In der Realität aber bleibe das Minderheitengesetz offenkundig häufig wirkungslos, da die Minderheiten »über keinerlei Sanktionsmittel«, verfügen,

---

19 *Erb*: Sprachgebrauch, 120.

20 *Seewann*: Zur Identität, 7.

21 *Aschauer*: Zur Produktion, 97.

22 Vgl. *Erb*: Sprachgebrauch, 129.

23 *Seewann*: Zur Identität, 7.

24 *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 20.

25 *Seewann*: Zur Identität, 7.

26 Norbert *Spannenberger*: Die deutsche Minderheit und das Minderheitengesetz. In: *Deutsche in Ungarn, Ungarn und Deutsche* 71–84, hier 73.

»wenn ihre gesetzlich verankerten Rechte verletzt werden«.[27] Und noch ein Punkt verdient Beachtung: Minderheitenrechte allein genügen nicht, um eine Minderheit am Leben zu erhalten. Versuche des aktiven Identitäts- und Ethnomanagements[28] scheinen jedoch nach den Verwerfungen des vergangenen Jahrhunderts und der Dezimierung der ungarndeutschen Minderheit eine schwierige Aufgabe zu sein: »Mit dem Minderheitengesetz ist die süße Unmündigkeit der deutschen Minderheit vorbei. Sie ist damit, und das ist positiv zu werten, zur Mündigkeit aufgefordert und muß als politischer Akteur handeln […]. Zur Quadratur des Kreises scheint dies allerdings zu werden, betrachtet man sich die Ausgangslage der ungarndeutschen Minderheit: finanzielle Abhängigkeit vom Staat, mangelnde historische Erfahrung mit eigenständiger Ethnopolitik, historisch traumatisiert und in einem fortgeschrittenen Stadium der Assimilation.«[29]

Man muss diesen umfassenden Pessimismus nicht teilen, um festzustellen, dass sich die ungarndeutsche Minderheit im 21. Jahrhundert in einer schwierigen Situation befindet. Weniger denn je handelt es sich bei den Ungarndeutschen um eine klar abgrenzbare Gruppe mit einer gemeinsamen Zielsetzung: *Ungarndeutsch* ist ein Sammelbegriff für sehr verschieden denkende Menschen mit sehr unterschiedlichen hybriden und fragmentierten, zersplitterten und zusammengesetzten Identitäten.[30] Basierend auf dieser Einsicht unterscheidet Seewann vier Formen ungarndeutscher Identität.[31] Der *Hungarus-Typus* sieht sich als »bewußter Träger einer Doppelidentität«,[32] das heißt: Er empfindet sich als Teil der ungarischen Mehrheitsgesellschaft, legt aber gleichzeitig Wert auf seine nicht-ungarischen Wurzeln, was sich in einer Hinwendung zu ungarndeutschen Traditionen und Bräuchen ebenso zeigt wie in der Bedeutung, die er der deutschen Sprache beimisst. Gleichwohl steht der Hungarus-Typus der Vergangenheit kritisch gegenüber: Er kennt die Geschichte und ist in der Lage, sie zu reflektieren. Das unterscheidet ihn vom *völkischen Typus*, der verklärte und vergangenheitsblinde Vorstellungen von der Verbundenheit mit dem deutschen Mutterland hegt und sein *Deutschsein*

---

27 Ebenda, 77.

28 Vgl. Klaus-Jürgen *Hermanik*: Deutsche und Ungarn im südöstlichen Europa. Wien 2017.

29 *Spannenberger*: Die deutsche Minderheit, 82–83.

30 Vgl. Erika *Regner*: Approaching from both sides. Contemporary Hungarian-German minority literature as a challenge for the Hungarian Studies. In: Hungarian Studies 27 (2013) 1, 133–145.

31 Vgl. *Seewann*: Siebenbürger Sachse; *Seewann*: Geschichte der Deutschen, 398–400.

32 Ebenda, 154.

über sein *Ungarntum* stellt, was zu einer Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft führen kann. Im Gegensatz zur Zweisprachigkeit dieser ersten beiden Typen sind die anderen beiden einsprachig ungarisch. Der *teilweise traditionsindifferente Typus* bezeichnet Menschen, die »Träger einer diffusen Identität«[33] sind. Der Bezug, den sie zu ungarndeutschen Traditionen noch haben mögen, ist eher zufällig, jedenfalls nicht das Ergebnis einer bewussten Anstrengung. Bleibt noch der vierte Typus des *traditionsindifferenten Ungarn mit deutschem Hintergrund*, der seine ungarndeutschen Wurzeln zwar auf Nachfrage zugibt, aber eher in der Mehrheitsgesellschaft aufzugehen, denn seine wie auch immer zu verstehende Besonderheit zu artikulieren gedenkt.

Gewiss sind solche Typologien immer Vereinfachungen, denen man keine ontologische Wirklichkeit unterstellen sollte. Aber auch, wenn man sie nur als heuristischen Orientierungsversuch heranzieht, ohne die Probleme zu unterschlagen, die mit Begriffen wie Ethnie verbunden sind,[34] macht diese Typologie eines deutlich: Abhängig davon, welchem Typus ein Ungarndeutscher angehört, wird er bestimmte Formen des Identitäts- und Ethnomanagements befürworten oder ablehnen – oder aber sich gleichgültig zu ihnen verhalten. Ob das Zusammengehörigkeitsgefühl der Ungarndeutschen stark genug ist, »um von einer lebenswilligen und lebensfähigen Volksgruppe zu sprechen, die den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gewachsen ist«,[35] lässt sich wohl noch nicht abschließend beurteilen. Für Seewann stellt allein der Hungarus-Typ »eine positive und kreative Antwort auf die Herausforderung der durch und nach 1945 eingetretenen Veränderungen dar«,[36] weil es ihm als einzigem Typus gelingt, auf dem schmalen Grat zwischen Traditionsbewusstsein und Geschichtsvergessenheit zu wandeln und dabei zu zeigen, dass es »sehr wohl möglich ist, Teil der ungarischen Gesamtgesellschaft zu sein, ohne seine ethnische Identität aufzugeben«.[37] Klar scheint jedenfalls, »dass es in erster Linie von den jüngeren Generationen abhängt, wie und ob sich die ungarndeutsche Minderheit in Zukunft weiterentwickeln kann«.[38] Es hängt also davon ab, welche Form ungarndeutscher Identität die nachwachsenden Generationen für sich selbst wählen und konstruieren.

---

33 Ebenda.

34 Vgl. Rogers *Brubaker*: Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg 2004.

35 *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 28.

36 *Seewann*: Siebenbürger Sachse, 152.

37 Ebenda, 153.

38 *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 28.

Bei dem Versuch, der ungarndeutschen Minderheit eine Zukunft zu sichern, spielen Sprache und Kultur und damit nicht zuletzt auch die Literatur eine wesentliche Rolle – und zwar auf zweifache Weise: Literatur kann zur Stiftung und Bewahrung einer kollektiven Identität beitragen, ist gleichzeitig aber auch Ausdruck dieser Identität.[39] Daher erscheint ein Blick auf die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vielversprechend, denn: Wenn nicht klar ist, was es bedeutet, ungarndeutsch zu sein, weil sich zur Antwort auf diese Frage mehrere konkurrierende Antworten anbieten, ist dann eigentlich klar, was überhaupt als ungarndeutsche Literatur gelten kann? Und wenn auch das nicht klar ist, was lässt sich daraus wiederum für die Konstruktionsversuche ungarndeutscher Identität ableiten? Das ist eine literaturtheoretische Frage – aber eben nicht nur. Es ist eine Frage, die mitten hinein in die kulturelle Lebenswirklichkeit der Ungarndeutschen im 21. Jahrhundert führt. Ihre Erörterung vermag die verschiedenen Versuche der Identitätskonstruktion der deutschen Minderheit in Ungarn sichtbar zu machen.

2. Was ist eigentlich ungarndeutsche Literatur?

Deutschsprachige Texte lassen sich in Ungarn ab dem 13./14. Jahrhundert nachweisen. Seitdem wurde »das deutsche Schrifttum« – trotz einiger Brüche – »immer wieder fortgesetzt«.[40] Den letzten dieser Brüche markiert der Zweite Weltkrieg. Erst im Jahr 1972 wurde im Demokratischen Verband der Deutschen in Ungarn eine Literarische Sektion ins Leben gerufen, auf deren Initiative hin die „Neue Zeitung" im folgenden Jahr unter dem Titel „Greift zur Feder!" ein Preisausschreiben veröffentlichte, das die Leser dazu aufforderte, ihre deutschsprachigen Texte einzureichen.[41] Die eingesandten Manuskripte wurden 1974 unter dem Titel „Tiefe Wurzeln" in einer Anthologie veröffentlicht, die den Ausgangspunkt für zahlreiche weitere Veröffentlichungen bildete.[42] Der Verband Ungarndeutscher Autoren wurde 1990 gegründet und nach der Eingliederung der bildenden Künste zwei Jahre später in den

[39] Vgl. Klaus-Jürgen *Hermanik*: Arts and artists as intermediaries in identity management and ethnomanagement. Examples from the German minority in Hungary and the Hungarian and German minorities in Transylvania. In: Hungarian Historical Review 2 (2013) 3, 512–537; *Regner*: Approaching.

[40] András F. *Balogh*: Deutschsprachige Literatur in Ungarn – deutsche oder ungarische Literatur? In: *Deutsche in Ungarn, Ungarn und Deutsche* 157–179, hier 157.

[41] Vgl. Johann *Schuth*: Literatur und Kunst der Ungarndeutschen. In: Deutsche in Budapest. Hg. Wendelin Hambuch. Budapest 1999, 419–425, hier 420.

[42] *Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie*. Hg. Anton Reger. Budapest 1974.

Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) umbenannt.[43] Unter Federführung des Verbandes wurden seitdem sechzehn Bände mit literarischem Inhalt herausgegeben – teilweise als Anthologien, teilweise als selbständige Werke einzelner Autorinnen und Autoren.

Dabei geht es dem VUdAK seinem Selbstverständnis zufolge nicht nur darum, »durch die Förderung von Literatur und Kunst zur Identität der Ungarndeutschen«[44] beizutragen sowie »die literarische, künstlerische Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Ungarndeutschen«[45] zu fördern, sondern auch um »die Zusammenarbeit mit Schriftsteller- und Künstlerverbänden in den deutschsprachigen Ländern und der deutschen Minderheiten«.[46] Vor allem aber hat sich der Verband dezidiert die Förderung des *deutschsprachigen* Schrifttums zur Aufgabe gemacht.[47] Damit scheint ein bestimmtes Verständnis von ungarndeutscher Literatur institutionalisiert worden zu sein: Ungarndeutsche Literatur ist die von Mitgliedern der deutschen Minderheit in Ungarn hervorgebrachte deutschsprachige Literatur. Ihrer Ausrichtung nach ist die ungarndeutsche Literatur – wie die angestrebte Zusammenarbeit mit den entsprechenden Schriftsteller- und Künstlerverbänden andeutet –, überdies nicht auf den ungarischen, sondern auf den deutschen Literaturdiskurs hin orientiert. Das entspricht im Wesentlichen der Definition deutscher Minderheitenliteraturen beziehungsweise deutscher Literaturen im Ausland, zu denen nach Alexander Ritter auch die ungarndeutsche Literatur zählt.[48] Dieser Definition zufolge sind neben der Deutschsprachigkeit für deutsche Minderheitenliteratur noch zwei weitere Merkmale ausschlaggebend, nämlich »das Entstehen außerhalb des eigentlichen sprachlich-literarischen Kernraumes deutscher Literatur«[49] sowie die Tatsache, dass sie von Autorinnen und Autoren verfasst werden, die »die deutschsprachige Minderheit in einem anderen nationalen Kulturbereich stellen«.[50]

---

43 *Schuth*: Literatur und Kunst, 422.
44 Ebenda.
45 Ebenda.
46 Ebenda.
47 Ebenda.
48 Alexander *Ritter*: Deutschsprachige Literatur des Auslands: Perspektiven Germanistischer Analyse, Beurteilung und Aufgabenstellung. In: Ders.: Deutsche Minderheitenliteraturen. Regionalliterarische und interkulturelle Perspektiven der Kritik. München 2001, 27–45.
49 Ebenda, 30.
50 Ebenda.

Diese drei Kriterien sollen hier nacheinander einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Damit ist nicht bestritten, dass der Begriff *Minderheitenliteratur* auch anders verstanden oder gar als solcher hinterfragt werden kann.[51] Ganz im Gegenteil wird der Gang der Untersuchung zeigen, dass ein weiteres Begriffsverständnis – wie etwa von Herzog[52] oder Esselborn[53] vorgeschlagen – vielleicht eher dazu angetan wäre, die Bruchlinien der Identitätskonstruktion zu kitten: Die alternativlose Einordnung der ungarndeutschen Literatur als deutsche Minderheitenliteratur im oben definierten Sinne scheint nämlich gerade die kreativsten Antworten auf die Schwierigkeiten der ungarndeutschen Identitätskonstruktion im 21. Jahrhundert aus dem Kreis ungarndeutscher Literatur auszuschließen. Das Heranziehen der Definition nach Ritter ist demnach nichts anderes als eine pragmatische Setzung, die sich anbietet, weil sie sich nah am Selbstverständnis des VUdAK bewegt und somit hilft, dieses zu explizieren und zu hinterfragen.

Deutschsprachigkeit

Sprache ist ein zentrales Merkmal von Identität, vielleicht sogar *das* zentrale Merkmal. Dementsprechend wird mitunter argumentiert, eine Minderheit könne nur existieren, solange auch die Minderheitensprache gesprochen werde, weil ein Verlust der Minderheitensprache ein untrügliches Zeichen des Aufgehens in der Mehrheitsgesellschaft wäre.[54] Was aber ist die Minderheitensprache der Ungarndeutschen? *Historisch* betrachtet ist es jedenfalls nicht das Hochdeutsche, sondern die im jeweiligen Dorf gesprochene Ortsvarietät. Durch die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts hat der Dialekt aber seinen Status als Muttersprache verloren, ja, so bilanziert Erb, es müsse »mit dem Verschwinden des Dialektes in absehbarer Zeit gerechnet werden«.[55] Zwar

[51] Siehe hierzu insbesondere: Gilles *Deleuze* – Félix *Guattari*: What is a minor literature? In: Mississippi Review 11 (1983) 3, 13–33; Karl *Esselborn*: Deutschsprachige Minderheitenliteraturen als Gegenstand einer kulturwissenschaftlich orientierten »interkulturellen Literaturwissenschaft«. In: Die andere Deutsche Literatur. Istanbuler Vorträge. Hgg. Manfred Durzak, Nilüfer Kuruyazici. Würzburg 2004, 11–22; Andreas *Herzog*: Transkulturalität als Perspektive der Geschichtsschreibung deutschsprachiger Literatur. In: Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien, Bewertungskriterien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Hgg. Werner Biechele, András F. Balogh. Budapest 2002, 25–35; *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 65–74.

[52] *Herzog*: Transkulturalität.

[53] *Esselborn*: Deutschsprachige Minderheitenliteraturen.

[54] Vgl. *Hermanik*: Arts and artists, 534.

[55] *Erb*: Sprachgebrauch, 142.

wird versucht, über die Einrichtung deutschsprachiger Schulen und Klassenzüge das Verschwinden des Deutschen zu verhindern, doch selbstredend wird an den Schulen nicht der Dialekt, sondern die Hochsprache unterrichtet. Gleichwohl erfüllt »die Standardvarietät noch nicht die Kriterien einer Muttersprache«.[56] Auch im innerfamiliären Alltag sprechen die meisten Ungarndeutschen heute eher Ungarisch als Deutsch. Um es statistisch zu verdeutlichen: Von den 131.951 Personen, die sich in der letzten Volkszählung aus dem Jahr 2011 der ungarndeutschen Nationalität zurechneten, gaben nur 38.248 an, dass Deutsch für sie den Status einer Muttersprache habe – wobei die Frage nach der tatsächlichen Sprachkompetenz dieser Personen hier natürlich offenbleiben muss.[57]

Diese Ausgangslage macht deutlich, weshalb der VUdAK für die Förderung des deutschsprachigen Schrifttums eintritt. In dem Versuch, die deutsche Sprache als Sprache der Minderheit zu bewahren oder besser: zu fördern und wiederherzustellen, spiegelt sich das allgemeinere Bestreben, auch in Zukunft als Minderheit wahrnehmbar zu bleiben. Die Überlegung, dass die deutsche Sprache ein wichtiges Distinktionsmerkmal sein kann, um die Ungarndeutschen von der ungarischsprachigen Mehrheitsbevölkerung abzuheben, mag dann schnell in der Schlussfolgerung münden, dass ungarischsprachige Texte ungarndeutscher Autoren »der ungarischen Literatur zugeordnet und ihre ästhetischen Qualitäten […] in einem ungarischsprachigen Kontext bewertet werden« müssen.[58] Aber weshalb eigentlich? Immerhin sind die ungarische Sprache und Kultur für die Ungarndeutschen mindestens ebenso wirkmächtig wie ihre deutschen Wurzeln. So wichtig der Erhalt der deutschen Sprache für das Überleben der Minderheit auch sein mag: Das ungarische und ungarischsprachige Element konsequent aus der literarischen Produktion der Ungarndeutschen heraushalten zu wollen, wird der Lebensrealität und überdies den Realitäten des literarischen Schaffens nicht gerecht. Das lässt sich an zwei prominenten Figuren exemplarisch festmachen: Valeria Koch und Márton Kalász.

Valeria Koch (1949–1998) gilt vielen als der »Star der ungarndeutschen Dichtung nach dem Zweiten Weltkrieg«.[59] In Fünfkirchen (*Pécs*) trägt ein

---

[56] Ebenda.

[57] Vgl. die entsprechende Tabelle in: *Seewann – Portmann*: Donauschwaben, 312.

[58] Helmut Herman *Bechtel*: Eine interkulturelle literarische Landschaft. Die Repräsentationen des Fremden in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Hamburg 2018, 77.

[59] Ingmar *Brantsch*: Das Leben der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg im Spiegel ihrer Dichtung. Wien 1995, 94.

Schulzentrum, das auch ein deutschsprachiges Gymnasium beinhaltet, ihren Namen. Nichtsdestotrotz blieb Koch der Durchbruch im gesamtdeutschen Literaturbetrieb verwehrt. Was sie als Beispiel für das Grenzgängertum der Ungarndeutschen interessant macht, ist insbesondere ihr Leben *in* und *zwischen* zwei Sprachen. So promovierte Koch über Martin Heidegger – tat dies jedoch auf Ungarisch, da ihr eine deutschsprachige Dissertation verweigert wurde. Sie wurde dadurch zu »einer der ersten ungarischen Spezialisten, die für Heideggers eigenwillige Sprache entsprechende ungarische Begriffssprachschöpfungen zuwege bringen mußten«.[60] Noch deutlicher wird das Balancieren an der Grenze zwischen zwei Sprachen, wenn man sich ihren 1982 veröffentlichten, zweisprachigen Gedichtband „Zuversicht – Bizalom" vornimmt.[61] Bei allen dort versammelten Texten handelt es sich um »autonome Kunstwerke, die entweder in der einen oder in der anderen Sprache verfasst worden sind«.[62] Koch will sich nicht zwischen dem Ungarischen und dem Deutschen entscheiden. Sie nutzt gleichberechtigt beide Sprachen, um sich in ihnen künstlerisch auszudrücken. Dieser sprachlichen Doppelung entspricht auch eine inhaltliche: Wie es Szendi etwas pathetisch ausdrückt, bewege sich Koch zwischen der »Verpflichtung, den Ahnen treu zu sein und der modernen Zeit zu entsprechen«.[63] Bescheidener formuliert: Koch sieht sich selbst als Mitglied der ungarndeutschen Minderheit und als Teil des Versuchs, dieser Minderheit durch die Wiederaufnahme der literarischen Produktion eine Stimme zu verleihen. Gleichwohl möchte sie mehr sein als eine schriftstellernde Vergangenheitsbewältigerin, mehr als nur Mitglied einer bestimmten Gruppe: Es geht ihr auch darum, Anschluss an zeitgenössische literarische Strömungen zu finden und darum, zu verhindern, dass die beiden Bestandteile ihrer Identität, das Deutsche und das Ungarische, gegeneinander ausgespielt werden.

Der Fall von Márton Kalász (*1934) ist etwas anders gelagert und dennoch vergleichbar. Kalász, der bei Kochs Gedichtband „Zuversicht – Bizalom" als Lektor agierte, sagt von sich selbst, dass er »in den ersten zehn Jahren« seines »Lebens ungarisch so gut wie keinen Ton hervorgebracht hatte«.[64] Die Muttersprache von Kalász ist Deutsch. Schon früh steht für ihn fest, dass er

---

60 Ebenda, 95–96.

61 Valeria *Koch*: Zuversicht – Bizalom. Budapest 1982.

62 *Bechtel*: Eine interkulturelle literarische Landschaft, 91.

63 Zoltán *Szendi*: Intertextuelle Mehrschichtigkeit in der Lyrik Valeria Kochs. In: Werkstatt 11 (2016) 75–87, hier 86.

64 Márton *Kalász*: Bemessener Trost. Dresden 1984, 72.

Schriftsteller werden möchte. Auf Deutsch zu schreiben und ein in Ungarn lebender Berufsschriftsteller zu sein, ist in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg aber völlig ausgeschlossen. Oder wie Kalász sein Dilemma im Rückblick beschreibt: »Ich wollte nicht einen Augenblick meine Herkunft, meine Familie vergessen, schon gar nicht verleugnen. Aber was immer ich mir vornahm, meinen Platz suchen konnte ich einzig und allein in der größeren Gemeinschaft, in der ungarischen und in dem Land, das schließlich mein Vaterland ist.«[65]

Kalász wird, was er sich vorgenommen hat: ein erfolgreicher ungarischer, das heißt: auf Ungarisch schreibender Schriftsteller.[66] Er gewinnt sämtliche renommierte Literaturpreise des Landes, beispielsweise zweimal den Attila-József-Preis (1971, 1987). Im Jahr 2001 wird er Vorsitzender des Ungarischen Schriftstellerverbandes. Was auf den ersten Blick nach einer erfolgreichen Assimilationsbiografie aussieht, ist auf den zweiten Blick doch weitaus mehr als das: In seinem 1986 auf Ungarisch erschienen Roman „Téli bárány" („Winterlamm", 1992) erzählt Kalász von den Wirren der Zwischenkriegszeit und den ersten Jahren im Sozialismus aus der Sicht der ungarndeutschen Minderheit.[67] In diesem Roman gelingt es Kalász, ein vielschichtiges und psychologisch fein gezeichnetes Panorama zu entfalten, welches die Widersprüchlichkeiten der Zeit auch innerhalb der ungarndeutschen Minderheit offenlegt: »Der massive Opferdiskurs der ungarndeutschen Identität wird in „Winterlamm" zwar nicht destruiert, aber radikal hinterfragt und dadurch, dass Ursachen seiner Entstehung sichtbar gemacht werden, zum ersten Mal in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur auch kritisch diskutierbar gemacht.«[68]

Angesichts dessen erscheint die Behauptung, dass man sich bei der Auseinandersetzung mit Kalász eindeutig »im Gebiet der ungarischen Literatur«[69] bewege, zweifelhaft. Dass sich Kalász gegen seine Muttersprache entscheiden musste, um als Schriftsteller reüssieren zu können, lässt sich als Ausdruck der prekären Lage der ungarndeutschen Minderheit interpretieren. Daraus aber zu schließen, dass Kalász allein der ungarischen Nationalliteratur und nicht *auch* der Literatur der ungarndeutschen Minderheit zugerechnet werden dürfe, erscheint nicht ohne weiteres einsichtig. Gerade dadurch nämlich, dass

---

65 Ebenda, 76.

66 *Regner*: Approaching, 140.

67 Márton *Kalász*: Winterlamm. Graz 1992.

68 Eszter *Propszt*: Zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Würzburg 2007, 151.

69 *Bechtel*: Eine interkulturelle literarische Landschaft, 79.

Kalász den Schritt auf die große nationale Bühne wagt, verleiht er der ungarndeutschen Minderheit in der Öffentlichkeit Gewicht. Der Leserkreis, den er durch sein Schreiben anzusprechen vermag, ist ungleich größer als derjenige der ungarndeutschen Autoren, die ausschließlich auf Deutsch schreiben und aufgrund ihres regional begrenzten Wirkens höchstens von anderen Mitgliedern der Minderheit rezipiert werden. Gerade durch seine Abwendung von der deutschen Sprache vollzieht Kalász paradoxerweise also eine Hinwendung zur Minderheit, zu ihrer Geschichte und den in dieser Geschichte ablesbaren Versuchen der Identitätskonstruktion.

Weder bei Koch noch bei Kalász läuft das Verfassen ungarischsprachiger Texte auf den Versuch hinaus, die Zugehörigkeit zur ungarndeutschen Minderheit abzuschütteln. Vielmehr wird bei beiden die prekäre Stellung zwischen zwei verschiedenen Sprachen, Kulturen und Identitäten offensiv thematisiert und kreativ aufgefangen. Für Koch, aber auch für Kalász ist der Bezug zur ungarndeutschen Minderheit von zentraler Bedeutung: Beide umkreisen das Thema in ihren Werken. Gleichzeitig jedoch haben die geschichtlichen Entwicklungen die Verzahnung von Sprache und Identität problematisch werden lassen. Nicht umsonst entscheidet sich Kalász für die ungarische Sprache als Sprache seines Schreibens, und nicht umsonst trägt der Band mit einer Auswahl aus den gesammelten Werken Valeria Kochs den Titel „Stiefkind der Sprache".[70] Aus dem historisch bedingten Dilemma gibt es keinen einfachen und schon gar keinen eindeutigen Ausweg. Koch und Kalász aber zeigen in ihren Werken zwei gangbare Optionen auf, die der Hybridität ungarndeutscher Identität Rechnung tragen. Und noch mehr: Diese Hybridität scheint innerhalb der ungarndeutschen Minderheit vor allem dann artikulierbar und bearbeitbar zu werden, wenn die – zur Orientierung möglicherweise durchaus hilfreichen – Kriterien zur Beschreibung dessen, was ungarndeutsche Literatur ausmacht, nicht zu dogmatisch ausgelegt werden. Was am Beispiel der Deutschsprachigkeit herausgearbeitet wurde, lässt sich auch an den beiden anderen Kriterien veranschaulichen.

Entstehung außerhalb des sprachlich-literarischen Kernraumes deutscher Literatur

Folgt man dem Vorschlag Ritters, ist die ungarndeutsche Literatur auch durch ihre Entstehung außerhalb des sprachlich-literarischen Kernraumes deutscher Literatur, also durch ihre Entstehung außerhalb Deutschlands, Öster-

[70] Valeria *Koch*: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest [2]2008.

reichs und der Schweiz gekennzeichnet. Zweifelhaft an diesem zweiten Bestimmungsmerkmal ist zweierlei: zum einen die Orientierung an der deutschen Literatur als *Zentrum* einer im Vergleich dazu in der *Peripherie* angesiedelten ungarndeutschen Literatur, zum anderen die Betonung des Aufenthaltsortes des Verfassers. Der erste der beiden Punkte lässt sich leicht veranschaulichen: Die Vorfahren der heutigen Ungarndeutschen sind vor rund dreihundert Jahren nach Ungarn ausgewandert. Seit dreihundert Jahren sind sie fester Bestandteil des ungarischen Staatsgebildes. Umso zweifelhafter muss der Versuch sein, die ungarndeutsche Literatur fest an den Kernraum deutscher Literatur zu binden. Umgekehrt formuliert: Der Kernraum ungarischer Literatur scheint für die ungarndeutsche Literatur mindestens ebenso bedeutend zu sein; ungarndeutsche Geschichte und Kultur sind eben zu einem guten Teil auch ungarische Geschichte und Kultur. Diese Überlegung[71] ist selbstredend nicht mit der Forderung in eins zu lesen, die ungarndeutsche Literatur nun als Untergattung der ungarischen Literatur einzuordnen. Ungarndeutsche Literatur lässt sich wahrscheinlich wohl am besten als Zwitterwesen verstehen. Sie ist an Motive und Narrative beider Nationalliteraturen anschlussfähig – und de facto angeschlossen, eröffnet also im Grunde einen interkulturellen oder transkulturellen Horizont.[72]

Was aber hat es mit dem zweiten Punkt, der Problematisierung des Aufenthaltsortes des Verfassers außerhalb des Kernraums deutscher Literatur auf sich? Auch hier hilft ein konkretes Beispiel zur Veranschaulichung. Stefan Raile wurde 1937 in Südungarn geboren und im Alter von zehn Jahren, kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, mit seiner Familie nach Sachsen vertrieben. Die Schwierigkeiten, in der neuen Heimat Fuß zu fassen, beschreibt er in seinem autobiografischen Erzählband „Dachträume“ (1996) ebenso wie in seinem Roman „Die Melone im Brunnen“ (2004), der einige der Erzählungen wiederaufnimmt, erweitert und mit einer Rahmenhandlung versieht.[73] Raile verbringt sein Leben in der DDR, arbeitet als Lehrer und beginnt nebenher zu schreiben. Dem Thema der Vertreibung der Ungarndeutschen kann er sich aufgrund der staatlich verordneten Tabuisierung erst nach dem Ende der DDR widmen. Dennoch versteht sich Raile als Mitglied der ungarndeutschen Minderheit, schreibt auf Deutsch und über das Schicksal der Ungarndeut-

[71] Siehe hierzu auch *Herzog*: Transkulturalität, 30.

[72] Vgl. *Esselborn*: Deutschsprachige Minderheitenliteraturen; *Herzog*: Transkulturalität; *Regner*: Approaching.

[73] Stefan *Raile*: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996; St. *Raile*: Die Melone im Brunnen. Halle 2004.

schen – aber nicht außerhalb des Kernbereichs deutscher Literatur. Raile ist deutscher Staatsbürger. Man kann ihn deshalb der allgemeineren, nicht auf ungarndeutsche Autorinnen und Autoren beschränkten Kategorie der deutschen Vertreibungsliteratur nach dem Zweiten Weltkrieg zurechnen. Ebenso wenig aber ist es abwegig, ihn als ungarndeutschen Autor zu betrachten. Dieser Einordnung scheint auch der VUdAK offen gegenüberzustehen; immerhin veröffentlichte er „Dachträume" als vierten Band seiner Reihe literarischer Publikationen.

Wie schon bei Kalász, so ist auch bei Raile die Einordnung nicht beliebig, aber variabel. Kalász schreibt ungarischsprachige, Raile deutschsprachige Literatur. Und ebenso, wie manches dafür spricht, Kalász als ungarischen *und zugleich* ungarndeutschen Schriftsteller zu verstehen, scheint es plausibel, Raile als deutschen *und zugleich* ungarndeutschen Schriftsteller zu betrachten. Raile durch definitorische Volten ausschließlich für die ungarndeutsche Literatur vereinnahmen zu wollen, scheint ebenso wenig notwendig wie das Bestreben, Kalász außerhalb der ungarndeutschen Literatur anzusiedeln. Wie schon Kalász und Koch, so verkörpert auch Raile die hybride Natur und Multipolarität ungarndeutscher Identität. Aber wenn neben der *Deutschsprachigkeit* auch die *Entstehung außerhalb des sprachlich-literarischen Kernraums deutscher Literatur* ein problematisches Kriterium ist, können dann nicht einfach all diejenigen als ungarndeutsche Autorinnen und Autoren gelten, die sich aufgrund ihrer *Herkunft* der Minderheit zurechnen lassen?

Die Mitglieder der ungarndeutschen Minderheit als Autorinnen und Autoren

Wie weiter oben ausgeführt: Das Ungarndeutschtum ist ein Konstrukt, das erst in der Zwischenkriegszeit eine gemeinschaftsstiftende Wirkung zu entfalten begann. Pragmatische, historisch gewachsene Kategorien wie *ungarndeutsch* aber haben unscharfe Grenzen, so dass manchmal nicht eindeutig zu entscheiden ist, wer ihnen zuzurechnen ist und wer nicht. Das macht wie auch immer geartete ethnische oder nationale Zuordnungen prinzipiell angreifbar. Im Hinblick auf die Mitglieder der ungarndeutschen Gemeinschaft lassen sich zwei Arten von Randphänomenen unterscheiden: zum einen Personen, die in Deutschland geboren wurden, die es aber nach Ungarn verschlagen hat, und die dort Anschluss an die ungarndeutsche Bevölkerung gewinnen; zum anderen Personen, die man aufgrund ihrer Geburt und der Umstände ihres Aufwachsens der ungarndeutschen Minderheit zurechnen

würde, die sich aber selbst von dieser Zugehörigkeit distanzieren. Für beide Randphänomene gibt es Beispiele in der zeitgenössischen Literatur.

Ingeborg Hecker wurde 1934 in Zwickau geboren und arbeitete in der DDR als Kindergärtnerin und Kindergartenleiterin, ehe sie 1962 nach Ungarn heiratete. Auch für sie markierte der Aufruf „Greift zur Feder!" den Beginn ihrer literarischen Tätigkeit.[74] In der Anthologie „Tiefe Wurzeln" ist sie mit einer kurzen Prosaerzählung vertreten. Zehn Jahre später noch findet sie in die Anthologie „Jahresringe" mit zwei Gedichten und einer Prosaerzählung Aufnahme. Ähnlich verhält es sich beim 1968 in Bamberg geborenen Udo Pörschke, der Anfang des Jahrtausends mit seiner Familie von Deutschland nach Südungarn zog und sich dort nun literarisch betätigt, ablesbar etwa an der Publikation des deutschsprachigen Erzählbandes „Unter dem Buddha-Baum und zwölf weitere Geschichten".[75] Über Pörschke schreibt Helmut Herman Bechtel, er sei »im letzten Jahrzehnt bewusst als aktiver Schriftsteller in der ungarndeutschen Kulturszene anwesend«.[76]

Wie man also offenkundig in die Gemeinschaft der Ungarndeutschen hineinwachsen kann, so kann man aus dieser Gemeinschaft auch hinauswachsen und sich von ihr distanzieren. Das prominenteste Beispiel hierfür ist wahrscheinlich Terézia Mora: In Ödenburg (*Sopron*) geboren und zweisprachig aufgewachsen, ging Mora unmittelbar nach der politischen Wende zum Studium nach Berlin. Ihre literarischen Werke hat sie bisher ausschließlich auf Deutsch verfasst. Dennoch »distanziert« sie »sich zumeist von der ungarndeutschen Literatur beziehungsweise wehrt sich gegen eine Kategorisierung als ungarndeutsche Autorin«.[77] In einem Interview für die Literaturbeilage der „Neuen Zeitung" aus dem Jahr 2000 sagte Mora: »Manche bezeichnen mich als ungarische Schriftstellerin und manche als deutsche, aber als ungarndeutsche, so eine Kategorie, glaube ich, gibt es nicht. […] Ich hatte in meiner Kindheit einige kurze Kontakte mit der ungarndeutschen Gemeinde, die mir ehrlich gesagt nicht so besonders gefallen haben. Und ich habe mich da auch rausgehalten. Ich hatte das Gefühl, daß das Verhalten dieser Gemeinde äußerst rückwärtsgewandt und negativ war.«[78]

---

74 Vgl. *Jahresringe. Ungarndeutsche Anthologie*. Hg. Béla Szende. Budapest 1984, 223; *Tiefe Wurzeln* 103.

75 Udo *Pörschke*: Unter dem Buddha-Baum und zwölf weitere Geschichten. Szekszárd 2012.

76 *Bechtel*: Eine interkulturelle literarische Landschaft, 74.

77 *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 74.

78 Judit *Klein*: Ungarin und deutsche Schriftstellerin. Terézia Mora, Bachmann-Preisträgerin. In: Signale. Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst 17 (2000) 1, 9.

Wie aus Moras Selbstaussage deutlich hervorgeht, sieht sie im Ungarndeutschtum kein zukunftsfähiges Modell – oder hat es jedenfalls nichts als solches erlebt. Diese scharfe persönliche Abgrenzung ist zumindest interessant – fällt doch auf, dass sich gerade die bekanntesten, potentiell der ungarndeutschen Literatur zurechenbaren Autorinnen und Autoren wie Mora, Kalász, Koch und Raile nicht innerhalb einer klar umrissenen Definition deutscher Minderheitenliteratur bewegen, wie sie in der Konzeption Ritters und im Selbstverständnis des VUdAK anklingt. So ist denn auch die Vermutung geäußert worden, dass es die Einordnung in das ungarndeutsche Kollektiv den einzelnen Autoren mitunter schwermache, »ihre Individualität auszudrücken, aus dem Rahmen der Erwartungen an eine für das Kollektiv wertvolle Literatur herauszutreten und Neues zu schaffen«.[79] Vielleicht ist eine kosmopolitisch denkende Autorin wie Mora innerhalb einer ungarndeutschen Literaturlandschaft, die sich so versteht, wie sie sich gemäß den Statuten des VUdAK gegenwärtig versteht, gar nicht vorstellbar.

3. Hybride Identität – oder: Ein Leben im Dazwischen

Wie die vorangegangenen Abschnitte deutlich gemacht haben, muss man die ungarndeutsche Literatur nicht zwingend als deutsche Minderheitenliteratur oder als deutsche Literatur des Auslands auffassen.[80] Es lässt sich jedenfalls argumentieren, dass ein Text weder zwingend auf Deutsch verfasst werden noch außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraums entstehen muss, um als ungarndeutsche Literatur gelten zu können. Ebenso wenig scheint ohne weiteres klar zu sein, wer Mitglied der ungarndeutschen Minderheit ist. Demzufolge erscheint auch der Versuch einer ethnischen oder nationalen Identifizierung ungarndeutscher Autorinnen und Autoren potentiell angreifbar.

So spricht viel dafür, von einem essentialistischen Verständnis dessen abzurücken, was ungarndeutsche Literatur ausmacht. Und es spricht viel dafür, das Ungarndeutschtum konsequent als Grenzphänomen zu begreifen und sichtbar zu machen, anstatt von einer allein schon *historisch* bedingt hybriden Identität wie eben jener der Ungarndeutschen definitive und definitorische

---

[79] *Regner*: Ungarndeutsche Literatur, 74.

[80] Siehe hierzu auch Csaba *Földes*: Kontaktologische Studien als Gegenstand einer interkulturell orientierten Germanistik. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 127 (2002) 128–143, hier 137.

Klarheit zu erwarten. Während sich diese Erkenntnis im Selbstverständnis des VUdAK im Augenblick nicht widerspiegelt, fügt sie sich gut in den Tenor aktueller politik-, geschichts- und kulturwissenschaftlicher Theorien ein, die Begriffe wie Nation, Ethnie oder kulturelle Identität als »normalisierte Fiktion«[81] begreifen.[82] Im Wesentlichen laufen diese Überlegungen darauf hinaus, zu zeigen, dass es sich bei diesen Begrifflichkeiten nicht um natürliche oder gar biologische, sondern um gemachte und gewachsene Kategorien handelt. Ihre Wirkmächtigkeit und ihr Realitätsgehalt speisen sich vor allem daraus, dass Menschen sich an ihnen orientieren, dass Menschen sie nutzen, um an ihnen ihr Denken und Handeln auszurichten. Aus solchen kollektiv gewordenen Überzeugungssystemen ist im Laufe der Geschichte viel Unheil hervorgegangen – man denke nur etwa an den Nationalismus im Europa des 19. Jahrhunderts –, was einen zu der Schlussfolgerung verleiten kann, dass man sie konsequent dekonstruieren und sich von ihrem Gebrauch fernhalten sollte.

Gleichwohl können Menschen wahrscheinlich schon aufgrund ihrer kognitiven Ausstattung nicht auf das Denken in Kategorien verzichten – ist es doch elementarer Bestandteil unserer Fähigkeit, die Welt sprachlich zu erfassen und zu beschreiben.[83] Hinzu kommt, dass gemachte und gewachsene Kategorien umso mehr an Realität gewinnen, also umso mehr *tatsächlich* plausible Analysekategorien werden, je tiefer und je länger sie im Bewusstsein der Menschen und in den von ihnen geschaffenen Strukturen verankert sind. Nur, weil die Kategorie der Ungarndeutschen keine *natürliche* Kategorie ist, die seit Anbeginn der Schöpfung existiert, folgt daraus also nicht automatisch, dass man sich von ihrem Gebrauch verabschieden sollte.[84] Sie heranzuziehen, kann durchaus helfen, die Welt zu verstehen, wie sie sich uns im Augenblick darstellt. Das bedeutet nicht, dass man sich unkritisch mit der Kategorie des Ungarndeutschen identifizieren muss. Vielleicht liegt die Kunst darin, sie

---

81 Samuel *Salzborn*: Ethnizität und ethnische Identität. Ein ideologiekritischer Versuch. In: Zeitschrift für kritische Theorie 22/23 (2006) 99–119, hier 113.

82 Benedict *Anderson*: Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism. London 1983; Eric John *Hobsbawm*: Nations and nationalism since 1780. Programme, myth, reality. Cambridge 1991; Stuart *Hall*: Das verhängnisvolle Dreieck: Rasse, Ethnie, Nation. Frankfurt am Main 2018; François *Jullien*: Es gibt keine kulturelle Identität. Wir verteidigen die Ressourcen einer Kultur. Frankfurt am Main 2017.

83 Vgl. Robert K. *Logan*: The extended mind. The emergence of language, the human mind and culture. Toronto 2007.

84 Zum allgemeineren Hintergrund dieser Idee: Ian *Hacking*: The social construction of what? Cambridge 1999.

spielerisch ernst zu nehmen, beziehungsweise darin, einen Mittelweg zwischen Konstruktivismus und Essentialismus zu finden, das heißt: einerseits anzuerkennen, dass die Kategorie *ungarndeutsch* für den Lebensvollzug, die Identität und das Miteinander einer bestimmten Gruppe von Menschen von Bedeutung ist, sich aber andererseits gleichzeitig von Versuchen der Naturalisierung und rigiden ethnischen Aufladung des Begriffs zu distanzieren. Mit anderen Worten: Die Kategorie der Ungarndeutschen und somit auch der ungarndeutschen Literatur sind gemacht und haben deshalb *notwendigerweise* unscharfe Grenzen – wie allein schon der Überblick über die Geschichte der Deutschen in Ungarn gezeigt hat. Deshalb geht man fehl, wenn man sie zu eng und zu dogmatisch auslegt, um auf diese Weise scheinbar klare Grenzen zu ziehen. Man geht aber auch fehl, wenn man sie zur bloßen Schimäre erklärt und so tut, als bleibe einem nichts Anderes übrig, als sie aus dem eigenen Wortschatz zu streichen. Begriffe geben uns Orientierung, sie liefern keine endgültigen Antworten – so auch Begriffe wie *ungarndeutsch* oder *ungarndeutsche Literatur*.

An dieser Stelle bietet es sich an, einen Blick zurück auf die einleitenden Überlegungen zu werfen: Was die vier möglichen Formen ungarndeutschen Selbstverständnisses betrifft, hatte Seewann für den Hungarus-Typus als einzig zukunftsfähiger Ausgestaltung ungarndeutschen Selbstverständnisses votiert, weil es ihm gelinge, auf dem schmalen Grat zwischen Traditionsbewusstsein und Geschichtsvergessenheit zu wandeln. Im Hinblick auf die ungarndeutsche Literatur ergibt sich ein gewissermaßen paralleles Bild: Die Qualität der Texte, die nach dem engeren Begriffsverständnis Ritters aus dem Jahr 2001 und des VUdAK der ungarndeutschen Literatur zuzurechnen sind, steht praktisch seit ihrem Wiederaufleben in den 1970er Jahren in der Kritik.[85] Demgegenüber scheinen die ästhetisch-sprachlich ansprechendsten Werke, die das Problem ungarndeutscher Identität am differenziertesten aufgreifen und am kreativsten thematisieren, von Autorinnen und Autoren zu stammen, die sich nicht ohne Weiteres unter Heranziehung der genannten Kriterien beschreiben und zuordnen lassen.

[85] Vgl. *Brantsch*: Das Leben; *Propszt*: Zur interdiskursiven Konstruktion; János *Szabó*: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vor historischem Hintergrund. In: Deutsche in Budapest. Hg. Wendelin Hambuch. Budapest 1999, 426–430.

Peter Kersche, Klagenfurt

Auf den publizistischen Spuren des ungarischen Malers Dezső Czigány (1883–1937)

Es ist allgemein bekannt, dass Dichter und Maler mit Geldnöten zu kämpfen hatten und haben, solange sie nicht einigermaßen bekannt geworden sind. Der weitaus größte Teil der Künstler bringt es nicht zu Wohlstand und wird auch nach dem Tod von der Öffentlichkeit und der Fachwelt kaum oder gar nicht beachtet. Selbst viele heute allgemein anerkannte Größen haben sich mehr oder minder mühsam durchs Leben schlagen müssen.

Einen sympathisch-skurrilen Einblick ins Leben eines armen Poeten gewährt uns das kleine Bild von Carl Spitzweg (1808–1885) aus dem Jahre 1839. Aber diesem armen Schlucker geht es gar nicht so schlecht, denn er weiß sich zu helfen. Der Regenschirm schützt ihn vor der Nässe, die durchs Dach dringt. Zwischen seine Lippen hat er keine Pfeife, sondern nur eine Schreibfeder geklemmt. Vielleicht hilft ihm diese beim Nachdenken. Die Brille hat er verkehrt herum aufgesetzt, so dass die Bügelenden nach oben ragen. Ist er so zerstreut, weil er an etwas Anderes denkt als an seine Wirklichkeit? Es ist Winter und kalt, deshalb hat er seinen zerschlissenen Rock an und verlässt nicht seine warme Schlafstelle. Offensichtlich findet er sich mit seinem Los durchaus ab und lässt sich vom Dichten durch nichts abbringen. Diesen Eindruck hatte ich vor geraumer Zeit bei der näheren Betrachtung des Bildes in der Münchener Neuen Pinakothek. Das Vorbild dieses Dichters soll der Münchener Hofpoet Mathias Etenhueber (1722–1782) gewesen sein, dem es streckenweise wahrlich nicht gut ging.

Aber so manchen trifft es schlimmer beziehungsweise die Betreffenden empfinden ihr Schicksal plötzlich aussichtslos und wollen sich mit den tristen Gegebenheiten nicht länger abfinden. Die Reaktion auf ihre missliche Situation nimmt eine andere Wendung als bei Spitzwegs Mansardenzimmerbewohner, der es sich so bequem macht, wie es ihm bei seinen sehr beschränkten Mitteln möglich ist. Er wird sich wohl immer wieder gedacht haben, es sei

doch viel besser eine Dachkammer zu bewohnen als in einem Kellerloch zu hausen. In der am Boden liegenden Matratze sah er auch keine Matratzengruft. So konnte er sich durch seine Sicht aufs Dasein über so manche Entbehrung hinwegtrösten. Andere im Elend fristenden Existenzen sehen jedenfalls keinen Ausweg aus ihrem unerträglich empfundenen Zustand und verhalten sich radikaler, machen kurzerhand Schluss mit ihrem unbefriedigenden Leben und reißen unter Umständen noch andere mit in den Tod.

Vor etwa vier Jahrzehnten kaufte ich in einem außerhalb der Innenstadt Wiens gelegenen, schäbig aussehenden Antiquariat, das es heute nicht mehr gibt, etliche nicht besonders interessante Bücher um den Betrag einer Wochenzeitung. Darunter befand sich ein dreiaktiges Ritterschauspiel in Versen von Friedrich Hammer. Es spielt zur Zeit des zweiten Kreuzzugs. Die Hauptgestalten sind der Ritter Heribald von Reichenstein und sein Knappe Kunz, die in Mossul (dem einstigen Ninive) in Gefangenschaft geraten, die aber wunderbarerweise ihre Freiheit durch ein Fässchen Rheinwein – als wirkungsvolle Arznei des von den Ärzten bereits aufgegebenen Paschas eingesetzt – wiedererlangen. Das höchstwahrscheinlich nie aufgeführte Theaterstück trägt den Titel „Die Kreuzfahrer vom Rhein oder Knappentreue!“ und ist 1903 in Pilsen (*Plzeň*) erschienen. Im Buch entdeckte ich unlängst beim Abstauben eine mehrfach sorgfältig gefaltete Zeitungsseite, die einst wohl als Lesezeichen diente. Aus diesem Buchzeichen schließe ich, dass der Vorbesitzer bereits nach etwa fünfzehn Minuten, wenn ich mein Lesetempo als Zeitmaß anwende, die Lektüre ärgerlich unterbrach. Den Fund nahm ich genauer in Augenschein. Es handelte sich um die „Westböhmische Tageszeitung. Pilsner Tagblatt“ vom Dienstag, den 4. Januar 1938, das meinen voreiligen Kauf nun nachträglich rechtfertigt: »Schreckenstat eines ungarischen Malers. Dreifacher Mord und Selbstmord. Budapest. (Eigenbericht) Der akademische Maler Desider Cigany hat in den ersten Morgenstunden des Freitag seine 28jährige Tochter und sein zweijähriges Enkelkind, die aus Paris zu Besuch gekommen waren, erschossen, seine 57jährige Frau durch einen Revolverschuß schwer verletzt und, nachdem er noch einige Abschiedsbriefe geschrieben hatte, seinem Leben durch einen Schuß ein Ende bereitet. Was den etwas reizbar veranlagten bekannten Künstler, der mit großen materiellen Sorgen zu kämpfen hatte, bestimmt hat, sich selber und seine ganze Familie auszurotten,

ist noch nicht bekannt. In einem hinterlassenen Brief an einen befreundeten Maler verfügt er, dass seine Bilder verbrannt werden müssen.«[1]

Der Maler war mir nicht bekannt. Beim Wort *Cigany* erinnerte ich mich an den ziemlich gleich lautenden Namen des Hundes Czigány in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung „Der Erstgeborene," die in Ungarn spielt, an die einst beliebte Benennung der Rennpferde meist mit einem Zusatz etwa *legény*, das bedeutet auf Ungarisch *Junge*, das entspricht der Konstruktion nach dem englischen Stutennamen *Gypsy Girl*, und an das Lied aus Imre Kálmáns Operette „Gräfin Mariza", „Komm, Czigany, komm, Czigany, spiel mir was vor". Ein weiterer ungarischer Maler aus diesem Zeitabschnitt war der durch den Ersten Weltkrieg traumatisierte Lajos Gulácsy (1882–1932), ein Vorgänger des Surrealismus, der sich in Rom, Florenz und Paris weiterbildete, dann nach Budapest zurückkehrte und ab 1919 den Rest seines Daseins in einer Irrenanstalt verbrachte. Nun war ich neugierig geworden, ob der seinerzeit angeblich *bekannte Maler* weiterhin im Gedächtnis der Kunsthistoriker geblieben oder ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Mit der Suche nach *Desider Cigany* hatte ich zunächst kein Glück, bis ich auf die Idee kam, der Namen könnte falsch geschrieben sein. In einem Verzeichnis stieß ich bald auf *Dezső Czigány*, der am 1. Juni 1883 in Budapest geboren wurde und sich mutmaßlich aus Verbitterung in einer depressiven Phase am Freitag, den 31. Dezember 1937, in Budapest erschoss. Die weiteren Nachforschungen stellten sich als recht schwierig dar, weil der Beitrag von Éva Hollósi im monumentalen „Allgemeinen Künstlerlexikon"[2] zwar den schöpferischen Werdegang genau nachzeichnet, das Privatleben aber völlig ausblendet. Man erfährt nur nach der Angabe des Todesdatums in Klammern gesetzt, dass der Maler durch Suizid endete. Die angegebene weiterführende Literatur ist durchweg in ungarischer Sprache gehalten, also für mich nur mit fremder Hilfe zugänglich, die ich aber keinesfalls in Anspruch nehmen wollte. Nach und nach stieß ich auf halbwegs brauchbare Informationen. Zunächst fand ich über die Österreichische Nationalbibliothek eine – neue Aspekte aufweisende – Meldung in der „Salzburger Chronik" vom 3. Januar 1938, die hier in voller Länge wiedergegeben sei: »Tragischer Silvesterabend. Tragödie

---

1 *Schreckenstat eines ungarischen Malers. Dreifacher Mord und Selbstmord*. In: Westböhmische Tageszeitung. Pilsner Tagblatt 39 (1938) 2, 4. Januar, 2.

2 Éva *Hollósi*: Czigány, Dezső (eigtl. Wimmer). In: Allgemeines Künstler-Lexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Hg. K. G. Saur. XXIII. München/Leipzig 1999, 310–311.

in einem Budapester Maleratelier – Drei Tote. DNB,[3] Budapest, 2. Jänner. Eine blutige Tragödie hat sich in einem Budapester Maleratelier abgespielt. In den Vormittagsstunden des Silvestertages wurde auf polizeiliche Anordnung das Atelier des Malers Czigany geöffnet, da seit einigen Tagen von der dort lebenden Familie keinerlei Lebenszeichen festzustellen waren. Der Polizei bot sich ein furchtbarer Anblick. Man fand den Maler Czigany, seine verheiratete Tochter und deren kleine Tochter mit Schußwunden tot auf. Die Frau des Malers, die gleichfalls schwere Schußwunden trug, wurde in hoffnungslosem Zustand ins Hospital gebracht. Man nimmt an, dass wirtschaftliche Not die Ursache dieser furchtbaren Tat war.«[4]

Die bemerkenswerteste Neuentdeckung ist die Todesnachricht seiner zweiten Frau in der „Salzburger Chronik" vom 10. April 1911.[5] Sie trat als Malerin unter ihrem Mädchennamen Marie Trebiczky (1886–1911, in anderen Berichten *Trebitzky*,[6] *Freliczky*[7] und *Szeiliczky*[8]) auf, war aber weit weniger erfolgreich als ihr Mann. Czigány lernte sie in der Pariser Malerakademie kennen. Nach der Darstellung der genannten Zeitungsnotiz hat sie sich »in einem Anfall von Nervosität erschossen und blieb auf der Stelle tot. Angeblich soll unbefriedigender künstlerischer Ehrgeiz das Motiv der Tat« gewesen sein.[9] Die Morgenausgabe des Wiener „Deutschen Volksblattes" vom 9. April 1911, die also einen Tag vor der oben angeführten Kurzmeldung erschien, bringt einen ausführlicheren Beitrag, aus dem der Leser erfährt, dass es zwischen dem Künstlerehepaar öfters zu Streitigkeiten gekommen war, da ihm die Ehefrau seine Erfolge missgönnte. Weiters heißt es: »[…] gestern abends gerieten die Ehegatten in Zwist. Czigany begab sich nach Mitternacht zur Ruhe. Aus seinem Schlafe wurde er durch eine Detonation geweckt und fand seine Frau leblos auf dem Boden liegen. Die Frau hatte sich an dem Bette ihres älteren Kindes eine Kugel in den Kopf gejagt und war auf der Stelle tot

---

3 DNB = Deutsches Nachrichtenbüro, Presseagentur des Deutschen Reiches in der Zeit des Nationalsozialismus.

4 *Tragischer Silvesterabend. Tragödie in einem Budapester Maleratelier – Drei Tote*. In: Salzburger Chronik 74 (1938) 1, 3. Januar, 5.

5 *Selbstmord einer ungarischen Malerin.* In: Salzburger Chronik 47 (1911) 82, 10. April, 6.

6 Mit dieser Namensform in: *Familiennachricht. Hochzeit Desider Czigány und Marie Trebitzky am 25. Juni 1907*. In: Pester Lloyd 54 (1907) 152, 27. Juni, 4.

7 *Selbstmord einer Malerin.* In: Pester Lloyd 58 (1911) 81, 8. April, 4, Abendblatt.

8 *Selbstmord einer Malerin.* In: Prager Tagblatt 35 (1911) 102, 12. April, 7, Morgen-Ausgabe. Die Suche nach ähnlichen Namen blieb ergebnislos, da sich keine Malerin unter Szeliczky, Szeleczky, Streliczky, Strebitzky, Treliczky, Frelitzky, Frebitcky und Frebitzky fand.

9 *Selbstmord einer ungarischen Malerin.*

geblieben.«[10] Auch der „Pester Lloyd" berichtete umgehend über den Freitod. Wie das Kind reagierte und wie alt es war, wird auch hier nicht berichtet. Jedenfalls hatte Dezső Czigány aus zweiter Ehe zwei Kinder; die Tochter, die er 1937 erschoss, war zum Zeitpunkt des Todes ihrer Mutter erst zwei Jahre alt. Die soeben erwähnte ausführlichste Meldung vom Suizid seiner Frau erschien in der Abendausgabe des „Pester Lloyd" vom 8. April 1911 mit folgendem Wortlaut: »(Selbstmord einer Malerin.) Die Gemahlin des bekannten Malers Desider Czigány, geb. Marie Freliczky, hat heute nachts in ihrer Wohnung (Szabolcsgasse 1/a)[11] Selbstmord verübt. Frau Czigány, selbst eine talentierte Malerin, war mit ihrem Gemahl vor etwa 4 1/2 Jahren bekannt geworden und bald darauf fand auch die Trauung [25. Juni 1907][12] statt. Anfangs lebten die Ehegatten im besten Einvernehmen und widmeten sich ausschließlich ihrer Kunst. Als jedoch der Ehe zwei Kinder entsprossen, erfuhr das Leben des Künstlerpaares eine Trübung, da das Einkommen des Malers für den größeren Haushalt nicht ausreichte. Materielle Sorgen und die Pflege der Kinder machten es der Frau unmöglich, sich ihrer Kunst zu widmen. Die Frau war in der jüngsten Zeit stets sehr erregt und verbrachte viele Stunden weinend in ihrem Zimmer. Gestern abends schien sich Frau Czigány etwas beruhigt zu haben; sie plauderte mit ihrem Gatten und blieb bis 11 Uhr nachts wach. Czigány begab sich nach Mitternacht zur Ruhe. Kaum war er eingeschlafen, so wurde er durch die Detonation eines Schußes geweckt. Erschrocken sprang Czigány aus dem Bette und als er die Kerze ansteckte, fand er seine Gattin mit durchschossener Schläfe auf dem Fußboden liegend vor. Sie hatte sich neben dem Bette ihres älteren Kindes eine Kugel in die Schläfe gejagt und starb nach wenigen Augenblicken. Frau Czigány hat keinerlei Schreiben hinterlassen; man vermutet bloß, daß sie ihre Tat im Zustande einer nervösen Ueberreiztheit verübt haben dürfte. Die Leiche der unglücklichen Frau ist ins gerichtsärztliche Institut überführt worden.«[13] Bald darauf fand die Skandalausstellung der Künstlergruppe „Die Acht" (*Nyolcak*) statt, über die ein gewisser R., nämlich Max (Miksa) Ruttkay-Rothauser, jüdischer Theaterkritiker, Autor, Dramatiker, Librettist und Übersetzer (1863–1913), ausführlich in der vorhin erwähnten Zeitung am 29. April referiert. Czigány streicht er besonders her-

---

[10] *Selbstmord einer Künstlerin*. In: Deutsches Volksblatt 23 (1911) 7999, 9. April, 8, Morgen-Ausgabe.

[11] *Szabolcs utca*, Budapest, VI. Bezirk.

[12] *Familiennachricht. Hochzeit Desider Czigány und Marie Trebitzky am 25. Juni 1907*. In: Pester Lloyd 54 (1907) 152, 27. Juni, 4.

[13] *Selbstmord einer Malerin*. In: Pester Lloyd 58 (1911) 81, 8. April, 4, Abendblatt.

vor: »Czigány überrascht durch ein meisterliches Selbstporträt, das an Kraft und Ausdruck alle Bildnisse der Ausstellung weit übertrifft. Auch eine Landschaft des Künstlers und ein Stilleben sind zu loben. Mit einem interessanten Problem schlägt er sich in einer größeren Studie vergeblich herum. Zwei Frauengestalten, die an die Manier des Picasso erinnern, in der Architektur der Leiber und der Geste aber viel weiter zurück, in der Zeit der assyrischen Kunst Vorbilder haben, stellen den Versuch dar, Körperlinien mit Wandflächen und Wandfarben in Harmonie zu bringen.«[14]

Laut meinen Nachforschungen wird Dezső Czigány erstmals mit einem „Selbstportrait" in der Ausstellung im Münchner Kunstverein erwähnt, an der sich 70 Maler beteiligten, unter ihnen auch der Kärntner Josef Willroider (1838–1915). Diese Angaben sind der Liste „Neuausgestelltes vom 7. Dez." in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 10. Dezember 1901 zu entnehmen.[15] Im „Pester Lloyd" vom 1. Mai 1907 äußert sich der bereits genannte Max Ruttkay-Rothauser in der langen Besprechung der Frühjahrsausstellung im Budapester Künstlerhaus, an der Künstler »von gutem und bestem Klang« teilnahmen, über Czigány folgendermaßen: »Von der übrigens nicht allzu dichten Menge von Porträts heben sich […] zwei ungewöhnlich energisch angefasste Porträts Desider Czigany's vorteilhaft ab.«[16] Anlässlich der Ausstellung ungarischer Maler im Berliner Sezessionshaus kann sich ein ungenannter Kritiker nur schwer entscheiden, seine Ablehnung der Newcomer zu relativieren: »Die Lehren des Neoimpressionismus haben in den Köpfen dieses gewiß nicht unbegabten, aber herzlich unselbständigen Nachwuchses wahre Verheerungen angerichtet, und man wird abwarten müssen, ob sich aus den Arbeiten dieser Bela Szobel,[17] Desiderius [sic!] Czigany […] und wie die anderen unbekannten, sich unserer Zunge und gar unserer Feder oft genug widersetzenden Namen alle lauten, einmal etwas Klares und Reifes ergeben wird. Wenn man Einzelheiten, wie die Studie einer „Mutter mit ihrer Tochter" von Czigany, eine Landschaft „Am Fuß der Berge" von Iványi-Grünwald[18]

---

14 R. (Max *Ruttkay-Rothauser*): Die Ausstellung der „Acht". In: Pester Lloyd 58 (1911) 101, 29. April, 1–2, Morgenblatt, hier 2.

15 *Kunstverein*. In: Allgemeine Zeitung 104 (1901) 342, 10. Dezember, 6, Morgenblatt.

16 Max *Ruttkay-Rothauser*: Frühjahrsausstellung im Künstlerhause. In: Pester Lloyd 54 (1907) 104, 1. Mai 1907, 1.

17 Béla Czóbel (1883–1976), ungarischer expressionistischer und fauvistischer Künstler jüdischer Abstammung.

18 Béla Iványi Grünwald (1867–1940), ungarischer Maler, Grafiker, Radierer, Lithograf, Holzschneider, Bildhauer

oder eine an Munch[19] erinnernde Porträtzeichnung von Orbán[20] betrachtet, so wird man zu Hoffnung ermutigt. Aber die extravaganten Sprünge und absichtlichen Verblüffungen muß man sich in Budapest langsam ebenso abgewöhnen, wie in Paris und Berlin.« Diese tadelnden Worte konnte man aus der Leipziger „Kunstchronik. Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe" vom 4. März 1910 vernehmen.[21] Zoltán von Takács von der königlichen Nationalgalerie in Budapest zeigte sich von der Budapester Frühjahrsausstellung des Landesvereins für Bildende Kunst im Jahre 1911 wenig beeindruckt. Er schreibt, sie hätte »besonders wenig Interessantes aufzuweisen, was dieses Mal deshalb auffällt, weil die Gesellschaft heuer ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert«.[22] Als er zu Dezső Czigány Stellung nimmt, meint er von einer Aktkomposition „Nackte Weiber mit Krügen", dass sich Czigány »fast zu Picassos Kunstphilosophie«[23] bekenne. In diesem Text, erschienen in der Leipziger Halbmonatsschrift für die Interessen des Kunstforschers & Sammlers „Der Cicerone" am 21. Juni 1911, erklärt der Kunstkritiker weiter unten: »In einer, in blauen und grünlichen Tönen gehaltenen Landschaft schlägt er jedoch ganz zart klingende Saiten an und in seinen Stilleben gibt er Proben eminenter Farbenanalyse. In seinem Selbstporträt, das noch an Rembrandt denken lässt, transponiert er sinnreich das traditionelle Helldunkel ins Flächenhafte.«[24]

Aus dem „Pester Lloyd" vom 5. Juni 1912 erfahren wir, dass die Haupt- und Residenzstadt Budapest nach Schließung der Frühjahrausstellung im Künstlerhaus Gemälde von Dezső Czigány und Emanuel Veßtróczy[25] erworben hat.[26] In der schon genannten Zeitschrift „Der Cicerone" vom 18. September 1912 wird im Artikel „Eine Jubiläumsausstellung der Künstlerkolonie in Nagybánya" (*Baia Mare*, *Frauenbach*, heute Rumänien) eine lange Reihe von Künstlern genannt, unter ihnen auch Czigány: »Aufrichtige Hingebung und echt künstlerisches Gefühl ist noch unter den Jüngeren bei […] Desider

---

19 Edvard Munch (1863–1944), norwegischer Maler.

20 Dezső Orbán (auch Desiderius Orban, 1884–1986), ungarisch-australischer Maler.

21 *Eine Ausstellung ungarischer Maler*. In: Kunstchronik. Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe [Leipzig, Neue Folge] 21 (1910) 18, 4. März, 297–300, hier 299–300.

22 Zoltán *von Takács*: Budapest. Frühjahrsausstellung des Landesvereins für Bildende Kunst. In: Der Cicerone 3 (1911) 12, 21. Juni, 465–467, hier 465.

23 Ebenda, 466.

24 Ebenda.

25 Emanuel Veßtróczy (Manó Vesztróczy, 1875–1955), ungarischer Landschafts- und Genremaler.

26 *In der jüngst geschlossenen Frühjahrsausstellung im Künstlerhause* […]. In: Pester Lloyd 59 (1912) 132, 5. Juni, 12, Morgenblatt.

Czigány […] und Käthe Beckhaus[27] zu verzeichnen. Andere Aussteller […] können dieses Mal unerwähnt gelassen werden, weil sie von Nagybánya keinen ausschlaggebenden Einfluß erhielten.«[28] Der „Pester Lloyd" meldet am 18. Juli 1913 die Beteiligung Czigánys an der ungarischen Graphikausstellung in Amerika.[29] Ein gewisser Dr. R. H. erwähnt im „Fremden-Blatt" vom 20. März 1914 in der Besprechung der 39. Jahresausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler im Wiener Künstlerhaus Dezider (sic!) Czigany. Er äußert sich über die zahlreichen ungarischen Aussteller wie folgt: »Die Ungarn haben sich ganz der jüngsten Moderne in die Arme geworfen, Expression und Kubismus sind die Struktur ihres Gesamtbildes. Was in Wien nur einzelne wagen, und dies unter dem einmütigen Widerspruch der öffentlichen und privaten Meinungen, unternehmen die Budapester korporativ, und es ist sehr erstaunlich, zu beobachten, wie die neumodernen Stilprinzipien unter ihren Händen lebensvoll gedeihen. Alle haben sie einen ausgeprägten Farbensinn.«[30] Ein weiterer Artikel betrifft die gleiche Ausstellung und stammt aus der Feder des bekannten und bedeutenden Kunstkritikers Friedrich Stern (1848–1921), veröffentlicht im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 21. März 1914, der aber auf Czigány nicht näher eingeht. Er nennt die »Selbstporträts von Kriesch[31] und Czigany« ohne Kommentar.[32] Über die gleiche Ausstellung gibt sich auch M. J. E-r, der Anwalt und Dichter Michael Josef Eisler (1885–1944), einen Tag später im „Pester Lloyd" wortkarg: »Das „Selbstporträt" von Desider Zigány [sic!] und das Stilleben von Desider Orbán sollen hervorgehoben werden.«[33] E. St-i (Elsa Stephani) äußert sich in der gleichen Zeitung vom 3. Dezember 1915 über die ausgestellten Arbeiten Czigánys im Budapester „Nationalsalon" (*Nemzeti Szalon*) mit marginalen Einschränkungen geradezu begeistert: »Ein prachtvolles Künstlertemperament offenbart sich in den sieben ungleichwertigen, doch durchweg interessanten Werken

---

27 Käthe Zifferné Beckhaus (1868–1945), Berliner Malerin, verheiratet mit dem ungarischen Maler Sándor Ziffer (1880–1962).

28 *Eine Jubiläumsausstellung der Künstlerkolonie in Nagybánya*. In: Der Cicerone 4 (1912) 18, 18. September, 711–712, hier 712.

29 *An der ungarischen graphischen Ausstellung in Amerika*. In: Pester Lloyd 60 (1913) 169, 18. Juli, 7.

30 *Dr. R. H.*: Künstlerhaus. In: Fremden-Blatt 68 (1914) 78, 20. März, 16–17, Morgen-Blatt, hier 16.

31 Aladár Körösfői-Kriesch (1863–1920), ungarischer Maler und Kunstgewerbler.

32 Friedrich *Stern*: Die Ungarn in Wien. Von der Frühjahrsausstellung im Künstlerhause. In: Neues Wiener Tagblatt 48 (1914) 79, 21. März, 1–3.

33 M. J. E-r (*Michael Josef Eisler*): Die ungarische Gruppe im Wiener Künstlerhause. In: Pester Lloyd 61 (1914) 70, 22. März, 10–11, Morgenblatt, hier 11.

von Desider Czigány. Sein Studienkopf ist bezwingend durch die Vehemenz der Modellierung und die Kraft des Ausdrucks; das Stilleben aus Gläsern und Krügen ist trotz zeichnerischer Entgleisungen einfach unvergesslich durch den Reichtum und den tiefen Glanz der ungebrochenen, breit und wie in einheitlicher Fläche aufgetragenen Farben. Die gleiche Technik, auf den monumentalen Frauenakt angewendet, wirkt etwas willkürlich und im Ganzen weniger glücklich; auch hier stören kleine zeichnerische Unzulänglichkeiten, während die tiefe Landschaft, die den Hintergrund bildet, von geradezu packender Schönheit ist. Alles in allem hat man den Eindruck, hier Zeuge einer mächtigen künstlerischen Entfaltung zu sein.«[34]

Im Jahre 1915 erhielt Czigány für seinen „Frauenakt" den 500-Kronen-Preis des Elisabethstädter Kasinos. Den Juryvorsitz hatte Baron Adolf Kohner[35] inne. Dem Lexikonartikel von Éva Hollósi[36] seien die Lehrer Czigánys entnommen: Nikolaus Gysis (1842–1901), bei dem er sich 1899 in München ausbilden ließ, und Simon Hollósy (1857–1918), der seit 1886 eine private Malschule in München unterhielt und zehn Jahre später eine Künstlerkolonie in Nagybánya gründete. In Paris studierte Czigány 1904/1905 bei dem ungarischen impressionistischen Maler Károly Ferenczy (*Carl Freund*, 1862–1917), der 1887 bis 1889 an der Académie Julian tätig war, danach bei dem französischen Maler, Radierer, Bildhauer, Zeichner und Illustrator Jean-Paul Laurens (1838–1921), und zuletzt bei dem französischen Maler-Porträtisten Emile Blanche (1861–1942). Im Jahre 1909 ist Czigány, der in einer jüdischen Familie der sozialen Unterschicht als Dezső *Wimmer* geboren wurde,[37] Gründungsmitglied der Künstlergruppe „Die Acht" (*A Nyolcak*), die sich außerdem aus den Malern Róbert Berény (1887–1953), Béla Czóbel (1883–1976), Károly Kernstok (1873–1940), Ödön Márffy (1878–1959), Dezső Orbán (1884–1986), Bertalan Pór (1880–1964) und Lajos Tihanyi (1885–1938) zu-

---

34 E. St-i (Elsa *Stephani*): Winterausstellung im Nemzeti Szalon. In: Pester Lloyd 62 (1915) 336, 3. Dezember, 12, Morgenblatt. Vgl. *Dies*: Die Ausstellung der großen Sároser Kunstlotterie. In: Pester Lloyd 62 (1915) 288, 16. Oktober, 11–12, Morgenblatt.

35 Adolf Baron Kohner de Szászberek (1886–1937), Geschäftsmann, Landbesitzer, Kunstsammler, führendes Mitglied der jüdischen Gemeinde in Ungarn.

36 *Hollósi*: Czigány, 310.

37 Er nannte sich seit 1900 Dezső *Czigány* und trat 1907 zum protestantischen (reformierten) Glauben über. Zoltán *Rockenbauer*: A hetedik te magad légy! Márffy Ödön titka és a Nyolcak. In: Múlt és Jövő 27 (2016) 2, 35–54, hier 42; Attila *Rum*: Czigány Dezső. Budapest 2004, 22–23.

sammensetzte.[38] Die Kunstbekenntnisse der Mitglieder drifteten bald auseinander. In der Folge kam es zu Unstimmigkeiten, so dass sich die Gruppierung nach nur kurzem Bestand auflöste. Czigány scheint ständig beziehungsweise immer wieder in finanzielle Schwierigkeiten geraten zu sein, obwohl es ihm gelang, sich zumindest in Ungarn einen Namen zu machen. Aus der Autobiografie des Schriftstellers Tibor Déry (1894–1977) „Kein Urteil" geht hervor, dass der wohlhabende Philosoph Vilmos (Wilhelm) Szilasi (1889–1966)[39] – ein Freund und Unterstützer Dérys – seinen Schwager »Dezső Czigány, den Maler der „Acht", den er für unbegabt hielt«, nicht unter die Arme griff.[40]

Ein bezeichnendes Licht auf das Verhalten des Malers wirft folgende Episode, die dem „Pester Lloyd" vom 4. Juli 1914 zu verdanken ist. Als Czigány eines Abends Anfang Juli vorhatte, in der Kraußschen Trafik[41] Zigaretten zu kaufen, stand vor der Ladentür der alkoholisierte Pferdewärter Johann Horvát, der ihm den Zugang trotz mehrfacher Aufforderung verwehrte. Der Zecher geriet in Rage und wurde handgreiflich, daraufhin versetzte ihm Czigány eine Ohrfeige. Der Raufbold zog rasch sein Taschenmesser und attackierte den Maler, dem es schnell gelang, ihn zu entwaffnen. Der muskulöse Czigány packte den Betrunkenen und wollte ihn zur nahe gelegenen Wachstube zerren, als ihn der Freund des Pferdewärters, der vorbestrafte Schlosser Emerich Geschlecht, anfiel. Nun versuchten beide Männer den Maler zu überwältigen und arg zuzurichten. Auf dem Boden liegend gab Czigány drei Warnschüsse ab, um die Angreifer in die Flucht zu schlagen, aber ohne Erfolg. Der vierte Schuss, den der Maler abfeuerte, traf den Schlosser in den Unterleib, der bewusstlos zu Boden sank. »Diese Szene hatten der Bildhauer Markus Vedres[42] und der Polizist Gabriel Bácsi mitangesehen.«[43] Sonderbar ist es schon, dass

---

38 Krisztina *Passuth*: Treffpunkte der Avantgarden. Ostmitteleuropa 1907–1930. Aus dem Ungarischen von Anikó Harmath. Budapest 2003; *Rockenbauer*: A hetedik te magad légy.

39 Czigány vermählte sich am 20. März 1917 mit Borbála Szilasi, der Tochter des Professors für Linguistik an der Universität Kolozsvár (*Cluj*, *Klausenburg*), Moritz Szilasi (bis 1881 *Sonnenfeld*, 1845–1905). *Vermählungen*. In: Pester Lloyd 64 (1917) 77, 20. März, 6, Abendblatt. Borbála war die Schwester von Vilmos Szilasi. Sie war des Malers dritte Frau. Zur zweiten Frau Czigánys siehe Anmerkung 6 und 12. Von seiner ersten Gemahlin war nichts in Erfahrung zu bringen, außer, dass sie sich vergiftet hatte.

40 Tibor *Déry*: Kein Urteil. Erinnerungen [*Ítélet nincs*]. Übersetzt von Eva Vajda, Johanna Kerekes. Frankfurt am Main 1972, 486.

41 Greislerladen des Julius Krauß in der Hungária Straße, heute *Hungária körút*, Budapest, X. Bezirk.

42 Markus (Márk) Vedres (Weinberger, 1870–1961), ungarischer Bildhauer.

43 *Abenteuer eines Malers*. In: Pester Lloyd 61 (1914) 156, 4. Juli, 12, Morgenblatt.

Czigány anscheinend ständig eine Pistole mit sich trug und auch, dass er nicht lange zögerte, von der Waffe Gebrauch zu machen.

In der Beurteilung der Frühjahrsausstellung im Budapester Museum der Schönen Künste 1916, an der zahlreiche Künstler teilnahmen, gibt Elsa Stephani zum Bedenken, dass »weniger […] vielleicht mehr gewesen« wäre. »Aber schließlich: es ist Krieg, und unsere Künstler wollen leben.« Czigánys Arbeit unterzieht sie einer näheren Betrachtung: »Gleich im ersten Saale hängt der „Kardinal" von Desider Czigiány, ein kostümiertes Selbstporträt von starkem psychologischen Reiz. Die dekorativen Möglichkeiten des Gewandes hat der Künstler nicht ausgenützt, das Rot ist ein wenig flüchtig und roh hingeworfen, – aber das Antlitz, prächtig modelliert, ist von einem Künstler gemalt, der immer etwas zu sagen hat, und der uns jedesmal auf seine weitere Entwicklung gespannt macht. Auch sein „Stilleben" fesselt durch die Glut und Kühnheit der Farbe.«[44]

Czigány, das legt sein 1920 erfolgter Ausschluss aus der ungarischen Gesellschaft für bildende Künste nahe, war keinesfalls ein Duckmäuser, sondern ein häufig jäh aufbrausender Mensch, der sich den gesellschaftlichen Konventionen nie anpassen wollte und konnte. Allerdings war er nicht der Einzige, der mit dem Verband der bildenden Künste unzufrieden war. Gleichzeitig mit ihm wurde 13 anderen Malern die Mitgliedschaft entzogen, darunter seinen Freunden Róbert Berény, Bertalan Pór, Lajos Tihanyi und Mark Vedres. Eine mildere Strafe erhielt Ödön Márffy aus der Künstlergruppe „Der Acht", der für drei Jahre die Mitgliedschaft verlor. Drei weitere Künstler wurden wegen ihres Verhaltens in der Generalversammlung gerügt. Am heftigen Streit waren insgesamt 19 Maler beteiligt.[45] Ob dieser Rauswurf der Karriere Czigány nachhaltig schaden konnte, scheint unwahrscheinlich.

Weitere Fragen betreffen die verheiratete Tochter des Malers und seine erste Frau. Was geschah mit dem Sohn des Malers? Wer war der Malerfreund, der seine Bilder verbrennen sollte? War der Mann der Tochter ebenfalls ein mittelloser Maler oder ein in Schieflage geratener Geschäftsmann? Ging die Tochter den Vater um Geld an? Wollte sie vielleicht nicht mehr zu ihrem Mann zurück, da dieser eine Geliebte hatte oder sie schlecht behandelte? Weshalb ging die erste Ehe Czigánys in die Brüche? Gab es eine Scheidung, einen Unfall oder einen Suizid? Sollte das alles weiterhin im Dunklen bleiben oder

---

[44] Elsa *Stephani*: Die Frühjahrsausstellung im Museum der Schönen Künste. Budapest, 7. April. In: Pester Lloyd 63 (1916) 99, 8. April, 10–11, Morgenblatt, hier 10.

[45] *Ausschließung von Mitgliedern*. In: Pester Lloyd 67 (1920) 147, 20. Juni, 4, Morgenblatt.

ist es doch möglich einige Antworten auf die gestellten Fragen zu finden? Ich nahm nochmals meine Recherche auf und versuchte durch Schreibvarianten des Namens *Czigány* – Fehler in Zeitungen sind nichts Verwunderliches, sondern an der Tagesordnung – das Rätsel doch noch zu klären. Und wirklich fand ich einen Bericht in der Wiener „Kleinen Volks-Zeitung" vom 1. Januar 1938, in dem Czigány *Zigany* heißt. In diesem Beitrag werden der Name und der Beruf des Gatten der Tochter genannt. Es handelt sich um den Pariser Fabrikanten Stephan Ingusz, über den aber nichts Weiterführendes in Erfahrung zu bringen war. Dem im Ausland lebenden Sohn sollen die brauchbaren Bilder übermittelt, die aussortierten jedoch vernichtet worden sein. In dem nicht sehr seriösen Beitrag wird auch auf den erwähnten Vorfall mit dem Bauchschuss verwiesen: »Er hatte vor dem Krieg einen Mann, der ihn auf der Straße angerempelt hatte, niedergeschossen.« Auch von seiner ersten Frau ist im Artikel die Rede: »Seine erste Gattin hatte sich vergiftet und war gestorben.«[46] Der befreundete Maler, das stellte sich heraus, war Róbert Berény aus der Künstlergruppe „Die Acht", der aber dem geäußerten Wunsch Czigánys, seine Werke zu sichten und die missglückten Arbeiten auszusondern und zu vernichten, nicht nachkam.

Nach den Memoiren des ungarischen Linguisten Artúr Rényi „Love and survival in Budapest" hat der Tod Czigánys seinerzeit viel Aufsehen erregt. Am Ende des 3. Kapitels findet sich folgende Passage: »As far as I can remember we spent ten days in Abbazia at Christmas time. We stayed in a pension called Bristol […]. It was there that we read the news of the tragic death of Dezso Czigany […]. Mommy was shoked by that news. We travelled home in the first days of January 1938.«[47]

Die Ausstellung „Die Acht. Ungarns Highway in die Moderne", die im Wiener Bank Austria Kunstforum 2012 stattfand,[48] lenkte die Aufmerksamkeit des kunstinteressierten Publikums erneut auf die in Österreich selbst in Fachkreisen weitgehend unbekannten Erneuerer der ungarischen Kunst. Allerdings wurden die ungarischen Avantgardisten im Wiener „Kurier" vom 11.

---

46 *Tragödie einer Künstlerfamilie*. In: Kleine Volks-Zeitung 84 (1938) 1, 1. Januar, 7.

47 *Love and survival in Budapest. The Memoir of Artur Renyi*. Ed. Ilonka Venier Alexander, Nauszika Mathe-Arvay, Zsuzsanna Rényi. London 2017, 65. Artúr Rényi (Rosenthal, 1884–1950), Vater des Mathematikers Alfréd Rényi (1921–1970). Seine Memoiren über den Zeitraum von 1921 bis 1948 stellen ein wichtiges Dokument zur Geschichte der ungarischen Juden dar.

48 12. September – 2. Dezember 2012. Vgl. Brigitte *Borchhardt-Birbaumer*: Späte Rückkehr der Vordenker. In: Wiener Zeitung, 12. November 2012.

September 2012 als mittelmäßige Epigonen eingestuft. Über Tihanyis 1911 entstandene „Komposition mit männlicher und weiblicher Figur" wird gesagt, sie sei nur eine »verhunzte Paraphrase auf Picassos „Demoiselles"«. »Die Bilder der anderen verschwimmen buchstäblich in stilistischer Ratlosigkeit. Um rückwirkend in der Kunstgeschichte verankert zu werden, ist die Malerei einfach nicht gut genug.«[49] Eine andere Meinung vertritt der Berliner Ruedi Strese, der in der „Hessen-Depesche" Czigánys Werken, die oft deutlich dunkler sind als die von Paul Cézanne, eine eigene Bedeutung zubilligt.[50]

Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge über Dezső Czigány Auswahl in chronologischer Reihenfolge[51]

Kunstverein. In: Allgemeine Zeitung [München] 104 (1901) Nr. 342, 10. Dezember 1901, S. 6, Morgenblatt.

Stipendien. In: Pester Lloyd 49 (1902) Nr. 171, 28. Juli, S. 1, Abendblatt.

Winter-Ausstellung des Nemzeti Szalon. In: Pester Lloyd 50 (1903) Nr. 305, 19. Dezember, S. 14.

Winterausstellung im Nemzeti Szalon. In: Pester Lloyd 50 (1903) Nr. 291, 21. Dezember, S. 3, Abendblatt.

Gesellschaft der Tokajer Weinproduzenten. In: Pester Lloyd 51 (1904) Nr. 103, 28. April, S. 7.

Frühjahrs-Ausstellung im Künstlerhause. In: Pester Lloyd 54 (1907) Nr. 96, 26. April, S. 1, Abendblatt.

Ruttkay-Rothauser Max: Frühjahrsausstellung im Künstlerhause. In: Pester Lloyd 54 (1907) Nr. 104, 1. Mai, S. 1.

Familiennachricht. Hochzeit Desider Czigány und Marie Trebitzky am 25. Juni 1907. In: Pester Lloyd 54 (1907) Nr. 152, 27. Juni, S. 4.

Zweite Ausstellung des M. I. É. N. K. In: Pester Lloyd 56 (1909) Nr. 38, 14. Februar, S. 12, Morgenblatt.

---

[49] Michael *Huber*: Künstlerische Umwege in Ungarn. Die Ausstellung „Die Acht" im Bank Austria Kunstforum zeigt Ungarns Annäherung an die moderne Malerei. Ungarns Weg zur Moderne. In: Kurier 11. September 2012.

[50] Ruedi *Strese*: Dezsö Czigány: Porträts und Stilleben eines „Wilden" aus Ungarn. In: Saar-Depesche 6. Mai 2016. https://saar-depesche.de/medien/dezsö-czigány-porträts-und-stilleben-eines-„wilden"-aus-ungarn.html (25. Februar 2020).

[51] Zwischen 1922 und 1937 klafft eine Lücke in der Berichterstattung. Sie erklärt sich aus der noch ausstehenden Digitalisierung des „Pester Lloyd" ab dem Jahr 1923. Aus diesem Grunde fehlt auch der Beitrag des „Pester Lloyd" über den Selbstmord Czigánys Ende 1937.

Acht ungarische Maler. In: Pester Lloyd 56 (1909) Nr. 303, 23. Dezember, S. 8, Morgenblatt.

Ausstellung der Acht. In: Pester Lloyd 56 (1909) Nr. 299, 30. Dezember, S. 2, Abendblatt.

Eine Ausstellung ungarischer Maler. In: Kunstchronik. Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe [Leipzig, Neue Folge] 21 (1910) Nr. 18, 4. März, S. 297–300.

Selbstmord einer Malerin. In: Pester Lloyd 58 (1911) Nr. 81, 8. April, S. 4, Abendblatt.

Selbstmord einer Künstlerin. In: Deutsches Volksblatt 23 (1911) Nr. 7999, 9. April, S. 8, Morgen-Ausgabe.

Selbstmorde. In: Neues Wiener Tagblatt 45 (1911) Nr. 98, 9. April, S. 14.

Selbstmord einer ungarischen Malerin. In: Salzburger Chronik 47 (1911) Nr. 82, 10. April, S. 6.

Selbstmord einer ungarischen Malerin. In: Neuigkeits-Welt-Blatt 38 (1911) Nr. 84, 12. April, S. 6.

Selbstmord einer Malerin. In: Prager Tagblatt 35 (1911) Nr. 102, 12. April, S. 7, Morgen-Ausgabe.

Unter dem Titel „Nyolczak" („Die Acht") hat sich hier ein Verband bildender Künstler gebildet. In: Pester Lloyd 58 (1911) Nr. 90, 16. April, S. 16.

Die Ausstellung der „Acht". In: Pester Lloyd 58 (1911) Nr. 97, 28. April, S. 2, Abendblatt.

R.: Die Ausstellung der „Acht". In: Pester Lloyd 58 (1911) Nr. 101, 29. April, S. 1–2, Morgenblatt.

Takács Zoltán von: Budapest. Frühjahrsausstellung des Landesvereins für Bildende Kunst. In: Der Cicerone. Halbmonatsschrift für die Interessen des Kunstforschers & Sammlers [Leipzig] 3 (1911) Nr. 12, 21. Juni, S. 465–467.

Verlobung. In: Pester Lloyd 58 (1911) Nr. 282, 28. November, S. 10, Morgenblatt.

Ruttkay-Rothauser Max: Frühjahrsausstellung im Künstlerhause. In: Pester Lloyd 59 (1912) Nr. 101, 27. April, S. 1–3, Morgenblatt.

Ein Frauenlyzeum. In: Pester Lloyd 59 (1912) Nr. 107, 5. Mai, S. 42, Morgenblatt.

In der jüngst geschlossenen Frühjahrsausstellung im Künstlerhause […]. In: Pester Lloyd 59 (1912) Nr. 132, 5. Juni, S. 12, Morgenblatt.

Eine Jubiläumsausstellung der Künstlerkolonie in Nagybánya. In: Der Cicerone. Halbmonatsschrift für die Interessen des Kunstforschers & Sammlers [Leipzig] 4 (1912) Nr. 18, 18. September, S. 711–712.

Die Ausstellung der Spätimpressionisten im Művészház. In: Pester Lloyd 60 (1913) Nr. 103, 1. Mai, S. 12, Morgenblatt.

An der ungarischen graphischen Ausstellung in Amerika. In: Pester Lloyd 60 (1913) Nr. 169, 18. Juli, S. 7, Morgenblatt.

Eisler Michael Josef: Die Winterausstellung im Künstlerhause. In: Pester Lloyd 60 (1913) Nr. 278, 25. November, S. 1–3, Morgenblatt.

Eisler Michael Josef: Winterausstellung und Zichy-Kollektion im Nemzeti Szalon. In: Pester Lloyd 60 (1913) Nr. 289, 7. Dezember, S. 12, Morgenblatt.

Am Sonntag wird im Művészház eine moderne Ausstellung eröffnet. In: Pester Lloyd 61 (1914) Nr. 27, 12. Februar, S. 12, Morgenblatt.

Eisler Michael Josef: Gruppenausstellung im Művészház. In: Pester Lloyd 61 (1914) Nr. 37, 16. Februar, S. 1–2, Abendblatt.

Dr. R. H.: Künstlerhaus. In: Fremden-Blatt 68 (1914) Nr. 78, 20. März, S. 16–17, Morgen-Blatt.

Stern Friedrich: Die Ungarn in Wien. Von der Frühjahrsausstellung im Künstlerhause. In: Neues Wiener Tagblatt 48 (1914) Nr. 79, 21. März, S. 1–3.

Eisler Michael Josef: Die ungarische Gruppe im Wiener Künstlerhause. In: Pester Lloyd 61 (1914) Nr. 70, 22. März, S. 10–11, Morgenblatt.

Abenteuer eines Malers. In: Pester Lloyd 61 (1914) Nr. 156, 4. Juli, S. 12, Morgenblatt.

Mahler Arthur: Feuilleton. Wohltäterin Kunst. In: Pester Lloyd 61 (1914) Nr. 286, 14. November, S. 2–4, Morgenblatt.

Lázár Eugen: Frühjahrsausstellung der Landesgesellschaft für bildende Künste. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 71, 12. März, S. 3, Abendblatt.

Lázár Eugen: Frühjahrsausstellung der Landesgesellschaft für bildende Künste. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 72, 13. März, S. 11–12, Morgenblatt.

Berechtigte Notwehr. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 123, 4. Mai, S. 12, Morgenblatt.

Stephani Elsa: Die Ausstellung der großen Sároser Kunstlotterie. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 288, 16. Oktober, S. 11–12, Morgenblatt.

Stephani Elsa: Die Winterausstellung im Museum der Schönen Künste. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 323, 20. November, S. 12–13, Morgenblatt.

Stephani Elsa: Winterausstellung im Nemzeti Szalon. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 336, 3. Dezember, S. 12, Morgenblatt.

Den aus Anlaß der Winterausstellung […]. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 354, 21. Dezember, S. 11, Morgenblatt.

Aus den 18.000 Kronen betragenden Zinsen des der Gesellschaft für bildende Künste zu Kaufzwecken vermachten Legats […]. In: Pester Lloyd 62 (1915) Nr. 357, 24. Dezember, S. 12, Morgenblatt.

Erwin Plány gestorben. In: Pester Lloyd 63 (1916) Nr. 8, 8. Januar, S. 9–10, Morgenblatt.

Unter dem Namen „Fiatalok" („Die Jungen") hat sich eine neue Künstlervereinigung gebildet. In: Pester Lloyd 63 (1916) Nr. 84, 24. März, S. 11, Morgenblatt.

Stephani Elsa: Die Frühjahrsausstellung im Museum der Schönen Künste. Budapest, 7. April. In: Pester Lloyd 63 (1916) Nr. 99, 8. April, S. 10–11, Morgenblatt.

Vermählungen. In: Pester Lloyd 63 (1917) Nr. 77, 20. März, S. 6, Abendblatt.

Ungarische Kunstausstellung in Belgrad. In: Pester Lloyd 65 (1918) Nr. 184, 9. August, S. 9, Morgenblatt.

Ungarische Kunstausstellung in Belgrad. In: Pester Lloyd 65 (1918) Nr. 204, 1. September, S. 9, Morgenblatt.

Takács Zoltán von: Winterausstellung 1919. In: Pester Lloyd 66 (1919) Nr. 11, 12. Januar, S. 12, Morgenblatt.

Ausschließung von Mitgliedern. In: Pester Lloyd 67 (1920) Nr. 147, 20. Juni, S. 4, Morgenblatt.

Ein Bildnis Andreas Adys. In: Pester Lloyd 68 (1921) Nr. 238, 25. Oktober, S. 8, Morgenblatt.

Dénes Zsófia: Berény. In: Bécsi Magyar Újság 4 (1922) Nr. 52, 2. März, S. 5.

Die Aktausstellung des Helikon. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 89, 20. April, S. 8, Morgenblatt.

E. G.: Die Ausstellung im Helikon. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 100, 4. Mai, S. 7, Morgenblatt.

Mit Rücksicht auf das große Interesse […]. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 107, 12. Mai, S. 4, Abendblatt.

Mit Rücksicht auf das außerordentliche Interesse […]. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 109, 14. Mai, S. 13, Morgenblatt.

Die vom Helikon aus den Werken Desider Zigánys […]. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 110, 16. Mai, S. 9, Morgenblatt.

Die Kollektivausstellung der Werke Desider Czigánys […]. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 115, 21. Mai, S. 13, Morgenblatt.

Infolge des lebhaften Interesses […]. In: Pester Lloyd 69 (1922) Nr. 116, 23. Mai, S. 9, Morgenblatt.

Tabori Kornel: Neue ungarische Kunst. In: Moderne Welt. Illustrierte Halbmonatsschrift für Kunst, Literatur, Mode 5 (1924) Nr. 21, 1. April, S. 11–12.

Tragödie im Budapester Maleratelier. In: Hamburger Nachrichten. Ausgabe C mit großem Handels- und Schiffahrtsteil 147 (265) (1938) Nr. 1, S. 3.

Vier Todesopfer eines Familiendramas in Budapest. In: Illustrierte Kronen-Zeitung 39 (1938) Nr. 13633, 1. Januar, S. 5.

Tragödie einer Künstlerfamilie. In: Kleine Volks-Zeitung 84 (1938) Nr. 1, 1. Januar, S. 7.

Künstlertragödie in Budapest. In: Neues Wiener Tagblatt 72 (1938) Nr. 1, 1. Januar, S. 13.

Vier Todesopfer einer Familientragödie. In: Innsbrucker Nachrichten 85 (1938) Nr. 1, 3. Januar, S. 4.

Tragischer Silvesterabend. Tragödie in einem Budapester Maleratelier – Drei Tote. In: Salzburger Chronik 74 (1938) Nr. 1, 3. Januar, S. 5.

Tragödie einer Künstlerfamilie. In: Salzburger Volksblatt 68 (1938) Nr.1, 3. Januar, S. 6.

Rodinné drama v Budapešti. In: Vídeňské Noviny 5 (1938) Nr. 1, 3. Januar, S. 4.

Tragödie in einem Budapester Maleratelier. In: Kärntner Volkszeitung 9 (1938) Nr. 1, 4. Januar, S. 3.

In momentaner Geistesstörung hat in Budapest der akademische Maler Dezső Cigány […]. In: Oedenburger Zeitung 71 (1938) Nr. 2, 4. Januar, S. 1.

Schreckenstat eines ungarischen Malers. Dreifacher Mord und Selbstmord. In: Westböhmische Tageszeitung. Pilsner Tagblatt 39 (1938) Nr. 2, 4. Januar, S. 2.

Familiendrama in Budapest. In: Agrarische Post. Unpolitisches Wochenblatt für die österreichische Landbevölkerung [Wien] 14 (1938) Nr. 2, 8. Januar, S. 15.

Weiterführende Literatur

Andrick Willi: Wandere weiter und bleibe fremd. Zu den Feuilletons von Béla Balázs. In: Drei Raben. Zeitschrift für ungarische Kultur 2003/4–5, 159–160.

Barki Gergely: The Bermuda Triangle of Hungarian Art. The 1915 Panama-Pacific International Exposition. In: The Hungarian Quarterly 51 (2010) 197, 85–99.

Barki Gergely – *Benesch* Evelyn – *Rockenbauer* Zoltán: Die Acht. A Nyolcak. Ungarns Highway in die Moderne. München [u. a.] 2012.

Barki Gergely – *Rockenbauer* Zoltán: Die Acht. Der Akt. Ausstellungskatalog. Budapest 2012.

Fenyo Mario D.: Literature and political change. Budapest 1908–1918. Philadelphia 1987.

Forgács Éva: Looking Again at the Canon (Illustrated). In: The Hungarian Quarterly 45 (2005) 177, 89–98.

Geller Katalin: Ady-portrék. In: Ars Hungarica 19 (1991) 2, 207–210.

Genthon István: Az új magyar festőművészet története 1800-tól napjainkig. 86 képmelléklettel. – Budapest 1935.

Lukács György: Lukács und Ady. In: Drei Raben. Zeitschrift für ungarische Kultur 2003/4–5, 68.

Magyar Vadak Párizstól Nagybányáig 1904–1914. Hgg. Krisztina Passuth [u. a.]. Budapest 2006.

S. Nagy Katalin: A holokauszt a magyar képzőművészetben 1938–1945. In: Múlt és Jövő 16 (2005) 1, 42–55.

Passuth Krisztina: A Nyolcak, az első magyar konstruktív törekvésű csoport (Festészetük műfaj szerinti elemzése). In: Művészettörténeti Értesítő 13 (1964) 2, 110–124.

Passuth Krisztina: A Nyolcak festészete. 8 Berény, Czóbel, Czigány, Kernstok, Márffy, Orbán, Pór, Tihanyi. Budapest 1967, [2]1972.

Passuth Krisztina: Magyar művészek az európai avantgarde-ban. A kubizmustól a konstruktivizmusig 1919–1925. Budapest 1974.

Passuth Krisztina: Treffpunkte der Avantgarden. Ostmitteleuropa 1907–1930. Aus dem Ungarischen von Anikó Harmath. Budapest 2003.

Passuth Krisztina: The Eight and the European Avantgarde. In: The Hungarian Quarterly 51 (2010) 199, 114–124.

Perneczky Géza: Revízió a magyar avantgárd kezdeteinek kérdésében. In: Holmi 19 (2007) 3, 296–309.

Rockenbauer Zoltán: A hetedik te magad légy! Márffy Ödön titka és a Nyolcak. In: Múlt és Jövő 27 (2016) 2, 35–54.

Rum Attila: Czigány Dezső. Budapest 2004.

Sármány-Parsons Ilona: Challenging the Canon. In: The Hungarian Quarterly 47 (2006) 183, 88–99.

Sármány-Parsons Ilona: Marginalizált magyar festők, avagy egy közép-európai festészeti kánon kérdései. In: Holmi 19 (2007) 3, 315–327.

Sármány-Parsons Ilona: Painting the Nude. In: The Hungarian Quarterly 46 (2005) 177, 70–88.

Új magyar lexikon. I–VII. Hg. Andor Berei. Budapest 1959–1972.

Vergo Peter: The Lost Rider. Hungarian Art and Music in the Early Twentieth Century. In: The Hungarian Quarterly 52 (2011) 204, 70–77.

Vilmos Erős, Debrecen

Geistesgeschichte versus *Volksgeschichte* im Ungarn der frühen 1940er Jahre

Gyula Szekfű und István Szabó über die Geschichte der ungarländischen Nationalitäten

Die beiden Protagonisten

Die Möglichkeit, die Geschichte unter verschiedenen Gesichtspunkten darzustellen, ist keine neue Erscheinung. Erörtert wurde sie schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der historiografischen Strömung der *Geistesgeschichte* sowie der Hermeneutik. Besonderes Gewicht erhielt sie nach der *sprachlichen Wende* (*linguistic turn*) in den 1970er Jahren.[1] Letztere hob die Selbstreflexivität der Geschichtswissenschaft entlang der Frage hervor, aufgrund welcher Präkonzepte – *Präfigurationen* – Historiker ihre *Narrative – Erzählungen* – konstruieren, wie sie diese in einem *Emplotment*, einer Erzählung organisieren, die über einen klar erfassbaren Beginn und ein ebensolches Ende verfügt.[2]

Zwischen den beiden Weltkriegen war die *Geistesgeschichte* Ungarns bedeutendste historiografische Schule. Ihr wichtigster Gegenpart in den 1930er Jahren war die *Volksgeschichte*. Diese beiden Strömungen standen sich sowohl epistemologisch und methodisch als auch historisch-politisch gegenüber und führten mitunter erbitterte Diskussionen miteinander.[3] Vorliegende Studie

---

1 Aus der umfangreichen Fachliteratur zur *linguistic turn* vgl. Christian *Delacroix*: Linguistic turn. In: Historiographies. I–II. Concepts et débats. Sous la direction de C. Delacroix [u. a.]. Paris 2010, hier I, 476–490; Michael *Roberts*: Postmodernism and the Linguistic Turn. In: Making History. An introduction to the history and practices of a discipline. Eds. Peter Lambert, Phillipp Schoefield. London/New York 2003, 227–240.

2 Vgl. Antoine *Prost*: Douze leçons sur l'histoire. Paris 2010, 237–262.

3 Vgl. Steven Bela *Vardy*: The Triumph of the Geistesgeschichte School. In: S. B. *Vardy*: Modern Hungarian Historiography. New York 1976, 79–94. Zur Gegenüberstellung von Geistesgeschichte/Historismus und Volksgeschichte in Deutschland vgl. Stefan *Jordan*: Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Paderborn ^{3}2016, 85–95. Zur Geistesgeschichte

stellt zwei herausragende, professionell höchst qualifizierte Geschichtsforscher unterschiedlicher beziehungsweise abweichender methodisch-politischer Bindungen vor, indem sie der Frage nachgeht, welche Narrationen sie in den frühen 1940er Jahren über die fast tausendjährige Geschichte der Nationalitäten in Ungarn schufen.

Die Gegenüberstellung von *Geistesgeschichte* und *Volksgeschichte* ist nicht sonderlich neu in der ungarischen geschichtswissenschaftlichen Literatur, die den Schwerpunkt lange Zeit hindurch in erster Linie auf die Diskussionen zwischen Gyula Szekfű und Elemér Mályusz (1898–1989) legte.[4] Demgegenüber nimmt die vorliegende Studie die Ansichten von Gyula Szekfű und István Szabó unter die Lupe. Szabó galt in vielerlei Hinsicht als *Mitläufer* von Mályusz, teilte aber die xenophobe, antisemitische Färbung des Begriffes *Volksnation* weniger.[5] Gleichwohl stützte er sich ebenfalls auf ein *ethnisch* gefasstes Konzept der Nation und produzierte in diesem Rahmen konsequent eine von Szekfűs Interpretation diametral abweichende *Gegen-Erzählung* der Geschichte der Nationalitäten in Ungarn.[6]

Gyula Szekfű wurde 1883 in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*) geboren und starb 1955 in Budapest. Von 1907 bis 1925 war er Archivar im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, von 1925 bis 1955 Professor für neuere ungarische Geschichte an der Pázmány-Péter-Universität zu Budapest und zwischenzeitlich, von 1946 bis 1948, Botschafter Ungarns in der Sowjetunion. Sein Buch „Drei Generationen. Geschichte eines niedergehenden Zeitalters" – in dritter Auflage „Drei Generationen und was darauf folgt" – (*Három nemzedék. Egy hanyatló kor története*. Budapest [1]1920, [2]1922; *Három nemzedék és*

---

als Historismus vgl. Fulvio *Tessitore*: Lo storicismo come filosofia dell'evento. Roma 2001; F. *Tessitore*: Storicismo e storia della cultura. Roma 2003.

4 Vgl. Vilmos *Erős*: Modern historiográfia. Az újkori történetírás egy története. Budapest 2015, 177–202; Árpád von *Klimó*: Volksgeschichte in Ungarn. Chancen, Schwierigkeiten und Folgen eines „deutschen" Projektes. In: Volksgeschichte im Vergleich. Hg. Matthias Middell. Leipzig 2003, 151–178; Gergely *Romsics*: Nép, nemzet, birodalom. A Habsburg Birodalom emlékezete a német, osztrák és magyar történetpolitikai gondolkodásban 1918–1941. Budapest 2010; Ignác *Romsics*: Clio bűvöletében. Magyar történetírás a 19.–20. században – nemzetközi kitekintéssel. Budapest 2011, 322–337.

5 Zum Verhältnis zwischen Mályusz und Szabó: Vilmos *Erős*: Utak a népiségtörténethez: Mályusz Elemér és Szabó István. In: Századok 147 (2013) 33–62; V. *Erős*: Ethnohistory in Hungary between the two World Wars. The case of Elemér Mályusz and István Szabó. In: Hungarian Studies Review 44 (2017) 1–2, 53–81.

6 Zur allgemeinen Ideengeschichte Ungarns in den 1930er und 1940er Jahren vgl. Gyula *Juhász*: Uralkodó eszmék Magyarországon 1939–1944. Budapest 1983.

ami utána következik. Budapest [3]1934)[7] über Aufstieg und Niedergang des bürgerlichen Ungarn nach dem Ausgleich mit Österreich 1867 war eines der einflussreichsten historiografischen Werke im Ungarn der Zwischenkriegszeit. Weitere wichtige Titel aus seinem Schriftenverzeichnis sind neben den weiter unten genannten „Gábor Bethlen" (Budapest 1929) und „Nach der Revolution" (*Forradalom után*. Budapest 1947). Verbreitet ist die Ansicht, dass Szekfű der größte, zumindest aber der bekannteste Historiker im Ungarn des 20. Jahrhunderts gewesen sei.[8]

István Szabó wurde 1898 in Debrecen geboren. Zwischen den beiden Weltkriegen war er als Archivar im Ungarischen Staatsarchiv in Budapest tätig. 1943 wurde er an der Universität Debrecen zum Professor ernannt, wo er die in Ungarn bekannte *agrargeschichtliche Schule* begründete. Nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1948 wurde er wegen seiner *Narodnik*-Ansichten heftig angegriffen und aus der Ungarischen Akademie der Wissenschaften entfernt. Im Ruhestand, wieder in Budapest, schrieb er seine bahnbrechenden dorfgeschichtlichen Arbeiten. Er starb 1969 in Budapest.[9] Seine wichtigsten Werke neben den weiter unten genannten sind „Debrecen 1848/49" (*Debrecen 1848/49-ben*. Debrecen 1928), „Komitat Ugocsa" (*Ugocsa megye*. Budapest 1937) und „Die Geschichte des Bauerntums in Ungarn zur Zeit des Kapitalismus" (*A parasztság Magyarországon a kapitalizmus korában 1848–1914*. I–II. Hg. I. Szabó. Budapest 1965).

Vorbemerkungen

Die hier in Betracht kommende wichtigste Arbeit von Gyula Szekfű erschien 1942 unter dem Titel „Staat und Nation".[10] Es handelt sich um einen – teilweise publizistischen – Sammelband, der die theoretischen und problemori-

---

[7] Nachdruck der 3. Auflage mit einem Vorwort von Ferenc Glatz und Register von Lóránt Czigány: Budapest 1988.

[8] Zu ihm aus der westsprachigen Fachliteratur: Irene *Raab Epstein*: Gyula Szekfű. A Study in the Political Basis of Hungarian Historiography. New York 1987; Árpád von *Klimó*: Nineteenth Century Liberal Master Narratives Revisited. A Comparison of Gyula Szekfű and Benedetto Croce. In: Nationalizing the Past. Historians as Nation Builders in Modern Europe. Hgg. Stefan Berger, Chris Lorenz. Basingstoke 2010, 341–357.

[9] Zu Szabó: István *Balogh*: Adalékok egy korszak történetírásához. In: Debreceni Szemle 1 (1993) 119–134; Vilmos *Erős*: Volksgeschichte in Ungarn zwischen den beiden Weltkriegen (und danach). In: Wissenschafts- und Universitätsforschung am Archiv. Hg. Alois Kernbauer. Graz 2016, 91–110; Lajos *Für*: Szabó István. In: István Szabó: Jobbágyok – parasztok. Budapest 1976, 1–30.

[10] Gyula *Szekfű*: Állam és nemzet. Tanulmányok a nemzetiségi kérdésről. Budapest 1942.

entierten Studien des Autors, von denen einige vom Beginn der 1930er Jahre an bis in die frühen 1940er auch in deutscher Sprache publiziert wurden,[11] enthält. Aufgenommen wurde auch die eigens für den Band erstellte Synthese „Kurze Geschichte der Nationalitätenfrage", auf die sich der nachfolgende Vergleich stützen wird.[12]

Szekfű hatte bereits 1917 eine Monografie über die ungarische Geschichte zuerst in deutscher Sprache publiziert.[13] Szabós „Biografie des Ungartums" aus dem Jahr 1941 kann als Gegenstück zu diesem Buch betrachtet werden.[14] Ihre deutsche Übersetzung erschien 1944 unter dem Titel „Ungarisches Volk".[15] Mehrere Teile des Werkes kamen in Ungarn in französischer und englischer Übersetzung heraus.[16] Szabó publizierte zu jener Zeit eine Reihe von Studien, welche die Deutung seiner Synthese erheblich erleichtern. Hervorgehoben sei zum einen die vierteilige Artikelreihe aus den Jahren 1943/1944 „Nationsanschauung und Ungartumbewusstsein", die sein theoretisch-begriffliches Rüstzeug nachwies.[17] Zum anderen wird hier seine ebenfalls 1943 publizierte Studie „L'assimilation ethnique dans le bassin des Carpathes avant 1918" herangezogen, deren ursprüngliche Fassung sich von der erschienenen Version erheblich unterscheidet, welche die Redakteure der „Revue d'Historie

---

11 Julius *Szekfű*: Volkstum, Nation, Staat. In: Ungarische Jahrbücher 14 (1934) 341–352; J. *Szekfű*: Ungarn und seine Minderheiten im Mittelalter. In: Südostdeutsche Forschungen 1 (1936) 16–26; J. *Szekfű*: Völker im mittelalterlichen Ungarn. In: Ungarn. Monatschrift für deutsch-ungarischen Kulturaustausch 2 (1941) 705–717.

12 Gyula *Szekfű*: A nemzetiségi kérdés rövid története [1942]. In: *Szekfű*: Állam és nemzet, 85–177. Die nach wenigen Jahren in der Buchreihe der Zeitschrift „Revue d'Histoire Comparée" erschienene französische Ausgabe des Bandes weicht teilweise vom ungarischen Original ab: Jules *Szekfű*: État et nation. Paris 1945.

13 Julius *Szekfű*: Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie. Stuttgart/Berlin 1917. Ungarische Ausgabe: Gyula *Szekfű*: A magyar állam életrajza. Történeti tanulmány. Budapest 1917 (Nachdruck: Budapest 1988).

14 István *Szabó*: A magyarság életrajza. Budapest 1941.

15 Stefan *Szabó*: Ungarisches Volk. Geschichte und Wandlungen. Budapest/Leipzig 1944.

16 Stephan *Szabó*: Medieval ethnic formation. The Hungarian People in the Middle Ages. In: The Hungarian Quarterly 6 (1941) 56–68; Étienne *Szabó*: Le peuplement hongrois au XI^{e} siècle. In: Nouvelle Revue de Hongrie 67 (1942) 412–422; É. *Szabó*: Le peuplement de la Hongrie du XII^{e} au XV^{e} siècles. La population de la Hongrie aux XVI^{e} et XVII^{e} siècles. Biographie du peuple hongrois. In: Revue Nouvelle de Hongrie 68 (1943) 217–225, 352–364; É. *Szabó*: Les Hongrois et les nationalités aux XVI^{e} et XVII^{e} siècles. Biographie du peuple hongrois. In: Nouvelle Revue de Hongrie 69 (1944) 110–121. Zum Organ „Nouvelle Revue de Hongrie": Mária *Farkas*: A Nouvelle Revue de Hongrie mint kultúraközvetítő folyóirat. Budapest 2004.

17 István *Szabó*: Nemzetszemlélet és magyarságtudat. In: Sorsunk 3–4 (1943/1944) 730–738, 836–844, 891–895, 34–42.

Comparée" aus der Anhängerschaft Szekfűs bearbeiteten.[18] Die einst nicht publizierte Urfassung wurde in den 1980er Jahren von Tibor Somlyói Tóth unter seinem eigenen Namen (!) in einer Budapester Zeitschrift veröffentlicht.[19]

Mittelalter

Eine der wichtigsten Thesen von Szekfű über die Periode der ungarischen Landnahme und des mittelalterlichen Ungarn bezog sich auf den *Staat* beziehungsweise dessen tolerante Politik im Sinne des ersten christlichen Königs Stephan des Heiligen (969–1038), der in seinen „Ermahnungen" (*Admonitiones*, 1027) verkündet habe, das ein Staat mit einer Sprache und einem Brauch schwach und gebrechlich, somit das Stephansreich geneigt gewesen sei, den Nationalitäten eine Autonomie zu gewähren.[20] Hinter diesem Gedanken verbarg sich eine eigenartige Auffassung von der Nation. Seit dem Beginn der 1930er Jahre, als der Fragenkreis der Nationalitäten zu einem seiner Arbeitsschwerpunkte wurde, unterschied Szekfű zwei Arten des Nationsbegriffes. Auf der einen Seite sprach er nach Ernest Renan (1823–1892), im französischen Sinne von der *politischen Nation*, die nach Assimilation der Nationalitäten strebe, weil sie die Grenzen der Nation und des Staates als identisch betrachte.[21] Demgegenüber beruhte die auf Johann Gottfried von Herder (1744–1803) zurückgreifende Idee von der *kulturellen Nation* auf dem Volks-

[18] Étienne *Szabó*: L'assimilation ethnique dans le bassin des Carpathes avant 1918. In: Revue d'Histoire Comparée. Études hongroises 21/1 (1943) 3–4, 279–330. Ungarische Urfassung aus dem Nachlass Szabós ediert von Vilmos *Erős*: Asszimiláció és retorika. Szabó István: A magyar asszimiláció című munkájának rekonstrukciója. Debrecen 2005, 11–74. Die Redakteure der „Revue d'Histoire Comparée" ersetzten die Begriffe *Volk* und *Ungarn* mit *Nation* und *Karpatenbecken*. Damit unterstrichen sie, dass das ungarische Volk ihrer Meinung nach nicht eine ethnische, sondern eine historische und politische Einheit gewesen war. Außerdem strichen sie aus dem Text Szabós die Fachliteratur deutscher Provenienz. Vgl. *Szabó*: L'assimilation, 289–290.

[19] Tibor Somlyói *Tóth*: Asszimiláció hungarika. In: Valóság 27 (1984) 12, 34–47. Plagiat nachgewiesen von *Erős*: Asszimiláció, 113–118.

[20] Vilmos *Erős*: A Szekfű-Mályusz vita. Debrecen 2000; V. *Erős*: A Szent István-i államtól Kárpát Európáig. Szekfű Gyula történetpolitikai gondolkodása az 1940-es évek első felében. In: Limes 23 (2010) 2, 15–30. Zum Einfluss von Elemér Mályusz auf die Herausbildung dieser Ansichten Szekfűs vgl. Steven Bela *Vardy*: Elemér Mályusz and the Hungarian Ethnohistory School. In: Ders.: Clio's Art in Hungary and Hungarian America. New York 1985, 221–247.

[21] Gyula *Szekfű*: Népiség, nemzet, állam. In: Magyar Szemle 7 (1934) 5–13; Gy. *Szekfű*: A magyarság és kisebbségei a középkorban. Vázlatok egy hazai kisebbségtörténethez. In: Magyar Szemle 8 (1935) 5–13; Gy. *Szekfű*: A népi elv két arca. In: Magyar Szemle 12 (1939) 5–12.

beziehungsweise *Volkstumsbegriff* und trachtete nach Dissimilation. Sie schrieb nach dem Ersten Weltkrieg für das *Auslandsdeutschtum* die Bewahrung der ethnisch-kulturellen Individualität vor.[22] Szekfű verortete den ungarischen Nationsbegriff zwischen diesen beiden Konzeptionen: Ungarn sei ein Vielvölkerstaat, die Kroaten, Rumänen, Slowaken, Deutschen seien nicht Bretonen oder Provenzalen, so könnten die Grenzen der Nation und des Staates nicht gleichgesetzt werden. Der deutsche Begriff der Nation sei aber dennoch unannehmbar. Im Schatten des neuen Weltkrieges gefährdeten die deutschen Großmachtbestrebungen nicht nur die Idee des geschichtlichen Ungarn, sondern setzten sich die Einverleibung Transdanubiens ins Dritte Reich zum Ziel.[23] Nach der Tradition Stephans des Heiligen sei den Nationalitäten die autonome Entwicklung immer den zeitlichen Verhältnissen gemäß zu ermöglichen, aber nur unter dem Vorbehalt, dass sie die Integrität des historischen Ungarn nicht gefährde.[24]

Die Ansichten von Szekfű wurden hauptsächlich von Elemér Mályusz scharf kritisiert, der zu jener Zeit im Rahmen der volksgeschichtlichen Forschungen mit Szabó kollegial verbunden war.[25] Mályusz behauptete, dass die Könige aus dem Hause der Árpáden die eingewanderten Nationalitäten im Reich zerstreut angesiedelt, somit die Bildung von Siedlungsnamen wie *Horváti*, *Oroszi*, *Olaszi* oder *Németi* (mit *kroatischen*, *russischen*, *italienischen* oder *deutschen* Bezügen) veranlasst hätten, die offensichtlich von den rundherum in zahlenmäßiger Mehrheit lebenden Ungarn verliehen worden seien.[26] Die Absicht der Könige sei also die Assimilation der Nationalitäten gewesen.

---

[22] Zur *Volkstumskunde*, die auf diesem *Volkstumsgedanken* beruhte: *Klimó*: Volksgeschichte; *Romsics*: Nép, nemzet, birodalom; Willi *Oberkrome*: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945. Göttingen 1993; *Vardy*: Elemér Mályusz.

[23] Gyula *Szekfű*: A legújabb nemzetiségi törvényjavaslat. In: Magyar Szemle 13 (1940) 169–177.

[24] *Erős*: A Szekfű-Mályusz vita, 110–112.

[25] Elemér *Mályusz*: A középkori magyar nemzetiségi politika [I–II.]. In: Századok 73 (1939) 257–294, 385–448; E. *Mályusz*: Az egynyelvű ország. In: Századok 75 (1941) 113–139. Deutsch: E. *Mályusz*: Geschichte des ungarischen Volkstums von der Landnahme bis zum Ausgang des Mittelalters. Budapest 1940. Zu Mályusz in den volksgeschichtlichen Forschungen: Vilmos *Erős*: Mályusz's Ethnohistory. In: Budapest Review of Books 5 (1995) 4, 179–186; V. *Erős*: Ein Wegbereiter der modernen Gesellschaftsgeschichte in Ungarn. Elemér Mályusz (1898–1989). In: Ungarn-Jahrbuch 32 (2014/2015) 229–242; *Klimó*: Volksgeschichte.

[26] Neuausgabe der in den 1930er Jahren an der Universität Budapest gehaltenen Vorträge von Elemér *Mályusz*: A középkori magyarság település- és nemzetiségi politikája. Budapest 2002.

Nach Mályusz sei der richtige Schritt zu einer toleranten Politik den Nationalitäten gegenüber erst im 15. Jahrhundert erfolgt, als die gesellschaftliche Entwicklung in Richtung von Lokalautonomien vorangeschritten sei, etwa im Rahmen der Sächsischen Nationsuniversität in Siebenbürgen während der Herrschaft von König Matthias I. Corvinus.[27]

Szabó war bemüht, in seinem Werk „Ungarisches Volk" den Standpunkt von Szekfű und von Mályusz miteinander zu versöhnen. Nach ihm habe das mittelalterliche Stephansreich eigentlich keine bewusste Nationalitätenpolitik betrieben. Das ungarische Verhalten gegenüber den Nationalitäten sei in erster Linie von gesellschaftlichen Verhältnissen sowie von wirtschaftlichen und militärischen Interessen bestimmt gewesen. Es seien Ansiedlungen in zusammenhängenden Gebieten vorgekommen, so der zur Landesverteidigung gerufenen Sachsen in Siebenbürgen. Diesen Zusammenhang bestätige die Ansiedlung und spätere Vertreibung des deutschen Ritterordens,[28] der die Pflicht zur Landesverteidigung letztlich nicht auf sich genommen hatte. Den meistens deutschen Bewohnern der Städte seien die Privilegien nicht aus ethnischen Erwägungen verliehen worden, sondern weil die Könige von der Entwicklung der Städte die Steigerung ihrer Einnahmen, das Aufblühen der Wirtschaft, der Industrie und des Handels erwartet hätten.[29]

István Szabó brachte in seinen Ausführungen über das ungarische Mittelalter aber auch ideologische, sogar *ethnische* Motive zur Geltung. Zum einen vertrat er die These, dass die ungarische Gesellschaft schon zur Zeit der Landnahme gesellschaftlich gegliedert gewesen sei. Zum anderen betonte er, dass die Zahl der Landnehmenden jene der vorgefundenen anderen Völker überstiegen habe, da letztere ihre zumeist slawischen Sprachen den Ungarn nicht hätten aufzwingen können. So verfestigte sich zu Beginn der 1940er Jahre die Ansicht Szabós, nach der sich die *ethnische Einheit* und *Gestalt* des ungarischen Volkes bereits zur Zeit der Landnahme herausgebildet und später wenig geändert hätten.[30]

---

[27] Elemér *Mályusz*: A magyar társadalom a Hunyadiak korában. A hűbériség és rendiség problémája. In: Mátyás király emlékkönyv születésének ötszázéves évfordulójára. I. Hg. Imre Lukinich. Budapest 1940, 309–433.

[28] Dazu: László *Pósán*: A Német Lovagrend története a 13. században. Debrecen 1996.

[29] *Szabó*: Ungarisches Volk. Ähnlich: I. *Szabó*: A debreceni közösség. In: Debreczeni Képes Kalendáriom 40 (1940) 73–77; I. *Szabó*: Magyarország története 1301–1526. Debrecen 1951.

[30] I. *Szabó*: Az asszimiláció a magyarság történetében. In: Hitel 8 (1942) 4, 1–15; *Szabó*: L' assimilation; *Szabó*: Ungarisches Volk. Eine ausführliche Zusammenfassung über die Entwicklung am Ende des Mittelalters: *Szabó*: La population de la Hongrie aux XVI^{e} et XVII^{e}

So ist es wenig verwunderlich, dass Szabó mit deutschen Historikern, in erster Linie mit Konrad Schünemann (1900–1940), über Fragen der Gründung und Entwicklung des Städtewesens in Ungarn stritt. Schünemann betonte unter diesem Gesichtspunkt den deutschen Einfluss, den schon die Grundrisse der ungarischen Städte beweisen würden. Szabó meinte dagegen, dass gerade die Grundrisse etwa von Szeged und Debrecen die autonome, von der deutschen abweichende, *unabhängige* ungarische Stadtentwicklung belegten.[31] Das ungarische Volk – schrieb er dazu nach dem Zweiten Weltkrieg –, habe sogar vor der Landnahme eine streckenweise sesshafte, halbnomadische Lebensweise geführt. Seine damaligen Winterquartiere können als Vorläufer der späteren Dörfer Ungarns angesehen werden.[32]

Frühe Neuzeit

Sowohl Szekfű als auch Szabó hielten die osmanische Besetzung Mittelungarns im 16. und 17. Jahrhundert für eine Katastrophe. Szekfű entwarf darüber sein berühmtes Bild über ein *Groß*-Ungarn und ein *Klein*-Ungarn, die er einander gegenüberstellte. Aus dieser These sei nach dem Verfasser einer jüngeren Monografie über seinen fachlichen Lebensweg seine *Meistererzählung* über die ungarische Geschichte entstanden, deren Spuren bis in sein Frühwerk mit der 1914 erschienenen Studie über die letzten zwanzig Lebensjahre des Fürsten Ferenc II. Rákóczi (1676–1935) zurückreichten.[33] Szekfű stellte zu Beginn der 1920er Jahre in seinen „Historisch-politischen Studien" einen Unterschied zwischen einer *transdanubischen*: groß-ungarischen und einer *transtibiscanischen*: klein-ungarischen *Seele* (jenseits der Donau beziehungsweise der Theiß) heraus.[34] Diese Charakterisierung nach den Räumen

---

siècles. Vgl. Vilmos *Erős*: Bevezetés Szabó István népiségtörténeti tanulmányaihoz. In: István *Szabó*: Népiségtörténeti tanulmányok. Budapest 2005, 7–44.

31 István *Szabó*: Ismertetés Schünemann Konrád: Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa című könyvéről. In: Föld és Ember 10 (1930) 72–75. Ausführlicher zu diesem Aspekt: Vilmos *Erős*: A helytörténettől a népiségtörténetig… és tovább (Szabó István Debrecennel és az Alfölddel kapcsolatos tanulmányai). In: Valóság 60 (2017) 2, 19–52.

32 István *Szabó*: A falurendszer kialakulása Magyarországon (X–XV. század). Budapest 1966, [2]1971; I. *Szabó*: A középkori magyar falu. Budapest 1969.

33 Iván Zoltán *Dénes*: A történelmi Magyarország eszménye. Szekfű Gyula, a történetíró és ideológus. Pozsony 2015. Vgl. Gyula *Szekfű*: A száműzött Rákóczi. Budapest 1913. Eine frühe deutschsprachige Rezeption dieses Werkes: Franz *Eckhart*: Julius Szekfű: A száműzött Rákóczi. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 36 (1915) 2, 1–15.

34 Gyula *Szekfű*: Történetpolitikai tanulmányok. Budapest 1924.

jenseits der Donau und *jenseits der Theiß* entwickelte er in seiner „Ungarischen Geschichte" (1928–1934) über die Regierungszeit von König Matthias I. Corvinus, die beginnende Phase der Neuzeit hinaus, weiter. Es seien in erster Linie Ungarn aus der westlichen, *transdanubischen* Hälfte des Landes gewesen – nicht selten Aristokraten und Katholiken –, die europäische Werte der Modernisierung vertraten. Sie hätten die Zusammenarbeit mit dem Haus Habsburg und schließlich 1867 den Ausgleich mit Wien sowie die Reformen, die vom Staat, von oben initiiert worden waren, gefördert.[35]

Demgegenüber seien, so Szekfű, in der neuzeitlichen Geschichte Ungarns die mehrheitlich Protestanten der *transtibiscanischen* Richtung Anhänger einer unrealistischen, habsburgfeindlichen Unabhängigkeitsbewegung gewesen, die ohne ein gesellschaftsreformatorisches Programm hauptsächlich für ihre ständischen Interessen gekämpft hätten.[36] Von den 1930er Jahren an reihte Szekfű den *Turanismus* in diese Strömung ein, dessen Vertreter sich vom europäischen Bildungsideal abgewandt, die Wurzeln und Verwandten des ungarischen Volkes im Osten gesucht und versucht hätten, ein rassistisches Nationalbewusstsein zu begründen.[37]

---

[35] Von den bekanntesten beispielsweise Ferenc Deák (1803–1876), der geistige Vater des österreichisch-ungarischen Ausgleichs 1867, und der Reformpolitiker István Graf Széchenyi (1791–1860). Bálint *Hóman* – Gyula *Szekfű*: Magyar történet. I–V. Budapest [1]1928–1934, [2]1935–1936. Vgl. darüber neuestens Imre *Monostori:* Szekfű Gyula a változó időkben. Életmű – fogadtatás – utókor 1913–2016. [Pécs] 2017, 82–85, 198–201. Eine kürzere, in jüngerer Zeit erschlossene und publizierte Variante von Teilen der „Ungarischen Geschichte" aus der Feder Szekfűs: Gyula *Szekfű*: Rövid magyar történet 1606–1939. Budapest 2002. Zu dieser Version: Tibor *Frank*: Luring the English-Speaking World. Hungarian History Diverted. In: Slavonic and East European Review 69 (1991) 1, 60–80.

[36] Beispielsweise Johann (János) I. Szapolyai (1487–1540), Woiwode von Siebenbürgen, König von Ungarn (als Gegenkönig des Habsburgers Ferdinand I.) und István Bocskai (1557–1606), Gabriel (Gábor) Bethlen (1580–1629), Ferenc II. Rákóczi (1676–1735) sowie Lajos Kossuth (1802–1894), Anführer von antihabsburgischen Unabhängigkeitsbewegungen. Zu den siebenbürgischen Fürsten Bethlen und Rákóczi: Gyula *Szekfű*: Bethlen Gábor. Történelmi tanulmány. Budapest 1929 (Neuausgabe: Hg. Ervin Pamlényi. Budapest 1983); *Szekfű*: A száműzött Rákóczi. Zu diesem Aspekt: Vilmos *Erős*: In the Lure of „Geistesgeschichte". The Theme of Decline in the Hungarian Historiography and Historical Thinking Between the Two World Wars. In: European Review of History / Revue Européenne d'Histoire 22 (2015) 3, 411–432; Steven Bela *Vardy*: The National Romantic School. In: *Vardy*: Modern Hungarian Historiography, 121–128.

[37] Gyula *Szekfű*: Három nemzedék és ami utána következik. Budapest [3]1934. Zum *Turanismus*: Balázs *Ablonczy*: Keletre, magyar! A magyar turanizmus története. Budapest 2016. Deutschsprachige Zusammenfassung: B. *Ablonczy*: Skizze über den ungarischen Turanismus. In: Ungarn-Jahrbuch 33 (2016/2017) 315–326.

István Szabó wies 1934 in seiner Besprechung der dritten Auflage der „Drei Generationen" die Dichotomie von Groß-Ungarn und Klein-Ungarn entschieden zurück, insbesondere die Verortung des Europäischen und des Fortschrittlichen in West-Ungarn.[38] Er bestritt nicht nur diese These Szekfűs, sondern arbeitete in seinem ganzen späteren historiografischen Werk geradezu die Gegenthese heraus. Dieser nach habe sich das *Ungartum* nicht nur nicht in die transdanubisch-katholische Landeshälfte zurückgezogen, sondern, im Gegenteil, im transtibiscanisch-protestantischen Raum mit Debrecen und der Tiefebene (*Alföld*) im Mittelpunkt seine staatlich-geschichtliche Kontinuität gefunden und durch Unabhängigkeitsströmungen sowie gesellschaftsreformatorische Bewegungen ausgestrahlt.[39]

Diese Auffassungen spielten in den nationalitätengeschichtlichen Betrachtungen beider Autoren eine wichtige Rolle. Szabó führte in den 1940er Jahren in der Analyse der Siedlungsverhältnisse nach der Vertreibung der Türken am Ende des 17. Jahrhunderts aus, dass mit der Rückkehr des ungarischen Bauerntums in die zuvor entvölkerte Tiefebene diese Region ihren siedlungsstrukturell strategischen Stellenwert als »Volksboden«[40] des ungarischen Volkes behalten und weiter erhöht habe. Im 18. Jahrhundert, als der ungarische Anteil an der Gesamtbevölkerung des Landes von einst 80 Prozent auf 40 Prozent zurückfiel, sei der *Besitz* der Tiefebene höchster Belebungsfaktor des Fortbestands nationalen Lebens gewesen.[41] Eine seiner deutschsprachigen Studien, die ebenfalls in den Jahren des Zweiten Weltkriegs herauskam, fasste diesen Standpunkt Szabós wie folgt zusammen: »Dadurch nun, dass eine unübersehbare Masse ungarischer Bauern trotz aller Hindernisse der Grundherren, Komitate und anderer Landesstellen ins Tiefland gelangen, und sich dort festsetzen konnte, verhinderten sie den Zerfall des Tieflandes in einzelne

---

[38] István *Szabó*: Három nemzedék után. In: Protestáns Szemle 43 (1934) 6, 364–368. Vgl. *Szabó*: Ungarisches Volk.

[39] *Szabó*: Ungarisches Volk; *Szabó*: Magyarország története 1301–1526; I. *Szabó*: Debrecen a történelemben. In: Élet és Tudomány 9 (1954) 52, 1635–1639.

[40] *Szabó*: Ungarisches Volk, 140. In der deutschsprachigen Fassung haben die Übersetzer für »Volksboden« das Wort »Volksgebiet« verwendet, obwohl in der Originalausgabe des Buches aus dem Jahre 1941 »néptalaj«, also »Volksboden« steht. *Szabó*: A magyarság életrajza, 117.

[41] *Szabó*: Ungarisches Volk, 120–131. Weitere einschlägige Studien bezüglich der frühen Neuzeit aus den zeitgenössischen Publikationen des Autors: István *Szabó*: Pusztuló magyarság. In: Magyar művelődéstörténet. III. Hg. Sándor Domanovszky. Budapest 1940, 69–97; I. *Szabó*: A nemzetiségek térnyerése és a magyarság. In: *Magyar művelődéstörténet*. IV. Hg. Sándor Domanovszky. Budapest 1940, 109–136. Jüngste Auswahl teilweise aus dem Frühwerk: *Szabó*: Népiségtörténeti tanulmányok.

Volksgruppeninseln. Der altungarische Stamm des Tieflandes, der sich vor allem aus dem *Ungartum* der aus der Osmanenherrschaft befreiten Städte – Debrecen, Kecskemét, Nagykőrös – und den von Natur aus geschützten Teilen des Tieflandes und Transdanubiens zusammensetzte, entwickelte nun immer wieder neue Triebe. Die große Wanderung des ungarischen Bauerntums war eine Art neuer Landnahme. Auch zum zweiten Mal besetzte das Ungarntum das Tiefland, das Kerngebiet des Karpatenbeckens mit überlegender volklicher Mehrheit, und behauptete dadurch sämtliche Vorteile, die sich in diesem Teile Europas aus dem Besitz der Großen Ebene ergeben.«[42]

Szekfű kam auf diese Auslegung umgehend kritisch zurück. Die These Szabós vom Begehren nach dem uralten Boden schien ihm 1944 »romantisch« und »unter Einfluss der heute modischen, ›völkischen‹ Denkweise« entstanden zu sein.[43] Der einfache Grund für die Rückkehr in die Tiefebene, schrieb er in seinem französischsprachigen Buch „État et nation" 1945, sei der Umstand gewesen, dass die Großgrundbesitzer den Bauern vorteilhafte Lebensbedingungen angeboten hätten: »Il serait audacieux de prétendre que, pendant un exil d'un siècle et demi, passé dans un habitat entouré des collines et des monts de la Haute-Hongrie, le serf hongrois ait conservé le souvenir de la venir de la Grand Plaine. Dans leur retour au Sud, les serfs furent tentés par d'autres faits beaucoup plus réels, et, en premier lieu, par l'espoir de la liberté, ne fut-ce qu'une liberté partielle, un affranchissement des fardeaux qui pesaient sur les serfs?«[44] Szekfű hielt die Geschichtsauffassung, welche die ungarische Geschichte im begrifflichen Rahmen von *Volks-* und *Kulturboden* behandelte, für weniger romantisch und wies sie mit harten Worten zurück. Literatur und höhere Bildung seien geeigneter, die Eigentümlichkeit des *Ungartums* zum Ausdruck zu bringen, als statistische Angaben zu seiner demografischen Entwicklung.[45] Es sei falsch, wenn Großgrundbesitzer dafür kritisiert würden, dass sie Bauern nicht ungarischer, sondern fremder Abstammung angesiedelt hätten. Großgrundbesitzer seien nicht ethnischen Kriterien, sondern ihren wirtschaftlichen Interessen gefolgt. In Bezug auf das 18. Jahrhundert hielt Szekfű fest: »Il est évident que ce serait un anachronisme que de reprocher aux magnats hongrois ce qui fit défaut, à cette époque, même aux

---

42 Stefan *Szabó*: Das Ungartum des ungarischen Tieflandes im 18. Jahrhundert. In: Ungarn. Monatschrift für deutsch-ungarischen Kulturaustausch 3 (1943) 369–375, hier 375.

43 *Szekfű*: A nemzetiségi kérdés rövid története, 136. Im ungarischen Original steht das hier mit *völkisch* übersetzte Wort *népi* in Anführungszeichen.

44 *Szekfű*: État et nation, 179. Diese Zeilen richteten sich gegen Szabó.

45 Ebenda.

princes et aux gouvernements allemands et occidentaux. Car, pour les magnats hongrois, les établissements furent également une affaire économique. Pour leurs propriétés désolées, ils prirent des colons où ils les trouvèrent, sans distinction de nationalité. Ils firent pourtant une seule distinction: ils n'établirent pas volontiers des Serbs et des Roumains, car ils ne savaient que faire de ces gens inexperts à l'agriculture et se refusant à la pratiquer. Ils avaient à leur disposition des Hongrois, des Slovaques et des Allemands plus aptes à être agriculteurs, aussi envoyèrent-ils des agents qui, sur les territoires dévastés de l'Allemagne, leur embauchèrent des agriculturers allemands.«[46]

Aus all dem folgte die völlig unterschiedliche Einschätzung der Rolle Wiens in der nach der Vertreibung der Türken anbrechenden Habsburgerzeit. Szekfű betrachtete das Zeitalter als eine Epoche des aufblühenden Barock, von dessen positiven Hauptleistungen er die Wiedervereinigung und Neubesiedlung des Königreichs Ungarn hervorhob. Das Haus Habsburg habe dabei ein Regierungssystem europäischer Prägung eingeführt. Szekfű lehnte es ab, in der Impopulationspolitik der Habsburger die ethnisch und religiös motivierte Absicht zu erblicken, die katholischen deutschen Bauern zu bevorzugen, um die protestantischen ungarischen Bauern und dadurch das ungarische Volk zu schwächen.[47]

Szabó vertrat eine diametral entgegengesetzte Meinung. Über den Barock urteilte er negativ. Seine Sympathie galt der Aufklärung mit ihren sozialen Gesetzen und ihrer rationalistischen Denkweise. In der Einsickerung der deutschen katholischen Bauern sah er eine ungarnfeindliche Bestrebung.[48] Ähnlich bewertete er den Ausbau der habsburgischen Zentralbehörden. Dessen wichtigste Folge sei nämlich die Verwässerung der Mittelschicht und des Adels, des Militärs und der Bürokratie sowie der Intelligenz gewesen. Wien habe die Verwaltungsämter gerne mit Fremden, hauptsächlich mit Deutschen und Tschechen besetzt, die im 19. Jahrhundert zu den Stützen der ungarnfeindlichen Politik des Hofes werden sollten.[49]

---

[46] Ebenda, 177.

[47] *Hóman – Szekfű*: Magyar történet, [1]1928–1934, IV, 130-173. Ebenso in Bezug auf das 16. und 17. Jahrhundert: *Szekfű*: État et nation, 170 (vgl. *Erős*: A Szent István-i államtól Kárpát Európáig). Zur zeitgenössischen Geschichte Österreichs und Ungarns: *Geschichte Österreichs*. Hg. Thomas Winkelbauer [u. a.]. 2., durchgesehene, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart 2016; Géza *Pálffy*: The Kingdom of Hungary and the Habsburg Monarchy in the Seventeenth Century. New York 2009.

[48] Vgl. noch fast gleiche Gedanken bei Imre *Wellmann*: Barokk és felvilágosodás. In: *Magyar művelődéstörténet* IV, 5–107. Früher ähnlich: *Szekfű*: Történetpolitikai tanulmányok.

[49] István *Szabó*: A jobbágy megnemesítése. In: Turul 55 (1941) 11–21.

Szabó setzte sich in Bezug auf das 18. Jahrhundert auch mit Vertretern der deutschen Volksgeschichte kritisch auseinander, und zwar – wie in der Thematik des Mittelalters – hauptsächlich mit Konrad Schünemann. Dieser kritisierte die Habsburger für eine angeblich unzureichende Vertretung deutscher Interessen: Mit einer kräftigeren Unterstützung der deutschen Kolonisation im 18. Jahrhundert wäre es nach ihm möglich gewesen, ganz Ungarn ins deutsche Reich einzuverleiben.[50] Szabó stellte diesem verfehlten Drehbuch die strategische Bedeutung der Tiefebene gegenüber, deren erneute Inbesitznahme durch das ungarische Bauerntum nach den Türkenkriegen die Voraussetzung und das Mittel der Aufrechterhaltung des *Ungartums* im Karpatenbecken geliefert habe.[51]

19. Jahrhundert

Das für die Analyse der Ansichten der beiden Historiker grundlegende 19. Jahrhundert erstreckt sich hier auch auf die Zwischenkriegszeit.

Szekfű betrachtete das Nationalitätengesetz von 1868,[52] das in der Konzeption der *politischen Nation* verwurzelt war, als Höhepunkt der ungarischen Geschichtsentwicklung. Mit ihm habe die politische Schöpferkraft Ungarns das geradlinige Erbe des Nationsbegriffs aus der Zeit Stephans des Heiligen verwertet und dabei auch Lösungsmuster aus den Jahren der Revolution und des Freiheitskampfes 1848/1849 verwendet. Dieses Gesetz habe den Nationalitäten in vielerlei Hinsicht Autonomierechte zugesichert, als staatsbildend habe es aber nur eine Nation anerkannt, die ungarische. Sein größtes Problem habe aber darin bestanden, dass es weder von ungarischer noch von Seiten der Nationalitäten angenommen worden sei, obwohl es im damaligen Europa einzigartig war. Mit diesem Angebot des ungarischen Staates hätten sich die Nationalitäten nicht begnügt, während das Gesetz selbst nicht einmal vollständig ausgeführt worden sei. So erstarkte nach und nach auf Seiten der Nationalitäten die Bestrebung zur Auflösung des historischen Ungarn und

---

50 Konrad *Schünemann:* Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Berlin [1935].

51 *Szabó*: Ungarisches Volk, 139. Szabó setzte sich hier (vgl. noch ebenda, 259–260) mit der Meinung der zeitgenössischen deutschen Geschichtswissenschaft kritisch auseinander, nach der die Deutschen vor der ungarischen Landnahme in Westungarn in der Mehrheit gewesen wären und seither kontinuierlich hier gelebt, so dass sie ein *historisches Recht* auf dieses Gebiet hätten. Vgl. *Schünemann*: Österreichs Bevölkerungspolitik.

52 Dazu: Gábor *Gángó*: Az 1868. évi nemzetiségi törvény következményei. In: Korunk [3. Folge] 20 (2009) 5, 9–16; András *Gerő*: Az elsöprő kisebbség. Népképviselet a Monarchia Magyarországán. Budapest 1988.

führte zu einem existenziellen Konflikt zwischen Nationen, der eine allgemeine europäische Erscheinung gewesen sei. Die einzige Lösung wäre laut Szekfű die aus dem christlichen Naturrecht abgeleitete Toleranz gegenüber den Nationalitäten gewesen, gleich der religiösen Toleranz im 16–18. Jahrhundert, die erst nach einem langen Kampf verwirklicht werden konnte.[53]

Für Szabó hingegen stellte sich das 19. Jahrhundert nicht als Periode eines Höhepunkts, sondern jene des Niedergangs dar. Sie sei aus ungarischer Perspektive schädlich gewesen, weil sie Prozesse der Schwächung des Volkes und des Staates vorangetrieben habe. Sie habe die frühere *natürliche* Assimilation der Nationalitäten durch deren künstliche Assimilation abgelöst. Die staatliche Nationalisierungspolitik habe nach der Magyarisierung von Nichtungarn gestrebt, um zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine zahlenmäßige Überlegenheit des *Ungartums* aufzuweisen. Diese Hoffnung habe sich aber als trügerische Illusion erwiesen, denn die Mehrheit der neu Assimilierten sei nicht wirklich ungarisch geworden – ein Umstand, der für Ungarn während des Ersten Weltkriegs und danach tragische Folgen gezeitigt habe.[54]

Besonders negativ schätzte Szabó die Rolle der Städte in der *künstlichen* Assimilation ein. Die Städte seien Orte der ethnischen Vermischung gewesen, die von liberalen, freidenkerischen Ideen vorangetrieben worden sei. Die Positionen des Mittelstandes, der staatlichen Bürokratie, des Militärs und der Intelligenz wurden für nichtungarische Personen erreichbar gemacht, die höchstens in ihrer Sprache ungarisch geworden seien, in ihrer Gesinnung aber wohl nicht.[55] Die wahren Vertreter des *Ungartums* seien die Dörfer und das Bauerntum gewesen, die Bewahrer der nationalen Traditionen, während in Kreisen der *wurzellosen* Arbeiterklasse und Intelligenz eher ein internationales Gedankengut dominiert habe.[56]

---

[53] *Szekfű*: État et nation, 191–224; *Szekfű*: A nemzetiségi kérdés rövid története.

[54] *Szabó*: Az asszimiláció a magyarság történetében; *Szabó*: Nemzetszemlélet; *Szabó*: Népiségtörténeti tanulmányok. Vgl. *Szabó*: L'assimilation.

[55] Ebenda. Zur Auffassung Szabós in Bezug auf die Probleme der Assimilation im 19. Jahrhundert: Dániel *Bolgár*: Asszimiláció a térben. Kísérlet Szabó István asszimiláció koncepciójának kibontására. In: Sic Itur ad Astra 18 (2006) 1–2, 43–72; Gábor *Gyáni*: Az asszimiláció fogalma a magyar társadalomtörténetben. In: Ders.: Történészdiskurzusok. Budapest 2002, 119–133. Diese Studien lassen aber die hier skizzierten Fragen, hauptsächlich den ideologischen und rhetorischen Hintergrund der Ansichten Szabós, außer Acht.

[56] Ähnliche Gedanken pflegten Schriftsteller aus der Strömung des bauernpolitisch orientierten *Populismus* wie László Németh (1901–1975) und Dezső Szabó (1879–1945). Gyula *Borbándi*: Der ungarische Populismus. Mainz 1976; Steven Bela *Vardy*: The Populists and Their Criticism of Geistesgeschichte. In: *Vardy*: Modern Hungarian Historiography, 129–135.

Szabó unterschied in seiner 1943/1944 erschienenen Artikelreihe „Nationsanschauung und Ungartumbewusstsein“[57] drei Stufen in der Entwicklung des Nationalbewusstseins seit der Neuzeit. Die erste führte er auf Simon Kézai, den Chronisten aus dem 13. Jahrhundert,[58] zurück, dessen Nationsbegriff im 16. Jahrhundert der Rechtsgelehrte István Werbőczy (1458–1541) ausformulierte.[59] Letzterer verstand unter *Nation* nur diejenigen, die über politische Rechte verfügten: den Adel. Im 19. Jahrhundert, auf der zweiten Stufe, rückte die politische Nation in den Vordergrund, die das auch von Szekfű thematisierte Nationalitätengesetz von 1868 anvisierte.[60] Der optimale Begriff von der Nation habe sich auf der dritten Stufe, zwischen den beiden Weltkriegen, in ethnischem Sinn durchgesetzt. So bekannte sich Szabó zur volkgeschichtlichen Konzeption von Elemér Mályusz.[61]

Szekfű wiederum lehnte den ethnischen Nationsbegriff grundsätzlich ab, wie aus seiner Studie über die sächsische Geschichtsschreibung in Siebenbürgen seit dem 16. Jahrhundert hervorgeht.[62] Charakteristisch war für seinen Standpunkt die positive Beurteilung jener siebenbürgisch-sächsischer Historiker, die das sächsische Bewusstsein mit der Zugehörigkeit zum ungarischen Staat in Einklang gebracht, also über ein Hungarus-Bewusstsein verfügt hätten. Solche Beispiele fand Szekfű auch außerhalb der Wissenschaft, so in einem 1937 erschienenen – und in der zeitgenössischen ungarischen Öffentlichkeit vieldiskutierten – Artikel über den assimilierten *Deutschungar* Ede Schittenhelm, der im Mai 1849, im antihabsburgischen Freiheitskampf, bei der Belagerung von Ofen als Artillerieoffizier für die *ungarische Sache* gefallen war.[63]

---

57 *Szabó*: Nemzetszemlélet.

58 Zu Kézai: Simon *of Kéza*: The Deeds of the Hungarians. Edited and translated by László Veszprémy and Frank Schaer. With a study by Jenő Szűcs. Budapest/New York 1999; Jenő *Szűcs*: Társadalomelmélet, politikai teória és történetszemlélet Kézai Gesta Hungarorumában. A nacionalizmus középkori genezisének elméleti alapjai. In: Ders.: Nemzet és történelem. Tanulmányok. Budapest 1984, 413–555.

59 Stefan *Szabó*: Stefan Werbőczy 1455(?)–1541. Ungarische Bildergalerie. In: Pester Lloyd 13. Februar 1944, 11–12. Zu Werbőczy: *Tanulmányok Werbőczy Istvánról*. Hgg. Gábor Hamza [u. a.]. Budapest 2001.

60 *Gángó*: Az 1868. évi nemzetiségi törvény.

61 Vgl. *Erős*: Volksgeschichte in Ungarn; *Erős*: Ein Wegbereiter.

62 Gyula *Szekfű*: Az erdélyi szász történetírás [I–II]. In: Magyarságtudomány 2 (1943) 174–198, 325–373. Deutsch- und französischsprachige Versionen: Gyula *Szekfű*: Die siebenbürgische sächsische Geschichtsschreibung. Wien 1943–1944; Jules *Szekfű*: L'historiographie des Saxons de Transylvanie [I.]. In: Revue d'Histoire Comparée. Études hongroises 21/1 (1943) 401–437.

63 Gyula *Szekfű*: Schittenhelm Ede. In: Magyar Szemle 30 (1937) 223–231. Heftige Kritik an diesem Artikel von einem der oben (in der Anmerkung 56) genannten Vertreter des bau-

Eine günstige Beurteilung erhielt der protestantische Geistliche und Historiker Georg Daniel Teutsch (1817–1893), in dessen Familie das ethnische, also das sächsische Bewusstsein in einer eher romantischen, harmloseren Form der Volksschwärmerei anzutreffen war.[64] Szekfű Zitat von Szekfű in Bezug auf Teutsch und auf das 19.Jahrhundert: »Die Auffassung der Sachsen, eine große bäuerliche und bürgerliche Gemeinschaft zu sein, verwurzelte G. D. Teutsch in seinem Volke, er selbst aber gehörte eher dem Bauerntum an, das Bürgertum in seinem westlichen Sinne bleibt ihm bis zuletzt fremd, er verstand unter Bürgertum eher nur das spießbürgerliche Leben der deutschen Kleinstädte. Obwohl er schon als Gymnasiast Rotteck begeistert las und ihm später auch persönlich kennen lernte und obwohl er 1848 ebenfalls ein Anhänger der liberalen Umgestaltung der Welt war, schloss er sich in seinem Leben kaum dem liberalen-demokratischen Anschauungen an, seine Demokratie, die er in die Jahrhunderte sächsischer Geschichte hineintrug, ging nicht aus der Praxis, sondern seinem idealen Dämmern der Romantik hervor. Das ist auch selbstverständlich, den die Demokratie des 19. Jh. konnte der sozialen und wirtschaftlichen Lage keines Volkes schädlicher sein als der des sächsischen Volkes, und wer hätte dies besser gewusst, als G. D. Teutsch! Der junge Theologe hörte an der Universität Berlin Vorlesungen Rankes und Ritters, befasste sich auch mit Belletristik, schrieb Verse und sammelte daneben Urkunden und Akten, die sich auf die sächsische Geschichte bezogen. Er arbeitete die Politik Dahlmanns genauestens durch, beabsichtigte aber die dabei erlernte Methode ausschließlich zur Erhaltung des ›Volkstums‹ anzuwenden.«[65]

Schlussfolgerungen

Nach einer in England publizierten jüngeren ideen- und historiografiegeschichtlichen Monografie war die ungarische Geschichtsschreibung in der

---

ernpolitischen *Populismus*: Dezső *Szabó*: Ede megevé ebédem. Milyen Szekfű nyílt Schittenhelm Ede sírján? [1937]. In: D. *Szabó*: A magyar káosz. Pamfletek. Budapest 1990, 286–389.

[64] Zu der Familie Teutsch und dem Geschichtsbewusstsein der Sachsen in Siebenbürgen im 19. Jahrhundert: Andreas *Möckel*: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein bei den Siebenbürger Sachsen. In: Studien zur Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. Paul Philippi. Köln/Graz 1967, 1–23; Harald *Zimmermann*: Bemerkungen zur Geschichte des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. In: Ebenda, 24–55.

[65] *Szekfű*: Az erdélyi szász történetírás, 346–347 (*Szekfű*: Die siebenbürgische sächsische Geschichtsschreibung, III, 5). Zu Rotteck, Ranke, Ritter, Dahlmann: Vilmos *Erős*: A 19. századi német historizmus. In: Valóság 50 (2007) 12, 1–15.

Zwischenkriegszeit durch eine ethnozentrische Sichtweise gekennzeichnet.[66] Über den Kult Stephans des Heiligen steht darin zu lesen: »The cult of the Catholic king, celebrated widely as founder of the Hungarian state, served the Horthy regime well in a number of ways: first it justified the regime's anti-liberalism and anti-socialism; secondly, it provided a religious legitimation of the hierarchical social order of Hungary; thirdly it underlined the close relationship between church and state (after all, St Stephen allegedly was sent a crown by the Pope); and, fourthly, it could be used to call for the revision of the peace treaty of Trianon which, for Hungary, had meant the loss of the two-thirds of its pre-war territory.«[67] Für Szekfű und eine lange Reihe seiner Kollegen, beispielsweise für József Deér (1905–1972), Ferenc Eckhart (1885–1957), Bálint Hóman (1885–1951), Béla Iványi-Grünwald (1902–1965), Péter Váczy (1904–1994) und den Kreis der „Revue d'Histoire Comparée", trifft diese Feststellung sicherlich nicht zu.[68]

Szekfű waren völkische Ansichten fremd. Er bediente sich durchweg des *politisch-historischen Nationsbegriffs*, der ihm einen offeneren, toleranteren

---

[66] Stefan *Berger* (mit Christoph *Conrad*): The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe. Basingstoke 2015.

[67] *Berger*: The Past as History, 257–258. Die ungarnbezogenen Analysen Bergers bluten aus mehreren Wunden. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Er stellt Szekfű als Vertreter der »right wing« (ebenda, 258) hin, weil er mit der These, Ungarn sei die »Bastion des Christentums« (ebenda, 255) gewesen, sich gegen die atheistische Sowjetunion gerichtet habe. Nach unserem heutigen Wissen war die Sowjetunion eine kommunistische Diktatur, während die erwähnte Devise die Idee der Zugehörigkeit Ungarns zur westlichen, demokratischen Kultur widerspiegelte. Berger sieht in den westlichen marxistischen Historikern Arthur Leslie Morton (1903–1987) und Albert Soboul (1914–1982) Repräsentanten einer demokratischen Gesinnung europäischer Prägung (ebenda, 368, 317). Beide waren Hauptfiguren von universitären Curricula, die während der kommunistischen Herrschaft in Ungarn unter den Studierenden (zu Recht) tiefe Verachtung genossen in erster Linie für die ideologisierte politische Ereignisgeschichte, die sie betrieben. Für eine inhaltsreiche geistesgeschichtliche Interpretation der Staatsentwicklung Ungarns seit König Stephan dem Heiligen siehe oder vgl. Domokos *Kosáry*: Sur quelques problemes d'histoire comparée. in: Revue d'Histoire Comparée. Études hongroises 21/1 (1943) 1–2, 3–32; D. *Kosáry*: A történelem veszedelmei. Írások Európáról és Magyarországról. Budapest 1987; Ambrus *Miskolczy*: Szellem és nemzet. Babits Mihály, Eckhardt Sándor, Szekfű Gyula és Zolnai Béla világáról. Budapest 2001; *Vardy*: Modern Hungarian historiography, 62–101.

[68] Zu den genannten Gelehrten: Balázs *Ablonczy*: A Revue d'Histoire Comparée 1943–1949. In: Hommage à Kosáry Domokos. Hgg. Magda Ferch, Mária Ormos. Budapest 2009, 30–39; *Deér József emlékezete. Tanulmányok Deér József (1905–1972) professzor születésének centenáriumára*. Hg. László Koszta. Szeged 2006; László Dávid *Törő*: „Több szellemtörténetet a jogtörténetbe!" Eckhart Ferenc törekvései a jog- és alkotmánytörténet modernizálására (1931–1941). In: Századok 150 (2017) 1407–1450; *Történeti átértékelés. Hóman Bálint, a történész és a politikus*. Hg. Gábor Ujváry. Budapest 2011.

Umgang mit der Nationalitätenfrage erlaubte, als es in der volksgeschichtlichen Schule üblich war, mit der er seit den 1920er Jahren heftige Diskussionen führte.[69] Sein Nationsbegriff war – durchaus im Sinne Stephans des Heiligen – konservativ, insofern emphatisch gegenüber historischen Entitäten wie etwa der Aristokratie.[70]

Szabó hingegen lehnte sich vielfach an das radikale Modernisierungsprogramm der Bauernbewegung des ungarischen Populismus an. So näherte er sich der Geschichte des Bauerntums, die nach 1945 zu seinem beinahe ausschließlichen Forschungsgebiet werden sollte.[71] Seine Ansichten dürfen aber auch nicht mit jenen der nationalsozialistisch orientierten deutschen *Volkstumskunde*[72] gleichgesetzt werden. Sie beruhten zwar – im Gegensatz zu Szekfűs *politisch-historischem* Nationsbegriff – auf dem *ethnischen Nationsbegriff*, der aber weniger politisch ausgerichtet war als derjenige von Mályusz, wenngleich beiden Autoren ein ethnischer Fundamentalismus bis zu einem gewissen Grad gemeinsam war. Szabó verwendete aber Grundbegriffe der deutschen Volksgeschichte wie *Volksboden* und *Rasse* deutlich seltener als Mályusz und legte *Rasse* nicht biologisch, sondern als geschichtliches Phänomen aus.[73] Es ist bemerkenswert, dass er seine volksgeschichtlichen und historisch-demografischen Studien in der von Nachfolgern und Schülern Szekfűs redigierten „Revue d'Histoire Comparée" beziehungsweise mit Unterstützung dieses Kreises publizieren konnte, der zugleich das volksgeschichtliche Programm von Mályusz wissenschaftlich ablehnte und bekämpfte.[74]

In einem bestimmten Sinn trugen die Auffassungen Szekfűs und Szabós gemeinsame Züge. Im Gegensatz zu der im österreichisch-ungarischen Dualismus vorherrschenden, auf Ereignis- und Politikgeschichte zugespitzten *nationalromantischen* Schule[75] entsprangen sie gleichermaßen einer im Grunde sozialgeschichtlichen Methode, die analytische wie auch synthetisierende

---

69 Dazu vgl. noch *Erős*: In the Lure of „Geistesgeschichte".

70 Vgl. *Dénes*: A történelmi Magyarország eszménye.

71 Vgl. *Erős*: Volksgeschichte in Ungarn.

72 Dazu: Michael *Fahlbusch*: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? „Die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945. Baden-Baden 1999; Ingo *Haar*: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf" im Osten. Göttingen 2002; *Oberkrome*: Volksgeschichte; *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*. Hg. Manfred Hettling. Göttingen 2003.

73 *Szabó*: Ungarisches Volk, 6.

74 *Erős*: A Szekfű-Mályusz vita; Domokos *Kosáry*: The Idea of a Comparative History of East Central Europe. The Story of a Venture. In: Historians as Nation Builders. Hgg. Dennis Deletant, Harry Hanák. London 1988, 124–138.

75 Dazu: *Erős*: Modern historiográfia, 139–140; *Vardy*: The National Romantic School.

Vorgehensweisen ermöglichte und mit der modernen europäischen Geschichtswissenschaft Parallelitäten aufwies. Hieran werden in der internationalen Historiografiegeschichte in Bezug auf die Volksgeschichte Zweifel angemeldet.[76] Ungarische Vertreter des gleichen Faches liefern dagegen abwägend-differenzierende beziehungsweise positive Bewertungen über die ungarische Volksgeschichte, dies sogar im Vergleich zur Geistesgeschichte. Szabó habe in seinen Studien zur Geschichte der Nationalitäten und des Bauerntums in Ungarn durchaus moderne soziologische Zugänge geöffnet, während sich Szekfű mehr auf politische Fragen konzentriert habe.[77]

Die marxistisch-kommunistische Geschichtsschreibung in Ungarn kehrte nach 1948 zur einfältigen politische Ereignisgeschichte zurück, die sie nun aber auf den Leitbegriff des *Klassenkampfes* aufbaute, während sie die historische Nationalitätenfrage überhaupt nicht oder allenfalls schematisiert aufwarf.[78] Sie ließ weder die *Geistesgeschichte* noch die *Volksgeschichte* zur Geltung kommen. So wurden beide historiografische Schulen erst nach 1990 wiederentdeckt und in den 2000er Jahren wissenschaftshistorisch mit vermehrter Intensität erforscht.[79]

---

[76] Vgl. Ernst *Breisach*: Historiography. Ancient, Medieval, and Modern. Chicago 1994; *Oberkrome*: Volksgeschichte; Peter *Schöttler*: Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen Annales und die NS-Volksgeschichte vergleichen? In: Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Hgg. Christoph Conrad, Sebastian Conrad. Göttingen 2002, 271–295; P. *Schöttler*: Die »Annales«-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft. Tübingen 2015.

[77] Tamás *Faragó*: Parasztságtörténet és történetírás. Meditációk Szabó István tanulmánykötete kapcsán [1977]. In: Ders.: Tér és idő. Család és történelem. Társadalomtörténeti tanulmányok 1976–1992. Miskolc 1997, 296–307; Tamás *Faragó*: Historical Demography in Hungary. A History of Research. Budapest 2012; *Gyáni*: Az asszimiláció fogalma; György *Kövér*: Crossroads and turns in Hungarian economic history. In: Routledge Handbook of Global Economic History. Hgg. Francesco Boldizzoni, Pat Hudson. London/New York 2016, 242–258.

[78] Zur ungarischen Geschichtsschreibung nach dem Zweiten Weltkrieg: *Erős*: Modern historiográfia; Holger *Fischer*: Politik und Geschichtswissenschaft in Ungarn. Die ungarische Geschichte von 1918 bis zur Gegenwart in der Historiographie seit 1956. München 1982; *Romsics*: Clio bűvöletében.

[79] Vgl. Vilmos *Erős*: A szellemtörténettől a népiségtörténetig. Tanulmányok a két világháború közötti magyar történetírásról. Debrecen 2012; András *Lánczi*: A magyar szellemtudományok a két világháború között. In: Világosság 42 (1998) 3, 27–47; *Miskolczy*: Szellem és nemzet; Balázs *Trencsényi* – Péter *Apor*: Fine-Tuning the Polyphonic Past. Hungarian Historical Writing in the 1990s. In: Narratives Unbound. Historical Studies in Post-Communist Eastern Europe. Hgg. Sorin Antohi [u. a.]. Budapest/New York 2007, 1–99.

Andrea Pető, Budapest

Genderforschung in Ungarn*

An der Jahreskonferenz der Gendersektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hielt ich im Herbst 2015 einen Vortrag.[1] Der Titel der Konferenz hieß „Feminism reloaded. Contested terrains in times of antifeminism, racism and austerity". Bei meinem Vortrag fragte ich die Zuhörerschaft, wer – ihrer Meinung nach – die bekannteste deutsche Soziologin in Osteuropa sei, die sich mit den sozialen Geschlechterrollen befasst. Wessen Bücher wurden – außer ins Englische – in die meisten osteuropäischen Sprachen, so auch ins Rumänische, Slowakische, Ungarische, Polnische, Slowenische und Tschechische, übersetzt? Nach einer langen und mitunter peinlich gewordenen Pause verriet ich es: es geht um Gabriele Kuby. Ihr Werk „Die Revolution der Geschlechter. Die Genderrevolution. Die Verstaatlichung der Erziehung" ist zum Beispiel von der Webseite der ungarischen Christdemokratischen Partei auch kostenfrei herunterzuladen.[2]

Kuby ist für die Genderforschung von Bedeutung, sie wird bei den Veranstaltungen, an denen sie teilnimmt, stets als anerkannte deutsche Soziologin vorgestellt. Und sie hält oft Vorträge auch in Ungarn. Die Ungarische Nationalbank gründete zu Propagandazwecken dubiose Stiftungen, die unter anderem auch Hochschuleinrichtungen finanzieren, so auch die Quasi-Hochschule John Henry Newman Bildungszentrale in Sümeg. Diese Institution machte es Kuby möglich, im Hochschulbereich zu unterrichten, und ernannte sie zur ständigen Gastprofessorin. 2016 äußerte sich Csaba Lentner, Mitglied

---

* Redigierte Fassung eines vom Ungarischen Institut der Universität Regensburg veranstalteten Vortrags, gehalten im Rahmen der „Regensburger Vorträge zum östlichen Europa", Regensburg, 23. Januar 2020. Für eine Diskussion siehe Zsolt K. *Lengyel*: Ungarische Genderforschung auf dem Prüfstand. In diesem Band, 369–371.

1 Andrea *Pető*: Anti-gender, azaz a társadalmi nemek fogalmát, mint ellenségképet használó tudományos diskurzus megjelenése Magyarországon. In: Társadalmi nemek. Elméleti megközelítések és kutatási eredmények. Hg. Mónika Kovács. Budapest 2017, 209–219.

2 Gabriele *Kuby*: Die Gender Revolution. Relativismus in Aktion. Kißlegg 2006, [4]2008.

des Kuratoriums der vorhin erwähnten Stiftungen der Ungarischen Nationalbank, vor großer Öffentlichkeit in einem Kommuniqué, er habe zur Aufgabe, das öffentliche Denken, das »in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften feststeckt«, zu verändern. Die Stiftungen spielen eine wichtige Rolle, da sie ein größeres Budget verwalten, als das ganze ungarische Hochschulwesen, wobei sie nicht einmal über eine Qualitätssicherung verfügen: »[…] es genügt nicht, dass es – nämlich die Notwendigkeit der intellektuellen Wachablösung – uns, paar Leuten an den Universitätslehrstühlen bekannt ist, vielmehr sollte diese Art vom öffentlichen Denken in jede Universität einsickern und nicht nur die privilegierten Universitäten erreichen, sondern jedem Universitätsprofessor durch den Kopf gehen. Was die Studierenden angeht, auch sie müssten über dieses Wissen verfügen […], die ganze Denkweise, das öffentliche Denken selbst, muss verändert werden, und zwar in ganz Ungarn, damit die Menschen diese Art von wirtschaftspolitischer Tätigkeit akzeptieren, daran glauben, zur Kenntnis nehmen […], und was bisher war, muss abgelöst werden. […] Seitens der neoliberalen Akademiker-Elite, die nun in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften feststeckt, gibt es zwar Abwehrkämpfe, denn die linksliberalen Akademiker und Akademikerinnen sind mit dem politischen Scheitern der sozialistischen und der liberalen Partei in die Akademie eingedrungen und nun versuchen sie dort durchzuhalten. Das ist ein Kampf. Ein Kampf zwischen geistigen Gruppen.[3] In den vergangenen Jahren bekam die Central European University (CEU) infolge der *Lex CEU* in Österreich politisches Asyl, das Eigentum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften wurde verstaatlicht und die Genderstudien wurden unterbunden. Der von Lentner forcierte Kampf scheint also entschieden zu sein.

Aber was bedeutet es, dass mich der Großteil der deutschen Kolleginnen und Kollegen, die sich in der komplizierten Hierarchiestruktur des deutschen wissenschaftlichen Lebens schon seit geraumer Zeit mit der Genderfrage befassen und als Ergebnis ihrer Arbeit anerkannte Positionen erworben haben und unter schwierigen Bedingungen publizieren, 2015 nach meiner eingangs gestellten Frage nur fragend anschauten: Wer ist denn diese Kuby? Einige in diesem Kreis kannten sie, weil die Konferenz gerade die Anti-Gender-Bewegung zum Thema hatte. Manche jedoch drückten ihre Missgunst mit einem Abwinken aus und sagten: Also, die Kuby, die fällt nicht ins Gewicht. Ich be-

[3] *Matolcsy embere* […]. In: 444. 15. Mai 2016. http://444.hu/2016/05/15/matolcsy-emberete-ljesen-nyiltan-beszel-arrol-hogy-a-fidesz-valasztasi-sikerehez-van-szukseg-a-matolcsy-alapitvanyokra (16. April 2020).

haupte, sie merken nicht, dass unter dem Schutzschirm der Wissenschaft sich eine parallele Welt aufbaut, die von Grund auf alles angreift, was für diese Kolleginnen und Kollegen wichtig ist. Und zwar kämpferisch, wie von Csaba Lentner, dem Kurator der dubiosen Stiftung der Ungarischen Nationalbank, angedeutet. Diese Begebenheit – also das Erkennen beziehungsweise vielmehr das Nichterkennen der an die Genderforschung gestellten Anforderungen, des Umstands, dass ihre Situation, somit die der Wissenschaftlichkeit sich verändert – ist nicht als eine typisch deutsche Besonderheit anzusehen. Wie auch das sich bereits etablierte parallele Wissenschafts- und Bildungswesen nicht als solche gilt. Ich argumentiere nun dafür, dass die Institutionalisierung der Gender Studien, wie auch die gegen sie gerichteten Angriffe in Ungarn und in der ganzen Welt, nicht nur die Angelegenheit der in diesem Fachbereich tätigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ist, sondern die des ganzen Wissenschaftsbetriebs und der progressiven Politik in ihrer Gesamtheit im weitesten Sinne. In diesem Vortrag gebe ich zuerst einen Überblick über die Geschichte der Institutionalisierung der Gender Studies in Ungarn. Danach werde ich die Ursachen und Folgen der ihr drohenden Gefahren, ferner die Möglichkeiten einer progressiven Politik behandelnt.

I. Die Institutionalisierung

In diesem Teil werde ich die Entwicklungstendenzen in drei Absätze gegliedert in großen Zügen darlegen: Die Entwicklung nach 1989, die Auswirkungen des Beitritts zur Europäischen Union sowie der *illiberalen* Wende.

Von 1989 bis zum EU-Beitritt 2004

Bereits 1989, zur Zeit des Niederganges des Sozialismus und davor, in den ausgehenden 1980er Jahren, ließen merklich vielversprechende Fortschritte und die Etablierung alternativer Universitätszentren die Hoffnung aufkommen, dass sich die Universitätsstruktur, die methodische Erneuerung inbegriffen, grundsätzlich verändern wird. Als der *verstaatlichte Feminismus* 1989 in Ungarn zusammenbrach, und ein Drittel der Arbeitnehmerinnen vom Arbeitsmarkt verdrängt wurde, ferner die Beteiligung der Frauen an Entscheidungsprozessen auf das unterste Niveau in Europa sank, wurde die Frage, auf welchem Weg Gender Studies institutionalisiert werden könnten, zu einem strategischen Problem – oder sie hätte zu einem werden sollen, al-

lein deswegen, weil Demokratie, Staatsbürgerschaft und eine aktive Teilnahme an politischen Prozessen miteinander eng verbunden sind.

Im politischen und wissenschaftlichen Diskurs konnte die paternalistische politische Praxis des *verstaatlichten Feminismus*, nach welchem die vermeintlich weniger *entwickelten* Frauen durch Erziehung und Bildung auf das Niveau der Männer zu heben sind, den diskursiven Raum schaffen und für die konservative Wende nach 1989 neue Methoden bereitstellen. Die Vertreter konservativer Ansichten haben aus dem Misserfolg der gleichsetzenden Frauenpolitik der Kommunisten gelernt, deshalb vertreten sie nun die *Sache der Frau* in Anlehnung an andere Fragen. Während der linke politische Diskurs im Kampf um die Gleichstellung der Geschlechter in seiner Rhetorik – in Europa alleinstehend – auf die Verknüpfung von *Frauen, Roma und Behinderten* setzt, wird die politische Mobilisierung der Frau im konservativen Diskurs mit der Familie verbunden. Auf wissenschaftlicher Ebene erscheint das in Forschungen im Bereich der Sozialpolitikwissenschaft. Dieser Unterschied wird dann im dritten Teil meines Vortrags wichtig, um zu verstehen, wie es zur illiberalen Wende gekommen ist.

Die Genderwissenschaft in Ungarn hat drei Quellen:

1. *Forschungen über die gesellschaftlichen Ungleichheiten und die Merkmale der Erwerbstätigkeit der Frau*
   Es handelte sich um Themen, die noch zu Beginn der 1980er Jahre die ersten Verknüpfungspunkte zu den Wissenschaftlerinnen jenseits des Eisernen Vorhangs darstellten. Dieser Anfang erwies sich im Weiteren als eine tödliche Umarmung, denn die Forschung beschäftigt sich (nach wie vor) mit umfassenden Themen wie Sozialpolitik, Armut oder Ungleichheiten, wodurch die Unterschiede der sozialen Geschlechter verdeckt werden. Daher ist es kein Zufall, dass das erste Zentrum für Frauenwissenschaft an der Budapester Universität für Wirtschaftswissenschaft – die damals noch den Namen von Karl Marx trug –, gegründet wurde. Hier fanden Forschungen über die Merkmale der Erwerbstätigkeit der Frau und der sozialen Schichtung der Gesellschaft statt.
2. *Die Etablierung des Genderaspekts im Hochschulwesen: Geschichts- und Literaturwissenschaft, Linguistik, Anglistik, Amerikanistik, Germanistik*
   In Ungarn, genauso wie in anderen Ländern des verstaatlichten Feminismus, sind die Feministinnen vor allem Vertreterinnen von feministischen Wissenschaften, das heißt, sie sind im Kreis von Akademikerinnen zu finden, die aufgrund ihres Fachwissens, ihrer Sprachkenntnisse mit dem

Wissenschaftsbetrieb jenseits des Eisernen Vorhangs in Berührung kamen. Auf diese Weise begannen sie, den gender-sensibilisierten Unterricht ins ungarische Hochschulwesen einzuschmuggeln. Dabei spielten die feministische Literaturwissenschaft und Linguistik sowie die anglo-amerikanischen Lehrstühle eine wichtige Rolle.

3. *Die Ebene der zivilen Frauenorganisationen*
   In anderen Ländern, in Italien etwa, wurden von zivilen Frauenorganisationen Frauenzentralen gegründet, die außer der Erfüllung von Dokumentationsaufgaben Studiengänge in Genderthemen anboten – allerdings nicht im Rahmen einer Hochschulstruktur. In Ländern, in denen nicht nur die patriarchale Struktur, sondern auch der äußerst rigorose antidemokratische Staat das Hochschulwesen unter Kontrolle hielt – etwa in Kroatien, Serbien und in Weißrussland –, boten die zivilen Frauenorganisationen den Studierenden die einzige Möglichkeit, alternative, gendersensibilisierte Wissensmodelle kennenzulernen und sich relevanten internationalen wissenschaftlichen Netzwerken anzuknüpfen. In der von Zivilorganisationen angebotenen Bildung werden in Fremdfinanzierung Sachbereiche wie häusliche Gewalt, Frauen als Unternehmerinnen und Unterricht der Toleranz gegenüber Homosexuellen erfasst, mit welchen Themen vor allem eine Normänderung angestrebt wird. In Ungarn konnten Frauenorganisationen bislang keine Institution etablieren, welche diese Initiativen zusammenfassen würde. Nach 1989 hat das Hochschulwesen sein Monopol bei der Vermittlung von Wissen und Qualifizierung ohne den Zwang einer Selbstreflexion bewahren können.

Nach den *demokratischen Flitterwochen* zu Beginn der 1990er Jahre waren die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der Genderforschung zuversichtlich. Auch Forscher und Forscherinnen auf der westlichen Seite des Eisernen Vorhangs teilten diesen Optimismus, denn ihre eigenen vergleichenden Forschungen fielen glücklicherweise mit diesem Wandel zusammen und eröffneten ihnen neue Möglichkeiten. Kaum waren einige Jahre vergangen, als manche, mit einem Hauch von Aktivisten-Flair gesegneten Genderforscher und Gendeforscherinnen auf der Westseite des Eisernen Vorhangs konstatierten, dass die so sehr ersehnte Schwesterlichkeit unter ihnen in Ost und West zunehmend auf Hindernisse stieß. Solche waren zum Beispiel die sprachlich-kulturellen Missverständnisse, die Fehlkommunikation oder die Auswirkungen des gemischten Segens der westlichen feministischen Theorie in der

Region, die mit Osteuropas Neoliberalisierung verknüpft wurde. Dazu kam der immer aggressivere lokale antifeministische Diskurs.

Trotzdem: Die wissenschaftliche Ernte und institutionelle Entwicklung der ersten 20 Jahre nach 1989 – Konferenzen, Publikationen, Ausstellungen sowie die Gründung der Feminismus-Sektion der Ungarischen Soziologischen Gesellschaft – waren Grund genug, zuversichtlich zu sein. Grundwerke wurden ins Ungarische übersetzt und erschienen in verschiedenen Buchreihen bei namhaften Verlagen. Diese Tatsache schien die Optimisten zu bestätigen. Neben Biografien hervorragender Politikerinnen wurde ein umfassender Band über ungarische Schriftstellerinnen veröffentlicht.[4] Die wichtigsten Episoden der Aktivität der Frauen – angefangen von den frühesten Debatten um die Frauenfrage, über die bürgerliche Frauenbewegung am Anfang des 20. Jahrhunderts, bis hin zur Rolle der Frauen in der 1956er Revolution – erhielten somit in der ungarischen Politik- und Kulturgeschichte ihren angemessenen Platz. Die Gründung der CEU 1990 und die Einrichtung des Lehrstuhls für Gender Studien 1995 schienen die Rolle des fehlenden Kettenglieds zu erfüllen: Die Gründung einer Institution mit großem Einfluss, deren Aufgabe eindeutig darin bestand, Bedingungen für den Gedankenaustausch zwischen Forschern und Forscherinnen in Ost und West sicherzustellen.

Die Versprechungen blieben allerdings unerfüllt, und die Enttäuschung darüber können selbst alle oben aufgezählten Ergebnisse nicht übertünchen. Die bündige Darstellung von Konferenzen und Ergebnissen beleuchtet die tief verwurzelten Probleme der Infrastruktur von Bildung und Forschung.

Die 1994 vom Lehrstuhl für Frauengeschichte der CEU veranstaltete Konferenz war der erste Versuch, die Frauengeschichte auf einem interdisziplinären internationalen Forum zu thematisieren. Gerade weil sie der erste Versuch war, kann man über das wechselhafte Niveau der Vorträge und das Fehlen eines gemeinsamen theoretischen und methodischen Ansatzes nicht Rechenschaft verlangen. Der nächste, 1997 erschienene repräsentative Band galt als ein mutiger, wenngleich nicht in jeder Hinsicht überzeugender Versuch, um eine thematische und methodische Einheit zu schaffen.[5] Zwei Konferenzen in den Jahren 2000 und 2005 und diesen folgende Publikationen ließen aber, trotz aller Mühe der Organisatoren, grundlegende Probleme zum

---

[4] Eszter *Dizseri*: Zsindelyné Tüdős Klára. Életrajz dokumentumokban 1895–1980. Budapest 1994; Ilona *Mona*: Slachta Margit. Budapest 1997; Andrea *Pető*: Rajk Júlia. Budapest 2001.

[5] *Szerep és alkotás. Női szerepek a társadalomban és az alkotóművészetben*. Hgg. Beáta Nagy, Margit Sárdi. Debrecen 1997.

Vorschein kommen. Die veröffentlichten Beiträge wiesen überraschend große Qualitätsunterschiede auf. Die westlichen Grundbegriffe der Frauengeschichte und der Geschichte der sozialen Geschlechter wurden weiterhin außer Acht gelassen. Ferner fehlte es auch an Bereitwilligkeit, die früher publizierten wissenschaftlichen Ergebnisse anzuerkennen.[6]

Hier sei noch erwähnt, dass sich aus den Forschungsprojekten kleineren Umfangs, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, nur selten ein allgemeines und umfassendes Bild, eine Monografie zusammensetzte. Diese Probleme lassen erkennen, dass es in Ungarn im Bereich der Gender- und Frauenforschung nicht gelungen ist, eine wissenschaftliche Gemeinschaft zu etablieren, die in der Lage wäre, die herkömmlichen und disziplinären Grenzen zu überschreiten. Da es an Arbeiten von hoher Qualität sowie an einem konsequent vertretenen, wohlabgegrenzten begrifflichen Rahmen und einem methodischen Ansatz fehlte, erreichten die Frauen- und Geschlechterstudien noch nicht das Niveau, um sich als legitimer und von jedem anderen Wissenschaftszweig abgesonderten, selbständigen disziplinären Forschungsbereich anerkennen zu lassen. In den Mittelschulen und Universitäten hatte der Unterricht der Frauen- und Geschlechtergeschichte einen noch geringeren Einfluss. Wir sollten dabei die übrigens großartigen neuen Lehrbücher näher betrachten, deren Verfasser über die neuesten Historiker-Debatten gut informiert sind, über Frauen aber kein Wort zu sagen haben. Die Publikation des einzigen ergänzenden Lehrbuches[7] führte 2009 im ungarischen Parlament zu der Anfrage in der Fragestunde, warum die »Kultur des Todes mit dem Geld der ungarischen Steuerzahler gefördert« werde.[8]

---

6 *Asszonysorsok a 20. században*. Hgg. Margit Balogh, Katalin S. Nagy. Budapest 2000; *Házastárs, munkatárs, vetélytárs?* Hgg. Mária Palasik, Balázs Sipos. Budapest 2005.

7 *A nők és a férfiak története Magyarországon a hosszú 20. században. Kiegészítő tananyag a középiskolák számára*. Hgg. Andrea Pető, Zsuzsa Tarajossy. Budapest 2008.

8 Die Interpellation eines Abgeordneten aus der damals oppositionellen Fidesz-Partei vom 12. Mai 2009: https://www.parlament.hu/irom38/09697/09697.pdf (21. April 2020). Der dazugehörige Artikel mit dem Ausdruck »Kultur des Todes« (Bernadett *Mizsei*: Nőkről és férfiakról egy kicsit másként. In: Magyar Nemzet Online, 4. Mai 2009. http://mno.hu/migr_1834/nokrol_es_ferfiakrol_egy_kicsit_maskent-305202) ist online nicht mehr zugänglich. Der fragliche Ausdruck entstammt der Enzyklika „Evangelium Vitae" von Johannes Paul II. vom 25. März 1995, in dem sich der damalige Papst auch über »das verabscheuungswürdige Verbrechen der Abtreibung« äußerte: http://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_25031995_evangelium-vitae.html (21. April 2020).

Vom EU-Beitritt bis 2010

Damit sind wir beim wichtigsten Punkt der oben erläuterten Probleme angelangt: bei der Institutionalisierung der Frauen- und Genderwissenschaften in Ungarn. Sie wird von zwei Faktoren bestimmt: erstens von der nach dem EU-Beitritt entstandenen und für kleinere Disziplinen ungünstige Situation, zweitens von der illiberalen Wende nach 2010.

Das Bildungswesen gehört in der EU in die Kompetenz der Mitgliedstaaten, aber im Sinne der Lissabon-Strategie soll das neue europäische Bildungssystem das Wirtschaftswachstum und die soziale Kohäsion fördern. Ferner hat es die Förderung der aktiven Staatsbürgerschaft zum Ziel. Die Verfassung der EU legt auf die Gleichstellung der Geschlechter großen Wert, was einen vorsichtigen Optimismus zulässt. Die Umsetzung gehört allerdings, wie im Bildungswesen, in die Kompetenz der Mitgliedstaaten.[9]

Das nach dem EU-Beitritt aufgebaute neue Bildungswesen hätte gleichzeitig auch die Chancengleichheit stärken sollen. Durch Mobilität und Austauschprogramme wurde das Bildungswesen wettbewerbsfähig und offen. Auf den ersten Blick scheint alles einfach zu sein: Die wissenschaftlichen Publikationen aus den letzten zwanzig Jahren bestätigen, dass der Unterricht von Gender-Inhalten die Chancengleichheit tatsächlich fördert und die Kohäsion in der Gesellschaft stärkt. Auf der anderen Seite haben die feministischen Universitätsdozenten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie ihre Kurse in die neu zu schaffenden Bildungsstrukturen einbringen wollen. In Ungarn konnte sich der genderwissenschaftliche Unterricht vor allem in den Hochschuleinrichtungen einbürgern, an denen engagierte Universitätsprofessoren und Professorinnen innerhalb der eigenen Bildungsprogramme thematisch einschlägige Kurse anboten.

Das weitere Schicksal der Gender Studies in den Hochschuleinrichtungen hängt wohl (auch) von der Lobbytätigkeit der einzelnen feministischen Universitätsdozenten ab. Die neuen Kurse des Fachgebietes wurden den bereits vorhandenen Curricula zugeordnet, da die Struktur des ungarischen Hochschulwesens interdisziplinäre Modelle nicht unterstützt. Sogar der Bologna-Prozess konnte diese strengen Strukturen mit fest definierten Studienfächern nicht auflösen. Außerdem werden die Genderwissenschaften in Ungarn vorwiegend zu den philologischen und weniger zu den sozialwissenschaftlichen

[9] Andrea *Pető*: „Angebot ohne Nachfrage". Ungarische Frauen als Bürgerinnen eines EU-Betrittslandes. In: Europas Töchter. Traditionen, Erwartungen und Strategien von Frauenbewegungen in Europa. Hgg. Silke Roth, Ingrid Miethe. Opladen 2003, 183–203.

Disziplinen gezählt, was in ihrem Fall wahrscheinlich zum weiteren Prestigeverlust führen wird, wie es auch bei anderen philologischen Wissenschaften festzustellen ist. In Ungarn gibt es keine für Gender Studies spezialisierten selbständigen Institute mit eigenen Dozenten, welche die interdisziplinäre Forschung zusammenfassen würden und gleichzeitig als Basis für Bildung, Dokumentation und gesellschaftliche Aktivität dienen könnten. Den Forschern und Forscherinnen bieten zwar regelmäßig organisierte Jahreskonferenzen wichtige Gelegenheiten zum Austausch, aber nur wenige Studierende entscheiden sich dafür, ein Gender-Studium zu absolvieren, weil es auf dem Arbeitsmarkt an geeigneten akademischen Stellen fehlt. Wir wissen anhand internationaler Beispiele, dass die enge Zusammenarbeit der Nichtregierungsorganisationen von Frauen, der feministischen Universitätsnetzwerken und der politischen Institutionen zu strukturellen Änderungen im öffentlichen Leben und im Bildungswesen geführt hat. In Ungarn ist aber der NGO-Sektor schwach, die einzige NGO mit dem Namen IGEN – die eine Reform des ungarischen Bildungssystems anstrebte –, war in einer marginalisierten Lage und bald gezwungen, sich aufzulösen, da sie nach dem EU-Beitritt weder auf staatliche Finanzmittel noch auf internationale Fördermittel Zugriff hatte.[10] Daraus lässt sich möglicherweise der Schluss ziehen, dass der internationale Druck, etwa der Bologna-Prozess, erst dann Aktivisten dazu verhilft, Änderungen zu erreichen, wenn sie durch ihr Engagement in Netzwerken vor Ort verwurzelt sind.

Zu einer Wende im Institutionalisierungsprozess kam es, als neben früher zertifizierten Programmen in Szeged und Debrecen die CEU 2006 die Bedingungen zu einem zweijährigen Masterstudium schuf und es – neben einem bereits akkreditierten einjährigen englischsprachigen Studiengang mit amerikanischem – einen zweijährigen englischsprachigen Masterstudiengang mit ungarischem Diplom akkreditieren ließ, der im Frühling 2017 von der Budapester Eötvös-Loránd-Universität (ELTE), der größten Universität des Landes, an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät auf Ungarisch zugelassen wurde. Es ist überlegenswert, aber nicht zu klären, ob der schon anfangs ungleiche Kampf während der Angriffe gegen die Genderwissenschaft einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn der Berufsstand einheitlich und unter Mitwirkung der Philologen aufgetreten wäre. Im August 2017 wurde

[10] Andrea *Pető*: Die Institutionalisierung der Geschlechtstudien in Ungarn. Chancen und Beispiele. In: Travelling Gender Studies. Grenzüberschreitende Wissens und Institutionentransfers. Hgg. Beate Binder [u. a.]. Münster 2011, 98–114.

der zweijährige Masterstudiengang von der Regierung aus dem Verzeichnis der akkreditierten Studiengänge gestrichen. Derzeit sind Frauen- und Genderwissenschaften weder als Grundstudium noch als Masterstudium an einer Universität in Ungarn vertreten.

Wegen des Fehlens eines institutionellen Hintergrunds fällt die Aufgabe, Konferenzen zu organisieren und für deren Nachbereitung zu sorgen, einer Handvoll engagierter Forscherinnen der Frauen- und Geschlechterwissenschaft zu, wobei sie von ihrer Anstellung her eigentlich in Disziplinen tätig sind, die mit den Genderwissenschaften nichts zu tun haben. Die Studierenden, die sich für Gender Studies interessieren, wenden sich anderen Fachbereichen zu oder bewerben sich um ausländische Stipendien, wozu sie seit dem Beitritt Ungarns zur EU zahlreiche Möglichkeiten haben. Oft entscheiden sie sich für ein Studienprogramm der nach Wien umgesiedelten CEU.

Seit 2010

Dieser Zeitraum – der des illiberalen Staates, für den ich noch eine andere Bezeichnung einführen werde –, lässt sich aus der Sicht der Genderforschung durch intellektuelle Spannung und Proaktivität charakterisieren. Die Sektion für Frauengeschichte der Ungarischen Gesellschaft für Geschichte, die Arbeitsgemeinschaft für Frauengeschichte an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften sowie die Feministische Fachabteilung der Ungarischen Soziologischen Gesellschaft wurden umsonst gegründet, wenn sie nicht ins Hochschulwesen strukturell integrieren können. Eine Ausnahme bildet die Arbeitsgruppe der ELTE für Frauengeschichte, wobei sie, wie alle erwähnten Organisationen, zur Finanzierung ihrer Projekte kein Budget zur Verfügung habt. Diese Strukturen sind nicht in der Lage, sich um Drittmittel zu bewerben.

An dieser Stelle stellt sich die Frage: Worin besteht der wissenschaftliche Anti-Gender-Diskurs? Und worin liegt seine Bedeutung? Welche Strategien bieten sich für die Gender Studies in diesem, wissenschaftlichen Leben?[11] Zwar wurde das Masterstudium aus der Liste akkreditierter Studiengänge gestrichen. Doch es ist niemandem gekündigt worden, und wenn man keine Selbstzensur anwendet, kann man unterrichten, wie früher. Allerdings ist die Graduierung von Studierenden nicht möglich.

[11] Andrea *Pető*: Challenges for Gender Studies amidst the Surge in Anti-Gender Movements. In: Association für Women und Slavic Studies 5 (2016) 1, Juni 2016. http://files.ctctcdn.com/f916d256201/326f099b-74b4-4956-a924-81854277ea88.pdf (16. April 2020).

Was hat sich geändert? Die Anti-Gender-Bewegung ist mit dem jahrhundertealten Anti-Feminismus nicht gleichzusetzen, aber auch nicht mit der konservativen Emanzipationsfeindlichkeit, wenn Politiker die Aufgabe einer Frau einzig und allein darin sehen, Enkelkinder zur Welt zu bringen, oder wenn Popstars über das *weibliche Prinzip* faseln – wie es in Ungarn der Fall ist. Es geht hier auch nicht um eine Restauration als konservative Antwort auf die Erfolge der 1968er Bewegungen. Das Anti-Gender ist vielmehr eine grundsätzlich neue Erscheinung, die zustande kam, um eine neue Weltordnung zu schaffen.[12] Es ist ein Teil des im Sinne von Gramsci gemeinten Sozialisierungskampfes um Hegemonie. Csaba Lentner hat in seinem oben zitierten Interview Recht. Wie ich darauf eingangs hingewiesen habe, traf das Phänomen der Anti-Gender-Bewegung in Ungarn nicht nur die säkularen Bewegungen mit universalem, menschenrechtlichem Ansatz unerwartet und unvorbereitet, sondern auch den konservativen Diskurs selbst. Dieser Prozess ist allerdings nicht nur für Ungarn charakteristisch, selbst wenn der europäische Wertekampf gewonnen zu sein schien. Die dreifache Krise – die Finanzkrise 2008, die sicherheitspolitische und die Flüchtlingskrise – bewirkte eine Umgestaltung des bestehenden europäischen Rahmens und gab der Anti-Gender-Bewegung Rückenwind, wobei sie sich auch auf die Wissenschaft ausgewirkt hat.

Um es kurz zu fassen: Die Anti-Gender-Bewegung ist eine nationalistische, neokonservative Antwort auf die Krise der neoliberalen globalen Weltordnung. Deshalb ist sie nicht nur für die Gender Studien von Interesse, sondern auch für jede und jeden, die oder der sich für die Menschenrechte

---

[12] *(Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Hgg. Sabine Hark, Paula-Irene Villa. Bielefeld 2015; Weronika *Grzebalska*: Why the war on „Gender Ideology" matters – and not just to Feminists. Anti-genderism and the crisis of neoliberal democracy. In: Visegrad Insight, 7. März 2016. http://visegradinsight.eu/why-the-war-on-gender-ideology-matters-and-not-just-to-feminists/ (16. April 2020); Andrea *Pető*: „Anti-gender" mobilisational discourse of conservative and far right parties as a challenge for progressive politics. In: Gender as symbolic glue. The position and role of conservative and far right parties in the anti-gender mobilizations in Europe. Hgg. Eszter Kováts, Maari Põim. Foundation for European Progressive Studies, Friedrich-Ebert-Stiftung 2015, 126–132. http://library.fes.de/pdf-files/bueros/budapest/11382.pdf (16. April 2020); A. *Pető*: Gender equality as re-enchantment: Political mobilisation in times of „neopatriarchal neo-liberalism" and possibilities of bipartisan dialogue. In: „Woman Up! 2". A transatlantic gender dialogue. Hgg. Maari Põim, Judit Tánczos. Foundation for European Progressive Studies 2015, 139–145. https://www.feps-europe.eu/resources/publications/295- woman-up-2-a-transatlantic-dialogue.html (16. April 2020).

und die Demokratie engagiert.[13] Diese Bewegung greift den Liberalismus und die Demokratie an, weil die Begriffe Liberalismus und Demokratie seit der Aufklärung miteinander verflochten sind.

Es handelt sich um eine transnationale Bewegung: Sie übt ihre Wirkung auf nationaler Ebene aus, während sie mit internationalen Prozessen verbunden ist. Ihre Akteure sind international tätig. Aus diesem Grund ist der einleitend geschilderte Vorfall aus dem Jahr 2015 besonders bedauernswert. Das Werkzeug und die Funktionsweise der Anti-Gender-Bewegung ist die Hassrede: Sie bezeichnet die Genderforschung und jedes Wissen, das von dieser hervorgebracht wird, als *Kultur des Todes*. Gleichzeitig geht es dabei um eine proaktive Bewegung, die mit Hilfe eines klar definierten Feindbildes und einer effizienten Emotionspolitik arbeitet. Die Bewegung ist dadurch definiert, gegen was sie sich richtet, und nicht dadurch, aus welchem Grund. Zusammenfassend und allgemein lässt sich behaupten: Sie greift die Gleichheit der sozialen Geschlechter an, das heißt, das Prinzip, dass die Staatsbürger und Staatsbürgerinnen in gleichem Maße berechtigt sind, am öffentlichen Leben teilzunehmen, und sie das Recht haben, über ihren Körper zu verfügen. Grundsätzlich wird die Freiheit als individuelle Wertewahl angegriffen, und zwar in sechs Bereichen: 1. die LGBTQI-Rechte; 2. internationale Abkommen, wie die Istanbul-Konvention; 3. Fachpolitiken, wie das *Gender Mainstreaming*, aber grundsätzlich alles, in dem der Ausdruck *soziale Geschlechter* oder *Gender* vorkommt; 4. Sexualunterricht und dessen Inhalt in den Schulen, weil nicht das Recht der Selbstbestimmung, sondern die Erziehung zu Familienrollen gefördert wird; 5. die institutionalisierte Disziplin der Gender Studien im Hochschulwesen; 6. die Tätigkeit der EU sowie aller internationalen Institutionen, die – mit ihrer im Verständnis der Anti-Gender-Auffassung mangelhaften Legitimation – dem nationalen Staatsrahmen ihre Beschlüsse und Entscheidungen aufzwingen, welche die vermeintlichen Grundlagen des Nationalstaates angreifen. Diese Aufzählung zeigt, dass es hier um eine universale Bewegung geht, die jeden in diesem Vortrag behandelten Fachbereich betrifft.

Der gerade tobende Informationskrieg macht auch vor dem Anti-Gender-Diskurs keinen Halt. Es werden gut fundierte oder aber konspirative Theorien veröffentlicht, Russland kaufe etwa Menschen, Nachrichtenportale oder sogar ganze Zivilorganisationen, um die EU zu schwächen oder die eigenen Ansich-

[13] Andrea *Pető*: Anti-Gender Bewegungen in Europa. Was tun? In: Gender Matters! Infobrief zur geschlechterpolitischen Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung 2016/6, 41–49.

ten zu propagieren. Dazu gehört, dass die russische Staatspropaganda den Begriff *Gender* als Feindbild anwendet.[14] Russland war das erste Land, in dem die Zentren für Gender Studien in Zentren für Familienkunde umbenannt wurden. Oft wird auch der Vatikan im Zusammenhang mit Anti-Gender-Bewegungen erwähnt. Damit werden die Reformgruppen innerhalb der katholischen Kirche unsichtbar gemacht, die versuchen, die Kirche für gesellschaftliche Probleme des 21. Jahrhunderts zu sensibilisieren. Es ist nicht leicht, diesen Zusammenhang zu deuten, da es sich um eine vielschichtige und vielfache globale Bewegung handelt, die unsere wissenschaftliche Arbeit grundlegend beeinflusst.

In den Anti-Gender-Bewegungen, die sich vom Thema und Ziel ihres Protests her in einem außerordentlich breiten Rahmen bewegen, fungiert der Begriff von *sozialen Geschlechtern* als symbolischer Kitt: Er verbindet auf den ersten Blick nicht zusammenpassende Standpunkte miteinander, infolgedessen die Zahl der Debatten und Artikel zur Gender-Frage von Tag zu Tag zunimmt.[15] So sind die Gender Studies zu einer Art Pop-Wissenschaft geworden, jede, jeder glaubt, sich darin ausweisen zu können. Das kann einem gefallen oder nicht gefallen, man kann daran teilnehmen oder nicht teilnehmen, nur eines geht nicht: zu ignorieren, dass es zu einer Trendwende gekommen ist. Die oben erwähnte Gründung eines ungarischsprachigen Masterstudiengangs für Gender Studies 2017 an der ELTE war in Ungarn einer der Gründe für den Beginn der Kampagne gegen Gender. In den regierungsnahen Medien setzten sich vor allem Männer und nur in seltensten Fällen Experten beziehungsweise Frauen mit der Frage auseinander. Das Ergebnis war trotzdem positiv: Das Land lernte Gender und die Gender Studies kennen, die bis dahin nur in engen Fachkreisen wahrgenommen worden waren.

Dieser Anti-Gender-Diskurs stellt die Trennung zwischen weltlicher und kirchlicher Wissenschaft in Frage. Diese Bewegung ist ein Versuch der Re-Klerikalisierung. Lesenswert ist der Lexikoneintrag zum Begriff *Gender* in dem vom Vatikan herausgegebenen und ins Ungarische übersetzten

---

[14] Péter *Krekó* [u. a.]: The Weaponization of Culture: Kremlin's Traditional Agenda and the Export of Values to Central Europe. In: Political Capital Institute, 4. August 2016. http://www.politicalcapital.hu/wp-content/uploads/PC_reactionary_values_CEE_20160727.pdf (16. April 2020).

[15] Weronika *Grzebalska* – Eszter *Kováts* – Andrea *Pető*: Gender als symbolischer Kitt. Warum das Konzept genutzt warden kann, um progressive Politiken zu delegitimieren. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis. September 2018. https://www.zeitschrift-luxemburg.de/gender-als-symbolischer-kitt/ (20. April 2020).

„Familienlexikon".[16] Darin findet sich eine komplementäre Deutung der ontologischen Unterschiede. An diesem Prozess nehmen auch die fundamentalistischen Richtungen der verschiedenen Konfessionen teil.

II. Der illiberale oder Polypore-Staat

Die progressive Politik, deren Teil der feministische politische Aktivismus bildet, durchlebt eine Krise, die auf mehrere Gründe zurückzuführen ist. In diesem Beitrag analysiere ich einen Grund, wenn ich feststelle, dass die aus dem Verband Junger Demokraten (*Fiatal Demokraták Szövetsége*, Fidesz) und der Christlich-Demokratischen Volkspartei (*Kereszténydemokrata Néppárt*, KDNP) gebildete ungarische Regierungskoalition in der letzten Zeit einen qualitativ neuartigen Staat ausgebaut hat. Unter Politologen entspann sich ein Definitionsstreit über der Frage, welche Bezeichnung am besten geeignet sei, diesen illiberalen Staat zu beschreiben: demokratischer Autoritarianismus, Hybridstaat oder Mafiastaat? Weronika Grzebalska und ich haben vorgeschlagen, die Bezeichnung *Polypore-Staat* zu verwenden. Polypore, auf Deutsch *Porling*, sind jene Pilze, die am Baumstamm schmarotzen und nichts Anderes zustande bringen, als einen neuen Porling, sie verfügen über keine eigenständige Existenz. Aus dem Stamm des Baumes saugen sie heraus, was sie brauchen, und sorgen knallhart ausschließlich für die eigene Existenz.[17]

Wir haben in Bezug auf die Funktionsweise des Polypore-Staates drei Faktoren definiert. Aus Gender-Sicht sind alle drei wichtig. Doch alle drei fanden bislang kaum Erwähnung oder sind in den traditionellen politischen Analysen und vor allem in der Ausformulierung von Wahlstrategien weggelassen worden.

Die erste spezifische Funktionsweise ist der Aufbau von staatlich finanzierten parallelen zivilgesellschaftlichen Organisationen. In diesem Rahmen werden vom Polypore-Staat Organisationen finanziert, die vom Rechtstatus her als zivilgesellschaftlich gelten, die sich scheinbar dieselben Ziele gesetzt haben wie die säkularen Menschenrechtsorganisationen. Solche Ziele sind zum Beispiel die Vereinbarung von Beruf und Familie, die Unterstützung von Müttern mit Kleinkindern. Allerdings geschieht all das in einem anderen

[16] *Családlexikon. A családdal és az élettel kapcsolatos vitatott fogalmakról és etikai kérdésekről.* Hg. Szent István Társulat. Budapest 2012.

[17] Weronika *Grzebalska* – Andrea *Pető*: The gendered modus operandi of the illiberal transformation in Hungary and Poland. In: Women's Studies International Forum 68 (2018) May-June, 164–172.

ideologischen Rahmen. Die Bedingung für eine finanzielle Unterstützung dieser Organisationen ist die Regierungstreue, und dass sie das auf Männerherrschaft basierende politische System, seine Institutionen und Vertreter, nicht in Frage stellen. Die Existenz dieser Parallelorganisationen ist der Grund dafür, dass die ungarische Regierung beim Besuch des Ausschusses für die Rechte der Frau des Europäischen Parlaments oder im Bericht des Ausschusses der UNO zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau (CEDAW) auf der einen Seite über blühende und aktive zivilgesellschaftliche Organisationen Rechenschaft ablegen konnte, auf der anderen Seite jedoch diese Politik die Geldquellen für die Aktivisten und Aktivistinnen der oppositionellen nicht Nichtregierungsorganisationen versiegen ließ. Das versetzte der Tätigkeit dieser Organisationen, die ja auch bis dahin nur von Projekt zu Projekt lebten, den letzten Stoß. Mehrere von ihnen wurden in ihrer Existenz untergraben, Büros mussten geschlossen werden. Ihnen wurde im wahrsten Sinne des Wortes der physische Handlungsraum entzogen. Über Jahrzehnte hin erworbene Fachkenntnisse und Beziehungsnetzwerke verloren durch Geldnot und auf einem sich verknappenden Markt ihren Wert. Es kam zu existenziellen Auseinandersetzungen und zum Konkurrenzkampf im virtuellen Raum des Internets.

Die zweite spezifische Funktionsweise des Polypore-Staates ist der *Familialismus*. Das bedeutet, dass hier statt Frauenpolitik eine familialistische Politik betrieben wird. Der Staat unterstützt auch mit seiner Sozialpolitik die Familien, das heißt, die heterosexuellen Ehepaare. Die ungarische Frauenbewegung verteidigt mit ihrem Vokabular, ihren Vorhaben, ihrem Maßnahmenplan sowie mit ihrer Einbettung in das internationale Institutionennetz die universalen Rechte der Frau. Der parallele Familialismus geht zwar von einem frauenrechtlichen Rahmen aus, aber für die Frau als sachpolitische Zielgruppe setzt er die Familie ein. Diese Wende traf die Feministen und Feministinnen unerwartet und unvorbereitet – zunächst einmal, weil sich bestimmte Regierungsmaßnahmen in breiten Kreisen großer Beliebtheit erfreuen. Trotz aller rationalen wirtschaftlichen Argumente sind die steuerliche Zusammenveranlagung, sei sie für die Frauen langfristig noch so nachteilig, wie auch die *flatrate* Lohnsteuer von 15 Prozent, welche die besser Verdienenden begünstigt, sehr beliebt. Das Phänomen, dass die Mehrheit der Wähler gegen die eigenen wirtschaftlichen Interessen stimmt, ist neu; deshalb ist es erforderlich, die Wählermotivationen in ihrer Komplexität zu verstehen. Eine weitere Herausforderung ist es, Sachpolitik interessant und

verständlich zu kommunizieren, wenn die erforderlichen Fachkenntnisse zwar vorhanden sind, aber über den ideologischen und physischen Raum der Polypore-Staat verfügt, der hauptsächlich nur junge Männer agieren lässt, die den Standpunkt des Staates aggressiv und nicht auf fachpolitischer Basis vertreten. Es ist bisher nicht gelungen, diese Herausforderung zu meistern. Die Regierungspropaganda hat die gesellschaftliche Legitimation der Gender Studies und der Arbeit der Aktivisten und Aktivistinnen in zivilgesellschaftlichen Organisationen untergraben, was die Verzweiflung in diesem Fachkreis weiter anwachsen ließ.

Das dritte Merkmal des Polypore-Staates ist die Verwendung des sicherheitspolitischen Diskurses. In der Regierungsrhetorik ist jedwede sachpolitische Frage zu einer Frage der Sicherheit geworden, bei der eine wachsame Regierung eine Bedrohung besiegt, die von *Brüssel*, den Migranten, *György Soros*, *Regenbogenfamilien*, *Gender*, *Gender Studies* und dergleichen ausgeht. Dieser Gruppe wurden die zivilgesellschaftlichen Organisationen, vor allem die Frauenrechtsorganisationen zugeordnet, die nach Meinung der Regierungspropaganda das *traditionelle Familienmodell* untergraben – und das noch dazu aus dem Ausland finanziert beziehungsweise in ausländischem Auftrag. Die feministischen Aktivisten und Aktivistinnen haben dagegen den Kampf aus einer mehrfach benachteiligten Position aus aufgenommen. Doch ihre Argumentationsführung war nicht rational, und in der politischen Diskussion wurde durch die emotionale Wende jede vernünftige Argumentation annulliert, jedes vernünftige Argument ging neben den stark vereinfachten Regierungsbotschaften unter.

Der sicherheitspolitische Ansatz stellt auch die Berechtigung des Menschenrechtsdiskurses in Frage. Dies zeigte sich in einer wissenschaftspolitischen Wende, welche die Gender Studies dazu benutzt, um Hass und Angst zu verbreiten. Hierbei werden mit Mitteln der Wissenschaft, mit dem willkürlichen Herausgreifen von Stellen irgendwelcher Studien nicht nur die Genderforschung und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse diskreditiert, sondern auch der Wert der wissenschaftlichen Forschung selbst. Hierzu gehört das *Lex CEU*, die Kontrolle über die Quellen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften beziehungsweise der aktuelle Regierungsentwurf, wonach der Masterstudiengang Gender Studies von der Liste der Universitätsstudiengänge gestrichen werden soll.

III. Fazit

Die Geschlechterforschung ist ihrem Wesen nach neubewertend: Sie behauptet, dass es im Gegensatz zum objektiven Standpunkt wichtig ist, wer und aus welcher Position spricht. Dadurch ist die Genderforschung in einer komplexen hermeneutischen Situation, von der aus sie sich gegen Argumente, sie sei *nicht wissenschaftlich* oder *nicht objektiv*, schwer zur Wehr setzen kann. Im öffentlichen Raum neben die ebenfalls neubewertende Anti-Gender Argumentation gestellt, zeigt sich die Genderwissenschaft als verletzbar, auf dem Spiel steht ja ihre Legitimität. Von Max Webers berühmtem Werk „Wissenschaft als Beruf" (1919) führte ein langer Weg bis zur Institutionalisierung der Genderforschung. Die Neubewertung, das heißt, die Revision der Wissenschaft erfolgt kontinuierlich, aber dass sie umgewertet wird, darf nicht akzeptiert werden. Die Anti-Gender-Bewegung verwendet Argumente, die dem Anschein nach als wissenschaftlich zu bezeichnen sind, um eine weltanschauliche Bewegung zu bestätigen. Doch gerade die Art und Weise, wie sie argumentiert, macht ihre Argumentation zur Pseudowissenschaft.

Was passiert, wenn die Mehrheit die Minderheit nicht als Wert betrachtet? Was passiert, wenn die Vertreter der Gleichheit von sozialen Geschlechtern in Minderheit bleiben und von der Mehrheit ausdrücklich als Vertreter der *Kultur des Todes* betrachtet werden? Welche Antworten können auf das Phänomen der Anti-Gender-Bewegung gegeben werden?

Am einfachsten wäre es, das Problem außer Acht zu lassen. Jede, jeder soll sich in ihren, seinen Elfenbeinturm zurückziehen und sich ausschließlich mit der eigenen Wissenschaft beschäftigen. So wie die deutschen Kollegen mit einem Abwinken auf den Namen von Gabriele Kuby reagierten. Aber da die Genderforschung in Deutschland anders institutionalisiert ist und eine andere Stellung im wissenschaftlichen Leben hat, ist es unvorstellbar, dass eine Deutsche Akademie der Wissenschaften in ihrer Zeitschrift – angenommen, sie hätte eine – Artikel von einem Niveau veröffentlichen würde, wie es sich die Zeitschrift der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, „Magyar Tudomány" (*Ungarische Wissenschaft*), erlaubt hat.[18]

[18] József *Benda*: Az utolsó esély. A demográfiai krízis, mint lehetőség. In: Magyar Tudomány 177 (2016) 1, 103–112; Katalin *Koncz*: A mainstream nőpolitika zsákutca? In: Magyar Tudomány 177 (2016) 4, 461–478; K. *Koncz*: A gyermekvállalás társadalmi, gazdasági háttere. In: Magyar Tudomány 180 (2019) 8, 1213–1221.

Eine andere Möglichkeit wäre es, den Diskussionspartner durch Zitate aus der soeben angeführten Zeitschrift lächerlich zu machen. Doch etwas lächerlich zu machen, ist kein Werkzeug der Wissenschaft und ist auch im politischen Aktivismus kontraproduktiv. Gewinnen sollte man durch wissenschaftliche Argumentation.

Als dritte Möglichkeit bietet sich die Wissensvermittlung und Aufklärungsarbeit an, um die Frage zu klären: Was ist Gender? Die Probleme könnten sich auf diese Weise lösen, meinen viele. Allerdings scheint die Wissensvermittlung an sich kein effizientes Werkzeug zu sein, da der Anti-Gender-Diskurs die Strategie verfolgt, den Standpunkt des Gegenübers als unglaubwürdig und damit ungültig erscheinen zu lassen.

Aus dem Gesagten wird klar, dass die Genderforschung weltweit im Zugzwang ist, was sie als eine revisionistische Disziplin immer schon war. Aber jetzt erfährt sie von einer neuen Seite Kritik. Gerade deswegen sind die von den Instituten Vokskabin[19] oder Publicus[20] durchgeführten Umfragen wichtig, die das Ergebnis erbrachten, dass die überwiegende Mehrheit, 75 Prozent der ungarischen Bevölkerung, die Gleichheit der sozialen Geschlechter eindeutig unterstützt. Für die Gesellschaft relevante Fragen können auf der Basis dieses gesellschaftlichen Konsenses neu formuliert werden.

Abschließend möchte ich den Vertretern und Vertreterinnen der Wissenschaft aufgrund der Analyse von Anti-Gender-Bewegungen und der gegen sie entwickelten Gegenstrategien vier Strategien vorschlagen.[21]

Erstens argumentiere ich für eine transversale Politik, die im Sinne von Yuval Davis darin besteht, dass die Sprechsituation der diversen Sprecher aufgrund der feministischen Standpunkt-Epistemologie anerkannt wird, wobei die Diversität dem Gleichheitsideal dienlich ist, sie aber nicht ersetzt. Eine Pseudonaivität, dass die Diversitäten und die Debatten sich alle in einer einheitlichen Harmonie verschmelzen, ist mir fremd: Sie werden sich nicht auflösen. Es ist aber wichtig, die Diversitäten anzuerkennen und zu akzeptie-

---

19 Andrea *Pető* – Judit *Bagi* – Melani *Barlai* – Xénia *Deczky*: Mit gondolunk a férfiak és nők esélyegyenlőségéről? In: Mandiner 30. November 2015. http://mandiner.hu/cikk/20151130_peto_andrea_mit_gondolunk_a_ferfiak_es_nok_eselyegyenlosegerol (16. April 2020).

20 Eszter *Kováts* – Andrea *Pető*: Anti-gender discourse in Hungary: a discourse without a movement? In: Anti-Gender Campaigns in Europe. Religious and Political Mobilizations against Equality. Hgg. Roman Kuhar, David Paternotte. London 2018, 117–131.

21 Eszter *Kováts* – Maari *Põim* – Judit *Tánczos*: Beyond gender? Anti-gender mobilization and the lessons for progressives. In: Foundation for European Progressive Studies. Friedrich-Ebert-Stiftung, Juni 2015. http://www.fesbp.hu/common/pdf/FEPS_FES_Policy_Brief_2015.pdf (16. April 2020).

ren, um denjenigen Raum zu gewähren, die an einer Lösung mitarbeiten wollen. Die Alternativen zum transversalen Dialog stellen die Absonderung und die fehlende Kommunikation, schlimmstenfalls die Verspottung dar. Die Folge darauf wäre allgemein die Entstehung einer aus verfeindeten Gruppen bestehenden Stammesgesellschaft und, im Besonderen, die weitere Gettoisierung der Genderforschung, einschließlich des Verlustes ihrer gesellschaftlichen Relevanz.

Zweitens sollte die Genderwissenschaft nicht nur den Dialog mit den anderen Gesellschaftsgruppen fortsetzen, sondern auch neue Verbündete suchen, und zwar solche, die sich im Rahmen der konservativen Politik oder der feministischen Theologie für die Demokratie engagieren, auch wenn sie in einigen Fragen anderer Meinung sind. Die Anti-Gender-Argumentation bedeutet Hass, der sowohl Konservativen als auch Liberalen ein Problem bereitet.

Drittens braucht man neue, mutige Fragen und eine neue Sprache. Die erwähnte dreifache Krise hat die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend verändert. Eine relevante und kritische Reflexion auf diese Veränderungen ist notwendig.

Insgesamt sollte auch der menschenrechtliche Diskurs neu intensiviert werden. Ich möchte dabei nicht für eine Relativierung oder für Mechanismen argumentieren, um Universalrechte partikulär zu machen. Im Gegenteil. Heutzutage ist das Wort *liberal* in bestimmten Kreisen ein Schimpfwort, obwohl der Liberalismus das Fundament für Menschenrechte darstellt. Trotzdem darf man unter dem Vorwand von Menschenrechten unannehmbare Dinge nicht legitimieren, wie etwa das konsumorientierte Leben oder das kritiklose Lobpreisen der 1989er politischen Wende. Ich behaupte daher, dass die Genderforschung im heutigen Ungarn und im weiteren europäischen Umfeld eine besondere Relevanz hat. Wenn sie von der Mehrheit der Gesellschaft unterstützt wird, stellt sie eine Möglichkeit dar, gegen die Anti-Gender-Bewegungen kritisch aufzutreten. Sie ist eine einzigartige Möglichkeit für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen dieser Disziplin. Es wäre ein Fehler, sie nicht zu nutzen.

Die eingangs erwähnten Geschichten illustrieren, dass uns große Veränderungen bevorstehen, aber unser Berufsstand – die Wissenschaft, die auf der Grundlage der Menschenrechte steht und die Richtlinien der Wissenschaftlichkeit befolgt, scheint noch nicht bereit zu stehen. Auf dem Spiel steht der Fortbestand der Gender Studies, damit auch die Existenz unserer Studieren-

den, überhaupt die Möglichkeit, eine demokratische Wissenschaft zu betreiben. Hoffentlich trägt dieser Vortrag dazu bei, den ersten Schritt zu einer kritischen Selbstprüfung der Genderwissenschaft zu wagen, um mit neuen Verbündeten dem zunehmenden Hass und der Ausgrenzung den gesellschaftlichen Raum zu nehmen.

MITTEILUNGEN

Mária Rózsa, Budapest

Ferdinand Gustav Kühne (1806–1888) über Ungarn

Anhand der Memoiren der Hauptgestalt dieser Mitteilung gewähren wir einen Einblick in die Anschauungen eines Zeitgenossen über das politische Geschehen im Europa der Jahre 1848-1850, unter besonderer Berücksichtigung Ungarns.

Der in Magdeburg geborene und in Dresden verstorbene deutsche Schriftsteller, Literaturkritiker und Redakteur Ferdinand Gustav Kühne studierte von 1826 bis 1830 in Berlin bei Friedrich Schleiermacher und Friedrich Hegel Philosophie und promovierte 1830 in Erlangen zum Dr. phil. Ab 1831 arbeitete er zunächst für verschiedene Zeitschriften wie die „Preußische Staatszeitung" und deren Beiblatt „Magazin für die Literatur des Auslandes", die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", die „Blätter für literarische Unterhaltung" und den „Literarischen Zodiacus". 1835 folgte er Heinrich Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt".[1] Von 1841 an bis zu seinem Tode lebte er in Dresden. 1846 war er Nachfolger seines Freundes, August Lewald, als Herausgeber der Zeitschrift „Europa. Chronik der gebildeten Welt". Ab 1859 wandte sich Kühne ganz seiner eigenen literarischen Tätigkeit

[1] Die „Zeitung für die elegante Welt" war ein typisches Organ des Jungen Deutschland. Zum zentralen Bereich des Wochenblattes gehörte thematisch die Literaturkritik, als Forum literarischer Auseinandersetzungen diente es zur Verbreitung der *jungen*, *modernen*, *neuen* Literatur. Es richtete sich an ein Publikum, das bereits im Titel programmatisch als *elegante Welt* fixiert wurde: Es war jenes Publikum, das ökonomisch und geistig über die Möglichkeiten verfügte, Teil des gehobenen (wohlhabenden) Bürgertums und Adels zu sein. Helga *Brandes*: Zwischen Opposition und Resignation. Die Zeitschriften des Jungen Deutschland (1830–1840). In: Presse und Geschichte. II: Neue Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung. München [u. a.] 1987, 307–327, hier 315; Peter *Hasubek*: Zeitung für die elegante Welt. In: Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe. Eröffnungsband. Hgg. Gert Vonhoff, Martina Lauster. Münster 2001. http://projects.exeter.ac.uk/gutzkow/GuLex/elegant.htm (9. März 2020).

zu, veröffentlichte mehrere Novellenbände sowie sein Tagebuch mit Reflexionen über die entscheidenden politischen Ereignisse seiner Zeit.[2]

Kühne war während der Revolution 1848 Mitglied des Frankfurter Vorparlaments und schrieb mehrere Artikel über die politischen Ereignisse. Manche davon veröffentlichte er 1863 in seinem Tagebuch. Im einleitenden „Vor- und Nachwort" schrieb er am 1. Mai jenes Jahres, dass er auf Wunsch des Verlegers seine politischen Schriften gesammelt herausgebe.[3] Er befasste sich in seinen Memoiren ausschließlich mit den Jahren 1848-1850 der europäischen Geschichte, und zwar in vier Abschnitten, die er folgenderweise betitelte: „1847. Das Jahr der Vorbereitung"; „1848. Das Jahr des Heils und Unheils"; „1849. Das Jahr der Verwirrung"; „1850. Das Jahr der Auflösung".[4]

Kühnes Ansichten über die Ereignisse in Ungarn mochten durch seine persönlichen Beziehungen zu ungarischen Schriftstellern beeinflusst worden sein, die er in Leipzig kennenlernte. Außerdem gestaltete er seine Meinung über ungarische Angelegenheiten aufgrund der Presse, wie zum Beispiel der im Folgenden noch zu erwähnenden englischen Zeitung „Daily News" sowie der regionalen Blätter „Agramer Zeitung" und der „Siebenbürgische Bote". Prägend für seine Vorstellungen über Ungarn mag seine Freundschaft zu dem in Ungarn geborenen Dichter Karl Beck (Baja, 1817 - Wien, 1879) gewesen sein, der sich seit Mitte der 1830er Jahre bis 1841 in Leipzig aufhielt, und dessen Dichtung Kühne in Leipzig propagierte. Kühne fesselte das Exotische an Beck, der ungarische Kleidung, Jacke mit Schnüren und Stiefel mit Sporen trug.[5] Kühne hielt Beck für »ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren«.[6] Zu ihm schrieb er noch: »Sie singen nicht viel von eigenem Leid und Lust, die Menschheit ist ihre Person; das ist das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. […] Gemeinschaftlich haben beide Dichter, daß sie die Weisheit und die Lehren ihrer Zeit in Bilder hüllen. So sprechen sie häufig in Parabeln, die zu denken geben, und sind, während sonst die Einbildungskraft den Gedanken erleuchtet, oft von Phantasien umdunkelt. […] In Beck verspinnt sich alles, auch der kecke Gedanke, den ihm der Geist des Jahrhunderts gibt, in träumerische Musik. Deshalb erleben die Ideen der Zeit in seinen „Nächten" [„Nächte, gepanzerte Lieder", Becks erster, 1838 erschienener Ge-

---

2 Gustav *Kühne*: Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Leipzig 1863.

3 Vor- und Nachwort. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, V–X, hier V.

4 Inhaltsverzeichniss. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, XI–XXI.

5 Ágnes *Várdy-Huszár*: Karl Beck élete és költői pályája. Budapest 1984, 38.

6 [F. G. *Kühne*]: Deutsche Lyrik. Anastasius Grün - Karl Beck. In: Zeitung für die elegante Welt 30. Dezember 1837, 254, 1013–1015, hier 1014.

dichtband, M. R.] ein wunderbares Märchendasein, sie sprechen mit einander wie halbschlafende Kinder, um deren Stirn weisheitsvolle Engel ihren Fittich schwingen. Ein Naturkind aus dem Ungarlande, mit der heißen Luft, des Lebens beste Schätze zu erobern, so kam er nach Deutschland und lehnte sein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'schen Gedanken. Und was er hier erlauschte, verwebt er in seinen Nächten, wo die Geister umgehen, zu einer Welt voll morgenländischer Träume. […] Ein Chaos ist noch immer auf Erden, auf eine Schöpfung wartet die Schöpfung, so lange sie nicht fertig ist, immer noch, Paradies und Sündfluth haben im Schooße des Erdenlebens noch immer ihren Segen und ihren Fluch. […] So hat sich Karl Beck eine neue Bibel, die er Börne schreiben läßt, zusammengeträumt, und durch die morgenländischen Wolken seines Traumes blitzen die Wahrheiten des wachen Bewußtseins, wie es sich inmitten des deutschen Lebens gestaltet hat. […] Die andern Mährchen nehmen ihre Motive aus weltlichen Zuständen und umspinnen Ereignisse der jetzigen Wirklichkeit mit Traum und Klang. Das gebeugte Judenthum, das vernichtete Polen sind vorherrschende Trümmerhaufen, auf denen des Sängers Stimme ertönt.«[7] Kühne nannte Beck in einem Brief aus 1837 an die deutsche Schriftstellerin und Übersetzerin Fanny Tarnow (1779–1862) sogar seinen »trefflichen Geistessohn«, den er in den Kreis einer befreundeten Frau H. A. einführte.[8]

Karl Beck erreichte durch seine Publikationen in der von Kühne redigierten und in Leipzig herausgegebenen „Zeitung für die elegante Welt" (1836–1841) größtenteils dank Kühnes Unterstützung eine gewisse Bekanntheit auf deutschem Sprachgebiet. Die Freundschaft zwischen Kühne und Beck beruhte auf Gegenseitigkeit. Beck machte sich noch 1846 aus Pest Sorgen um seinen Freund. In einem Brief schrieb er: »Die Überzeugung, dass Leipzig nicht der richtige Ort Ihres Wirkens sei, tritt immer lebendiger und sicherer in mir auf. Sie haben keine genügende Anregung dort. Das Volk ist flach wie seine Gegend. Ihr Bild passt nicht in diesen Rahmen. Man sagt mir, dass Sie viel mit Laube verkehren; allein ich kann mir's kaum denken. Er hat Geist, aber er ist kein Geist, er ist kindisch, Sie sind kindlich.«[9]

---

7 Ebenda.

8 *Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen*. Hg. Edgar Pierson. Leipzig/Dresden [1889], 63.

9 Zitiert von Adolf *Kohut*: Ungedrucktes von Karl Beck. In: Internationale Literaturberichte 5 (1898) 24, 375–376, hier 376. Becks literarischer Nachlass befand sich beim deutsch-ungarischen Journalisten, Übersetzer, Literatur- und Kulturhistoriker Adolf Kohut (Mindszent [Ungarn], 1848 – Berlin, 1917), der 1898 einen Teil davon hier veröffentlichte.

Im Kapitel über 1847, *das Jahr der Vorbereitung*, behandelte Kühne den Reichstag von Preßburg (*Pozsony*, *Bratislava*), auf dem seiner Meinung nach den Ungarn Zugeständnisse gemacht worden seien, obwohl sie sich keck und dreist aufgeführt hätten. Die Ungarn beschrieb er wie folgt: »Die Magyaren schreien mit donnernder Stimme ihrem König ihr Eljen zu, schlagen aber mit der Faust auf die Ständetafel und fordern ihre Rechte.« Lajos Kossuth (1802–1894) sei der radikalste Führer der Opposition und habe eine glänzende Denkrede auf den vorigen Palatin gehalten. Die Opposition sei in der Mehrheit. Die Regierung habe die Stimmberechtigung der königlichen Freistädte erweitert, die Fronarbeit »unter Ehrenhaltung des Besitzrechtes« abgelöst, ferner die Zolllinie zwischen Ungarn und den deutschen Erbländern aufgehoben. Diese seien alle positive, weiterführende Maßnahmen.[10]

Kühne kam im Zusammenhang mit den Geschehnissen auf dem ungarischen Reichstag 1847 auch auf die Gegensätze zwischen Lajos Kossuth und dem Grafen István Széchenyi (1791–1860) zu sprechen. Er beobachtete die Entwicklungen in Italien und in der Schweiz als Schritte »auf der Bahn der Völkeremancipation« und wurde von einem Freund brieflich über die Ereignisse »an der Ostmark des deutschen Oesterreichs, in dem gesegneten und zukunftsreichen Lande der Magyaren« unterrichtet. Die Ungarn beurteilte er folgenderweise: »Die Magyaren, mag ihre Sprache noch so sehr von der deutschen verschieden sein, sind die Söhne deutscher Bildung, deutscher Gesittung, deutscher Kunst und Wissenschaft, sie stehen unter einem deutschen Scepter, sind unsere Vorkämpfer gegen das Slaventhum, sind die Wächter der Donau und haben die Bestimmung und die Energie, die Mündungen dieses deutschen Stromes, der Deutschland mit der Levante verbindet, wieder zu gewinnen, nachdem sie durch diplomatische Feigheit und Ohnmacht verloren gegangen.«[11]

Kühne berichtete auch darüber, dass der Herrscher seine Eröffnungsrede »in ungarischer Sprache« gehalten habe. Und der » Landtag [!] ruft sein endloses Eljen! aber es gilt keiner Person, sondern dem Siege der nationalen Sache«.[12] Zur Person von Lajos Kossuth, dem Führer der Opposition, teilte er Folgendes mit: »Ludwig Kossuth hat von dem Geschick keine Reichthümer, von der Regierung weder Titel, noch einträgliche Aemter erhalten. Aber die Natur gab ihm alle Eigenschaften des Geistes, des Herzens und der äußern

[10] Pillersdorf in Wien. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 76-77.
[11] Der ungarische Reichstag. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 99–106, hier 99.
[12] Ebenda, 100.

Erscheinung zu einem großen Redner und Volksführer. Er ist jetzt kaum 40 Jahre alt, aber seit seiner frühen Jugend ist der Fortschritt und die Hebung seines Vaterlandes seine außschließende Beschäftigung, sein unverrückbarer Gedanke. Als die Presse in Ungarn noch vollkommen geknechtet war, gab er eine handschriftliche Zeitung [„Országgyűlési Tudósítások" (*Berichte aus dem Reichstag*), M. R.], heraus, die in vielfachen Abschriften verbreitet wurde. Die Regierung ließ ihn verhaften und gerichtlich verurtheilen, obgleich in dem ungarischen Gesetz die Censur nicht begründet ist. Später leitete er eine liberale Zeitung [„Pesti Hírlap" (*Pester Zeitung*), M. R.], die in kurzer Zeit auf 5.000 Abonnenten kam, eine ungeheure Anzahl bei dem damals noch engen Leserkreise in der magyarischen Bevölkerung. Durch Intriguen wurde er von der Redaction des Blattes, das Eigenthum eines Buchhändlers war, verdrängt. Bei allen Vereinen zur Hebung des Handels, der Kunst und Wissenschaft steht Kossuth als Schöpfer und Führer an der Spitze. Das Land erkannte aber das Talent dieses Mannes; er wurde bei der bedeutendsten Abgeordnetenwahl des Landes in der Hauptstadt Pesth, trotz der angestrengtesten Gegenbemühungen der Regierung, mit ungeheurer Mehrheit zum Vertreter erwählt.«[13]

Eine große Gefahr sah Kühne in der Ernennung von Administratoren, das heißt, von »Kreishauptleuten«, die anstatt administrativer Verbesserungen »vom König ernannt und besoldet« würden und »allerlei reactionäre Maßregeln« durchgeführt hätten, mit dem Ziel, in jedem Kreise »auf den Gang der Verwaltung, auf die Verhandlung der Kreiscongregationen« und auf die Reichstagswahlen einen »ministeriellen Einfluss« auszuüben. Dies bedeute eine große Gefahr für die Verfassung Ungarns – summierte er mit Klarsicht.[14] Der Gegner für Kossuth auf dem Reichstag sei Graf Széchenyi: »Graf Szechenyi hat Geist, Witz, Kenntnisse, unverwüstliche Ruhe, und was das Schlimmste: er hängt den Mantel des Patriotismus und einer gemäßigten Freiheit aus. Gleich bei der Debatte über die von Kossuth entworfene Adresse ließ er seine Künste spielen. Nachdem der edle Graf versichert hatte, er sei ein ehrlicher Mann und halte es weder mit der Regierung noch mit der Opposition, legte er einen andern Adreßentwurf vor, der ebenfalls liberal gefärbt war, aber die wichtigsten Stellen des frühern Entwurfs umging.« Széchenyi habe Kossuth gesagt: »Ihr Entwurf führt nach Wien und nicht nach Buda (Ofen)!« Das war eine »Anspielung auf einen Paragraphen in Kossuths Adresse, der den

[13] Ebenda, 101.
[14] Ebenda, 103.

Wunsch aussprach«, dass der Reichstag künftig in der »Hauptstadt und nicht in Preßburg« gehalten werden solle.[15]

Kühne reagierte auch auf ein Ereignis, das heute als gesellschaftlicher Klatsch zu bezeichnen wäre: auf den Übertritt des Grafen Kasimir Batthyány (1807-1854), eines der »ersten Magnaten Ungarns«, aus der katholischen in die protestantische Kirche. Die Damen am Hof hätten ihm nämlich dies nicht verzeihen können, so dass er zum Hofball des Palatins Erzherzog Stephan nicht eingeladen wurde. Dieses Ereignis registrierte Kühne als ein Phänomen des Despotismus in Form von religiöser Unduldsamkeit.[16]

Kühne berichtete in seinen Memoiren auch darüber, dass die ungarischen Stände die sofortige Abschaffung der seit einigen Jahren vom König eingeführten Komitatsadministratoren gefordert wurde. Dies sei ein Schritt, wodurch sich Ungarn einer unwürdigen Bevormundung – bei Beibehaltung des Staatenbundes mit Österreich – entziehen wolle. Außerdem verlangten die Komitate durch ihre Vertreter im Reichstag den Rückzug sämtlicher ungarischer Truppen aus Italien und verweigerten weiterhin die Entrichtung von Steuern.[17] Lázár Mészáros (1796–1858), ab 23. Mai 1848 Verteidigungsminister der ersten verantwortlichen Regierung Ungarns unter Lajos Graf Batthyány (1807–1849), kam selbst nach 18 Jahren Dienst in Italien nach Ungarn zurück.[18] Kühne konstatierte: »Eine Deputation des Landtags an den König fordert jetzt ein verantwortliches Ministerium, aus Ungarn bestehend, unabhängig vom Gesammtministerium der Monarchie. Hiermit ist Ungarn in das Stadium getreten, wo die zurückgedrängte Reform nothgedrungen den Charakter einer ›friedlichen Revolution‹ annimmt.«[19]

Zu den revolutionären Wirren des Jahres 1848 gehörten Angriffe auf die Nationalitäten in Ungarn, die Kühne im Kapitel „Ein Hülferuf gegen die Magyaren" behandelte. In der „Agramer Zeitung" wurde die Bitte der Anwohner der slawonischen Militärgrenze an den Kaiser geäußert, dass sie sich lieber die Macht der Russen wünschten als jene der Ungarn. Neben dieser Bestrebung panslawistischer Ausrichtung stand zu lesen: »Die Sachsen in Siebenbürgen beklagen sich, daß die Deutschen in Ungarn sich nicht regen, gar nicht zu

---

15 Ebenda, 104.

16 Graf Batthianyi. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 134-135.

17 Ebenda, 135.

18 Gábor *Bona*: A szabadságharc fegyveres ereje. In: Hadtörténelmi Közemények 111 (1998) 1, 3-27, hier 10.

19 Ungarn. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 135–136, hier 136.

fühlen scheinen, es gelte jetzt das Deutschtum in Ungarn zu retten.«[20] In Siebenbürgen befürchteten die Sachsen und die Rumänen nach einer möglichen Vereinigung mit Ungarn den Verlust ihrer Autonomie, so verloren sie allmählich ihre Sympathie für die ungarische Revolution beziehungsweise gaben ihre anfängliche Unterstützung der *Aprilgesetze* auf, die am 11. April 1848 von Kaiser Ferdinand sanktioniert worden waren und den Anfang der bürgerlichen Umwandlung des feudalistischen Ungarn markierten. Die ungarische Regierung verweigerte aber die Anerkennung der Autonomie der Nationalitäten im Sinne der einheitlichen politischen Nation. So konnte der Wiener Hof die Nationalitäten gegen den ungarischen Freiheitskampf, gegen die »Programmatik des liberalen und nationalen Einheitsstaats«,[21] aufwiegeln. »In einem solchen konnte es nach der Überzeugung der ungarischen Revolutionäre nur eine, nämlich die ›Staatseinheit konstituierende ungarische politische Nation‹ geben, ein Prinzip, das jedwede Anerkennung irgendeines ›Volksstammes‹ als eine von mehreren Nationen im gleichen Staat ausschloss.«[22] Bemerkenswert ist jedoch, dass manche Nationalitäten, so die Donauschwaben, die Ruthenen und die Slowenen, bis zum Ende des Freiheitskampfes auf der Seite der Ungarn standen.

Aus dem Oktober 1848 sind die Gedanken Kühnes nach dem siegreichen Vorstoß des kroatischen Bans des Königreichs Kroatien und Slawonien Josip Graf Jelačić (1801–1859) auf ungarischem Gebiet im Sinne stillschweigender Unterstützung des Wiener Hofes datiert. Der Autor betrachtete den Sieg als Andrang der slawischen Bewegung und als Tat »gleicher Volksberechtigung«. Sollte Ungarn seine »Selbständigkeit« verlieren, so würde es in die Reihe der Völker in einem zentralisierten Kaisertum Österreich unter deutscher Vorherrschaft treten. In diesem Fall würde sich die Frage nach der Art der Zusammengehörigkeit Deutsch-Österreichs mit Deutschland sowie der Stellung der slawischen, ungarischen und italienischen Bestandteile des Kaisertums stellen.[23]

Im Kapitel über 1848, „Das Jahr des Heils und Unheils", berichtete Kühne unter anderen über „Görgey, Bem und die ungarische Frage".[24] Der Honvéd-

---

[20] Ein Hülferuf gegen die Magyaren. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 358–359.

[21] Gerhard *Seewann*: Geschichte der Deutschen in Ungarn. I–II. Marburg 2012, hier I, 291.

[22] Ágnes *Deák*: Die Nationalitätenfrage in Ungarn in den Jahren 1848/49. In: Die ungarische Revolution von 1848/49. Vergleichende Aspekte der Revolutionen in Ungarn und Deutschland. Hg. Holger Fischer. Hamburg 1999, 34.

[23] Ungarn erliegt den Kroaten. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 462–463, hier 462.

[24] Görgey, Bem und die ungarische Sache. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 724-727.

General Artúr Görgey (nach individueller Schreibweise im Frühjahr 1848: *Görgei*, 1818–1916)[25] sei vor dem Ausbruch der »Unruhen« in Italien Oberleutnant gewesen und habe dann in Prag Chemie studiert. Als seine charakterlichen Hauptzüge stellte er »Ritterlichkeit und Edelsinn« des »Cavaliers«, mit denen er Vaterlandsverrat für unvereinbar hielt.[26] Kossuth habe Görgeys politischen Überzeugungen von Anfang an misstraut. Görgey sei jedoch kein Verräter gewesen, er habe bloß den »patriotischen Fanatismus« von Kossuth nicht geteilt. »Dieser Fanatismus der zur Rettung des Princips die ganze Menschheit aufopfert, ist Männern der Feder, der Doctrin und der Tribüne, aber seltener Männern des Schwertes eigen«. Görgey sei aber im Grunde »Soldat« gewesen.[27]

Ein gravierendes Problem sah der Außenseiter Kühne in der Situation der Nationalitäten in Ungarn. Seine Meinung war einerseits schmeichelhaft und wohlwollend, andererseits klarsehend: »An den Magyaren bewundern wir wieder den patriotischen Schwung und ein nationales Hochgefühl, daß sie freilich zum Hochmuth gegen die Nebenvölker verführt. [...] Die Magyaren halten sich in Ungarn für die regierende Nation, ihre Herrschaft gründet sich auf die moralische Schwäche Derer, die sich knechten lassen.«[28] Dann äußerte er sich zu jeder in Ungarn ansässigen Nation, wobei er bestrebt war, möglichst objektiv zu bleiben: »Die Deutschen in Ungarn sind ohne alles nationale Selbstgefühl, ein kriechendes, geistig aufgelöstes Geschlecht. Aber die Sachsen in Siebenbürgen stehen jetzt mannhaft da und werden ihre Rechte wahren. Die Kroaten und Slawonier möchten jetzt als selbständige Nationen gleichberechtigt sein.«[29] Kühnes Meinung über Ungarns Verhältnis zu seinen Nationalitäten war äußerst kritisch. Obwohl die Selbständigkeit Ungarns »nicht so entschieden gelungen« sei, entdeckte er im »patriotischen Schwung

---

[25] Görgey, der am 13. August 1849 bei Világos (*Şiria*, heute Rumänien) die Waffen vor den zaristischen Truppen niedergelegt hatte, wurde in Ungarn lange Zeit sowohl von Zeitgenossen als auch von Historikern als Vaterlandsverräter abgestempelt. Zu seiner historiografischen Rehabilitation siehe in erster Linie die in Erstauflage 1936, sechs Jahrzehnte später überarbeitet und erweitert erschienene Monografie von Domokos *Kosáry*: A Görgey-kérdés története. Budapest [1]1936; I–II. Budapest [2]1994. Mit der Kapitulation wollte Görgey bezeugen, dass nicht irgendein Aufstand besiegt wurde, sondern der Freiheitskampf einer Nation, für dessen Niederschlagung die militärische Kraft zweier Großmächte nötig war (der russischen und der habsburgischen). Außerdem hoffte er, eine Verschonung der eigenen Soldaten und der ungarischen Zivilbevölkerung zu bewirken. Vgl. ebenda, II, 316-350.

[26] Görgey, Bem und die ungarische Sache. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 724–725.

[27] Ebenda, 725.

[28] An den Magyaren bewundern wir wieder. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 380–381, hier 380.

[29] Ebenda, 381.

der Ungarn« eine gewisse »Prahlerei und Selbstüberhebung«. Daraus folge vielfach die »Verletzung ihrer Nebenvölkerschaften«, gegen die sie sich »stets als regierende Nation verhalten möchten«.[30] So hätten sie »in ihrem feurigen Aufschwung« den »Anschluss Ungarns an Deutschland beschlossen« – »unter der Bedingung, ihnen die Sachsen in Siebenbürgen, die Deutschen in Ungarn sammt Slawen und Kroaten zur Knechtschaft zu überlassen«.[31] Dies ist aber die Vision des Autors geblieben.

Kühne äußerte sich auch zu Max Schlesingers (1822–1881) allgemein beachtetes Buch „Aus Ungarn" (Berlin 1850). Schlesinger war Arzt und Journalist, studierte unter anderem in Wien, wurde 1848 Mitglied der Akademischen Legion in Wien, war Mitarbeiter der Pester Zeitschrift „Der Ungar" und Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" sowie der „Kölnischen Zeitung". Nach dem gescheiterten ungarischen Freiheitskampf ging er nach London, gründete hier den lithografierten Pressespiegel „Englische Correspondenz" und betätigte sich bis zu seinem Tod als Korrespondent unter anderem der „Kölnischen Zeitung" und der Wiener „Neuen Freien Presse".[32] Kühne bewertete ihn als »eine glänzende Feder« und »ein anmuthiges Talent für scenische Genremalerei«, die er bei der Schilderung des »ungarischen Aufruhrs« liefere.[33] Schlesinger hatte nämlich Görgey und Kossuth parallel charakterisiert, dabei aber die Frage offen gelassen, ob Kossuth der »allein rein dastehende, Görgey nur der Vaterlandsverräther« sei.[34] Görgeys Pflicht als »General« sei es gewesen, »zu gehorchen«, und als »Ungar, sein Vaterland vom Untergange zu retten«.[35] Er habe die »Armee durch seine Tapferkeit, die Generale durch sein geistiges Uebergewicht« gefesselt, wobei er den »Vortheil« besessen habe, »den das Schicksal großen Männern selten gewährt: er blieb frei von jeder Fessel, von jeder leidenschaftlichen Verblendung. Für dieses Herz von Eisen, sagt Schlesinger, gab's keinen Magnet als es selbst«.[36]

Kühne wurde auf die gesammelten Memoiren des Generals György Klapka (1820–1892), die 1850–1861 in Leipzig erschienen sind, durch Schle-

30 Die Selbständigkeit Ungarns. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 417.
31 Die Ungarn. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 420.
32 H. *Reitterer*: Max Schlesinger. In: Österreichisches biografisches Lexikon. https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Schlesinger_Max_1822_1881.xml (11. März 2020).
33 Max Schlesinger: „Aus Ungarn". In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 749–757, hier 749.
34 Ebenda, 750.
35 Ebenda, 751.
36 Ebenda, 750–751.

singers Buch „Aus Ungarn" aufmerksam.[37] Während Schlesinger die Auflösung Österreichs »vom Schicksal« fordere, wollte »Klapka nichts als sein Volk im Kampf gegen das Haus Habsburg rechtfertigen«. Klapka sehe als Ergebnis der März-Revolution von 1848 die Bestätigung der Rechte und Freiheiten der Magyaren und sei dessen bewusst, dass diese in der »Herrschaft der Adelskaste« bestanden haben. Die Magyaren wünschten, auf dem »von ihnen verwirkten Boden die absolut regierende Nation« zu sein.[38] Kühne merkte gegen die »›dreihundertjährige Unterdrückung‹, wie Klapka den Zusammenhang Ungarns mit Haus Habsburg nennt«, an, dass Ungarn »selbst unter Metternich ganz für sich« gewirtschaftet hätte, wenngleich aus dieser Wirtschaft »so wenig wie aus der polnischen geworden« sei. Daher sollte bei den Ungarn, einer Adelsnation, deren »Macht auf der Sklaverei der Nebenvölker« beruhe, ein »Bürgerthum, ein modernes, vernünftiges Staatsleben« entstehen.[39] Mit Klarsicht verwies Kühne darauf – ohne ein endgültiges Urteil darüber zu fällen –, dass Österreich den Aufstand der Serben und anderer Nationalitäten Ungarns 1848 gegen die regierende ungarische Adelsnation unterstützt habe. Die Ermordung des »Sendboten« Feldmarschall-Leutnants Franz Graf Lamberg in Ofen am 6. Oktober des Revolutionsjahres durch ungarische Aufständische sei ein »Friedensbruch« gewesen, und die Magyaren hätten nichts getan, um »diesen Bruch mit ihrem Könige zu sühnen«. Im Gegenteil, »sie setzten die Dynastie Habsburg ab«. Das ungarische Heer habe sich bei »Schwechat schlagen lassen, statt Wien mit Sturm zu nehmen«. Im April 1849 habe man denselben Schritt von Görgey »gegen Wien« erwartet.[40] So sei – laut Klapka – in den Händen Görgeys nicht nur das Geschick seines Vaterlandes, sondern jenes des gesamten Kaiserstaates, »ja selbst das Schicksal Europas« gelegen. Görgey sei aber nicht gegen Wien gezogen, sondern habe Ofen eingenommen. Dies hätten seine Widersacher als seinen »ersten und entschiedensten« Verrat angesehen, zu dem mit der Waffenstreckung bei Világos der zweite hinzugekommen sei. Selbst die »Feder des Deutschungarn [!] Max Schlesinger« habe Görgey »als den Verräther Ungarns gebrandmarkt«.[41] Kühne aber sprach Görgey von dieser Schuld frei, und zwar mit Hinweis auf Klapka, der in seinem Werk die »Ehrenrettung Görgey's über alle Zweifel« festgestellt habe, indem er einen am 16. August 1849, wenige Tage nach dem

[37] Georg Klapka's Memoiren. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 757–763, hier 757.
[38] Ebenda, 757–758.
[39] Ebenda, 759.
[40] Ebenda, 760–761.
[41] Ebenda, 761–762.

Waffenstillstand bei Világos an ihn, Klapka, verfassten Brief Görgeys über die Aussichtlosigkeit des bewaffneten Kampfes und die Unausweichlichkeit der Waffenstreckung – der die »tapfersten und bravsten« Truppenteile zugestimmt hatten –, vollumfänglich zitiert habe. So gereiche es uns, schloss Kühne diesen Abschnitt ab, »zur Genugthuung, den Leichtsinn der Verleumdungssucht damit widerlegt zu sehen«.[42]

Kühnes Hauptinteresse galt in seinen Memoiren vor allem innenpolitischen Angelegenheiten in Deutschland und im Habsburgerreich. So hob er Schlesingers Glauben an eine »kleindeutsche Einheit« Deutschlands ohne Österreich hervor,[43] während er mit Blick auf die panslawistische Gefahr meinte, dass ohne die »Einigung Österreichs« mit Deutschland das »deutsche Element im Gewühl der Slaven verloren« gehen würde: »Ohne die Concentration dieser [deutschen, M. R.] Staatenmacht geht im Gewürge streitender Völker, die ziellos einen Vernichtungskampf eröffnen würden, die Mission des deutschen Geistes zum Osten hin verloren, und ein aufgelöstes Österreich wird nur eine Beute Rußlands sein.«[44] Kühne bedauerte, dass Schlesinger der Existenz Österreichs »keine andere Mission« gebe als »sich in Confusion aufzulösen, keine andere Zukunft als ein nothwendiges Aufgehen in Rußland«.[45]

In diesem geopolitischen Rahmen befasste sich Kühne auch mit Ungarn, dessen Nationalitätenpolitik während der Jahre 1848/1849 er – wie gezeigt – kritisch beurteilte. Er versuchte, seine Meinung über die beschriebenen Geschehnisse aufgrund der Informationen, die er besaß, objektiv zu gestalten. Seine politischen Ansichten waren jene der Vertreter der Bewegung Junges Deutschland, die sich gegen die restaurative und reaktionäre Politik Metternichs wandten, für soziale Gerechtigkeit sowie demokratische Freiheitsrechte eintraten sowie überholte religiöse und moralische Vorstellungen kritisierten, somit als literarische Wegbereiter der März-Revolution galten. Das „Vor- und Nachwort" seines „Tagebuches in bewegter Zeit" bezeugt, dass Kühne über Deutschland und Österreich aus Angst vor dem Panslawismus nachdachte. Als deutscher Patriot hielt er an der Idee »eines politisch und bürgerlich neu geeinten Deutschlands«[46] ebenso fest wie an der Beteiligung Österreichs an »Deutschlands Eintracht«.[47] Die Zukunft Deutschlands sah er, entgegen dem

---

42 Ebenda, 762–763.

43 Max Schlesinger: „Aus Ungarn". In: *Kühne*: Mein Tagebuch, 754.

44 Ebenda, 756.

45 Ebenda.

46 Vor- und Nachwort. In: *Kühne*: Mein Tagebuch, VI.

47 Ebenda, VIII–IX.

1848/1849 verbreiteten »Schreck vor einer Republik«,[48] in einer »Respublica Germanorum«, nach dem Vorbild Englands »mit seinem Königthum«, das »die beste der Republiken« sei, weil »das Volk sich in seinem Parlament regiert«.[49] Die Neugestaltung Deutschlands in einem einheitsstaatlichen »Erbkaisertum« der Hohenzollern lehnte er zu Beginn der 1860er Jahre ab und wünschte stattdessen eine Lösung in einem »Bundesstaat«,[50] von dem er die Bewältigung der »Mannichfaltigkeit« und der »Fülle des deutschen Lebens« erwartete: »Ein starkes Preußen und ein starkes Oesterreich sind die Grund- und Vorbedingungen, aber nicht Ziel und Zweck des Deutschthums.«[51]

48 Ebenda, VII.
49 Ebenda, VIII.
50 Ebenda, IX.
51 Ebenda, X.

Gábor Gángó, Budapest/Erfurt

György Lukács in der Ungarischen Räterepublik*

Zum Leben und Wirken von György Lukács (1885–1971) während der Ungarischen Räterepublik liegt eine breitgefächerte Palette ungarischer und internationaler Fachliteratur vor. Wenn die philosophie- und kulturgeschichtliche Forschung auf die Person des marxistischen Denkers und Volkskommissars für Kultur fokussiert, bezieht sich die Forschungsfrage auf den Weg von seinen Frühwerken über die geistigen Bewegungen des ungarischen *Fin de Siècle* bis hin zu seinem Beitritt zur kommunistischen Partei und dem Einsatz von Lukács während der Räterepublik 1919. Für diesen Ansatz ergeben sich Probleme einerseits im Bereich der historischen Rekonstruktion. Während relativ wenig Primärquellen vorliegen, sind umso mehr einander mitunter widersprechende Erinnerungen an die kommunistische Wende von Lukács erhalten geblieben. Andererseits birgt auch die Deutung dieser Wende nicht wenige Schwierigkeiten: Die erste Strategie, die Interpretation anhand einer religiösen Analogie, betont den *Sprung in den Glauben*, beschreibt die Wende mit religiösen Metaphern und interpretiert die Taten von Lukács davon ausgehend als Taten eines Kommunisten mit fanatischer Glaubenstreue. Nach Oszkár Jászis der klassischen Formulierung des seien die Figuren der Räterepublik dieses Typs »im deutschen Idealismus, sogar in ethischer Rigorosität verwurzelte Individuen, die die einzige Methode einer Erlösung von den fürchterlichen Verbrechen des Kapitalismus und des Krieges in schonungsloser Gewalt zu entdecken glaubten. Es war die Luft des Messianismus, die sich dieser feineren Seelen bemächtigte«.[1] Diese Interpretation kann sich, wie Jászi

---

* Redigierte Fassung eines Vortrags, gehalten auf der Konferenz zur Geschichte der Ungarischen Räterepublik 1919 „…minden édenek neve vad poklokat bűvöl". A Magyarországi Tanácsköztársaság. Veranstalter: Direktorat für öffentliche Sammlung und Bildung des Parlaments, Geisteswissenschaftliches Forschungszentrum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, VERITAS Institut für Geschichtsforschung und Archiv. Budapest, 11. 9. 2019.

1 Oszkár *Jászi*: Magyar kálvária – magyar feltámadás. A két forradalom értelme, jelentősége és tanulságai [1920]. Budapest ²1989, 127.

selbst darauf hinwies, nicht auf das letztendlich entscheidende Zeugnis, das heißt, auf den von Lukács in seinen Artikeln theoretisch doch bejahten Märtyrertod berufen, zumal der Volkskommissar für Kultur nicht das Schicksal von Ottó Korvin, des politischen Leiters des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten, teilte, für den – wie auch für Lukács – ein Verbleiben in Ungarn und die Arbeit in der Illegalität vorgesehen waren. Bedingt durch praktischen Lebensdrang klammerte Lukács seine Überzeugung aus und emigrierte dank des Geldes und Einflusses seiner verstoßenen Familie. Eine zweite Strategie zum Verständnis seiner Persönlichkeit ergibt sich aus der psychologischen Interpretation, indem man das Schuldbewusstsein von Lukács wegen des eigenen oder, genauer, des Reichtums der Familie und deren weithin privilegierten gesellschaftlichen Stellung betont sowie seine Taten als Überkompensation deutet.

Erst wenn der marxistische *Philosoph* Lukács im Mittelpunkt der Untersuchung steht, kommen die Texte der Lukácsschen Sinnzuschreibung zur Ungarischen Räterepublik zum Tragen: Mehrfach angesetzte Versuche zur geschichtsphilosophischen Interpretation der Ungarischen Kommune von den während der Räterepublik verfassten Propagandaschriften über retrospektive Aufsätze bis hin zum Werk „Geschichte und Klassenbewusstsein" beziehungsweise zu den „Blum-Thesen" aus dem Jahr 1929.[2] Wird die Forschungsfrage bezüglich des Zusammenhangs zwischen der Lukácsschen Philosophie und der Räterepublik noch abstrakter aufgefasst, kann für den Forscher die von der Absicht des Autors unabhängige Verselbständigung der – die Erfahrungen der Räterepublik zur Theorie schmiedenden – „Geschichte und Klassenbewusstsein" von Interesse sein. Gemeint ist die Wirkung des Werkes auf die kritische Theorie durch den Begriff der *Totalität* oder auf die emanzipatorischen und revisionistischen Intellektuellenbewegungen der Peripherien der westlichen Welt in einzelnen sozialistischen Ostblockländern sowie im postdiktatorischen Lateinamerika, hier durch die theoretische Entscheidung, die Kultur zur gesellschaftlichen Grundlage zu erheben.

Zur geschichtswissenschaftlichen Fragestellung nach der politischen Tätigkeit von György Lukács während der Ungarischen Räterepublik sind unvergleichlich mehr Primärquellen erhalten geblieben. Anhand dieser Doku-

---

[2] Georg *Lukács*: Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik. Berlin 1923; G. *Lukács*: Thesenentwurf über die politische und wirtschaftliche Lage und über die Aufgaben der KMP (Blum-Thesen). In: G. Lukács: Demokratische Diktatur. Politische Aufsätze. V: 1925–1929. Hg. Frank Benseler. Darmstadt/Neuwied 1979, 139–197.

mente kann eine Chronologie des Wirkens von Lukács aufgestellt und sein Verhältnis zu anderen – ob kommunistischen oder sozialdemokratischen – Leitern beleuchtet werden; man erlangt Kenntnis von ihren Diskussionen, ebenso von den Taten des Philosophen an der Spitze des Volkskommissariats für öffentliche Bildung oder in der Funktion des politischen Kommissars der Roten Armee. Die Kontinuität der Grundlagenforschung steht auch bei diesem Thema in sensibler Wechselwirkung mit den Zäsuren der von der jeweiligen ungarischen Politik gesteuerten herrschenden Geschichtsbetrachtung in den seit 1919 vergangenen hundert Jahren.

Mit dem vorliegenden Ansatz unternehme ich einen Versuch zum Verständnis der rational und historisch interpretierbaren Motive der politischen Tätigkeit von György Lukács im Jahre 1919 und suche dabei nach Verbindungen zwischen seinen Taten und seinen in der gleichen Zeit entstandenen Schriften. Als Ideenhistoriker versuche ich kontextgebunden einige Anhaltspunkte zur Erschließung seiner Beweggründe anzubieten und dabei auf religiöse Analogien sowie Argumente psychologischer Natur konsequent zu verzichten.

Lukács beschritt während der vier Monate der Ungarischen Räterepublik einen langen geistigen Weg. Sein denkerischer Einsatz für die Mobilisierung als Beitrag zum Erfolg der *Kommune* verlief zweigleisig entlang der kommunistischen Ethik zum einen und des kulturellen Voluntarismus zum anderen; letzterer trat bei seiner Hinwendung zu den theoretischen Fragen des Marxismus (im Lukácsschen Vokabular: des *historischen Materialismus*) in den Vordergrund. Der ethische Blickwinkel stellte für den Neukommunisten Lukács einen Leitfaden dar, der eine Kontinuität seines philosophischen Denkens ermöglichte. Das war der ursprünglich für ihn vorgesehene Platz in der kommunistischen Partei. Nach der überlieferten Beschreibung, die statt der historischen Chronologie vielmehr eine logische Hierarchie wiedergibt, waren es die Heimkehrer aus der russischen Kriegsgefangenschaft, die als Erste der Partei beitraten; ihnen folgten die linken Sozialdemokraten, später kam Tibor Szamuely (die Verkörperung des Terrors) hinzu, dem die Ingenieure und schließlich die *Ethiker* folgten. Obwohl die kommunistischen Philosophen einheitlich als *Ethiker* bezeichnet wurden, war diese Herangehensweise vor allem die Schutzmarke und Grundeinstellung von Lukács, in der er festen Fuß fasste und im Bereich der Interpretation des Marxismus und Kommunismus mit László Rudas, József Révai oder Béla Fogarasi rivalisierte. Lukács war, anders als viele andere Anführer der Räterepublik, früher weder Kriegsgefan-

gener der Russen noch Sozialdemokrat: Er stieß sich von seinen eigenen kulturkritischen Studien ab, um zu erfahren und vor allem Anderen darzulegen, was Kommunismus sei.

Wenn wir den vor seiner kommunistischen Wende entstandenen Artikel „Der Bolschewismus als moralisches Problem"[3] nicht hinzurechnen, argumentierte er vom ethischen Standpunkt aus in den Schriften „Die Rolle der Moral in der kommunistischen Produktion" und „Die moralische Grundlage des Kommunismus"; letztere erschien am 3. April 1919 im Blatt „Ifjú Proletár" (*Junger Proletarier*).[4] Diese Beiträge waren weder aus theoretischer Sicht originell noch erwiesen sie sich in der Praxis als erfolgreich. Letzterer prophezeite, dass »die klassenlose Gesellschaft die Gesellschaft der gegenseitigen Liebe und des Verständnisses sein wird«.[5] Im erstgenannten Artikel sah Lukács bezüglich der Produktion einen Rousseauschen Konflikt zwischen dem individuellen und dem Klasseninteresse des Arbeiters und bot eine Rousseausche Lösung des Problems an, und zwar die Erhebung des allgemeinen Willens über die Summe der individuellen Interessen: »eine *Rechtsordnung*, […] durch die das Proletariat seine einzelnen Individuen, die Proletarier, zwingt, ihren Klasseninteressen entsprechend zu handeln: *Das Proletariat wendet die Diktatur auf sich selbst an.*«[6] Wenn das Proletariat das auf sich nehme, so Lukács, dann baue sich die Diktatur auf moralischer Grundlage auf, das Proletariat bleibe ja sein eigener Gesetzgeber. Weil die Hoffnung auf diese Lösung nicht in Erfüllung ging, hatte Jenő Varga, der Volkskommissar für »soziale Produktion« der ungarischen Räterepublik, bekanntlich keine andere Wahl, als eine erzwungene Arbeitsdisziplin und einen Stücklohn vorzuschlagen beziehungsweise diesen im Interesse einer effizienteren Produktion wieder einzuführen.[7]

---

[3] Georg *Lukács*: Der Bolschewismus als moralisches Problem. In: G. *Lukács*: Taktik und Ethik. Politische Aufsätze. I: 1918–1920. Hgg. Jörg Kammler, Frank Benseler. Übersetzungen aus dem Ungarischen: János Györkös, Mihály Lezsák, Gábor Révai, Dénes Zalán. Darmstadt/Neuwied 1975, 27–33.

[4] Georg *Lukács*: Die Rolle der Moral in der kommunistischen Produktion. In: *Lukács*: Taktik und Ethik, 158–164; G. *Lukács*: Die moralische Grundlage des Kommunismus. In: *Lukács*: Taktik und Ethik, 85–88.

[5] *Lukács*: Die moralische Grundlage, 87.

[6] *Lukács*: Die Rolle der Moral, 162. Hervorhebung im Original.

[7] Vgl. Jenő *Varga*: A bolseviki uralom jövő kilátásai [1918]. In: György *Lukács*: Forradalomban. Cikkek, tanulmányok 1918–1919. Hg. Miklós Mesterházi. Budapest 1987, 384–386, hier 385.

Im Gegensatz zu diesen Artikeln bezog Lukács in seinem Beitrag „Taktik und Ethik" vom Ende 1918 einen von der Theorie her markanten, aber in dieser Eigenschaft umso bestreitbaren, sektiererischen, opferethischen Standpunkt,[8] dessen Aussagen in seinen Äußerungen während der Räterepublik immer wieder aufscheinen sollten. Lukács meinte von diesem theoretischen Blickpunkt aus, dass die Revolution viel zu »leicht« gesiegt habe. So formulierte er in seiner Rede in der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrates des 1. Stadtbezirks von Budapest am 20. April 1919 wie folgt: »[…] die Sache der ungarischen Revolution verlief viel zu leicht, viel zu opferlos«.[9] Die Anführer seien laut Lukács während des ersten militärischen Angriffs der rumänischen Armee »feige« gewesen; deshalb habe man sich am 19. April erneut zu einer Revolution, die ernsthafte Opfer fordert, bekennen müssen. Der Sitzung des Revolutionären Regierungsrates am 19. April ging nämlich nicht nur der rumänische Angriff, sondern auch das Scheitern einer möglichen Proletardiktatur in Österreich voraus. Damit war endgültig entschieden, dass der ungarische Sowjetstaat keine Zwischenphase auf dem Weg zur erhofften Weltrevolution sein wird, sondern dass die Ungarische Räterepublik zusammen mit dem russischen Sowjetstaat ein isoliertes Phänomen bleibt, soweit sie überhaupt fortbesteht.

Der rumänische Angriff schuf für Lukács das Feindbild, gegenüber dem die revolutionäre Opferbereitschaft zutage treten konnte. Die absurde und verzerrte Formulierung von „Die echte Einheit" sollte Folgendes ausdrücken: »Deshalb muß das ungarische Proletariat die nahende Gefahr, die sich nähernde innere und internationale Konterrevolution jubelnd und glücklich begrüßen.«[10] Das Wesentliche ist jedenfalls klar: Der rumänische Angriff gab nach der Auffassung von Lukács den Anlass, die Opferethik zu praktizieren: »Diese Einheit ist das Maß für einen wirklichen Revolutionär. Ein echter Revolutionär ist derjenige, der sich ohne Bedenken, mit seinem ganzen Leben, alles aufopfernd, ohne Rücksicht darauf, ob er ein Kommunist oder ein Sozialdemokrat war, in den Kampf begibt. Wer zu dieser Selbstaufopferung nicht fähig ist – den soll die Arbeiterbewegung als einen Unwürdigen aus ihren Reihen stoßen. Und sie wird ihn auch aus ihren Reihen stoßen.«[11]

---

8 Georg *Lukács*: Taktik und Ethik. In: *Lukács*: Taktik und Ethik, 43–84.

9 György *Lukács*: Beszéd az I. Kerületi Munkás- és Katonatanács 1919. április 20-i ülésén. In: *Lukács*: Forradalomban, 114–115, hier 115.

10 Georg *Lukács*: Die echte Einheit. In: *Lukács*: Taktik und Ethik, 104–107, hier 106.

11 Ebenda, 107.

An dieser Stelle bietet es sich an, die dunkelste Episode der Tätigkeit von Lukács im Jahre 1919, seinen Schießbefehl in der ungarischen Roten Armee, kurz zu behandeln. Als zur Roten Armee delegierter Politkommissar übernahm Lukács auch fachbezogene Entscheidungen. Am 30. April befahl er die Sprengung der Brücke bei Kisköre, was ihm einen Verweis einbrachte, obwohl die militärische Leitung, laut den Erinnerungen von Lukács, die Richtigkeit der Entscheidung nachträglich anerkannt habe. Am folgenden Tag, dem 1. Mai, befahl er die Erschießung von acht Deserteuren der ungarischen Roten Armee, von denen sechs hingerichtet wurden. Das Budapester Bataillon der von Tibor Sárói Szabó geführten Brigade der fünften Division hatte während des Rückzugs bei Tiszafüred die Flucht ergriffen. Daraufhin ordneten der Brigadenkommandant und Lukács die Dezimierung als Strafmaßnahme an, die während des Ersten Weltkrieges zwar mitunter vorgekommen war, aber während der Räterepublik weder vor noch nach diesem Fall zur Anwendung kam. Später wurde Lukács politischer Kommissar der ganzen fünften Division und hielt sich bis zur Einnahme von Rimavská Sobota (*Rimaszombat*) an der Front auf. Anschließend wurde er nach Budapest zurückbeordert.[12]

Lukács selbst bekannte sich auch am Ende seines Lebens zu diesem Befehl und bezeichnete die Hinrichtung der sechs Rotarmisten als Vorgehen »auf sehr energische Weise«.[13] Um von diesem Ausdruck ausgehend beziehungsweise im Lichte seiner ethischen Ausführungen zu schlussfolgern: Lukács scheint seine Tat nicht als ethische Grenzsituation, also als Wahl zwischen zwei Sünden, sondern als festen Entschluss für die Fortsetzung der Proletarierdiktatur erlebt zu haben. Hierzu dürfte das Datum eine Erklärung liefern: Der 1. Mai 1919 war bekanntlich der hoffnungsloseste Tag der Ungarischen Räterepublik, den Béla Kun, der starke Mann der räterepublikanischen Führung, handlungsunfähig in Depression verlebte, nachdem es sich herausgestellt hatte, dass die *Kommune* auch bei einer etwaigen Erfüllung der Gebietsforderungen der Nachbarstaaten nicht würde fortbestehen können.

Im ganzheitlichen Zusammenhang betrachtet neige ich zu der Aussage, dass die ethisch geprägten Argumente, die Lukács während der Räterepublik formuliert hatte, über ihre Propagandafunktion hinaus relativ wenig politi-

---

[12] Nach den Erinnerungen von Georg *Lukács*: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Hg. István Eörsi. Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke. Frankfurt/Main 1981, 104–105. Eine detailreiche Neubearbeitung der Frage: András *Lengyel*: A „tizedeltető" Lukács György. Egy politikai folklór-szüzsé történeti hátteréhez. In: Forrás 49 (2017) 1, 75–92.

[13] *Lukács*: Gelebtes Denken, 105.

sche Bedeutung besaßen. Ihre markante Präsenz in den während der Räterepublik mit ehemaligen Mitgliedern des „Sonntagskreises" (*Vasárnapi Kör*) fortgeführten Gesprächen ist zwar unbestreitbar, ihre Irrelevanz für das politische Handeln wurde jedoch im Grunde genommen nachträglich auch von Lukács anerkannt, und zwar dadurch, dass im Werk „Geschichte und Klassenbewusstsein", in dem er den Sinn der Räterepublik philosophisch zu ergründen versuchte, keine Abdrücke seiner ethischen Schriften zu erkennen sind.

Anders sieht es mit dem Verhältnis der Lukácsschen Theorie und Praxis im Bereich Kultur aus. Während der Räterepublik bildete sich die Lukácssche Vorstellung heraus, dass es im Kommunismus zu einem Rollentausch von Wirtschaft als Grundlage und Kultur als Überbau komme. In seiner Antrittsrede an der Budapester Marx-Engels-Arbeiteruniversität am 11. Juni 1919 deklarierte er: »*Die Umorganisierung der Produktion wird die Produktion zum Dienste des Menschen gestalten. Die Proletarierdiktatur stellt den menschlichen Standpunkt über den wirtschaftlichen und will der Kultur im großen und ganzen die Herrschaft über die Wirtschaft sichern.*«[14] Dasselbe erläuterte er in seiner Abhandlung „Alte und neue Kultur"[15] und – noch kategorischer – in seiner Rede anlässlich der Eröffnung des Forschungsinstitutes für Materialistische Geschichtsforschung unter dem Titel „A történelmi materializmus funkcióváltozása" („Funktionswechsel des historischen Materialismus"), die er als eigenes Kapitel in „Geschichte und Klassenbewusstsein" übernahm: »Der Ueberbau ist nun zur Grundlage geworden, und die Grundlage zum Ueberbau: von jetzt an wird *die geistige Welt das Wirtschaftsleben und nicht mehr das Wirtschaftsleben die geistige Welt beherrschen*.«[16] Diese Vision, die in der Zeit der politischen Umbrüchen in Osteuropa um 1989 endgültig an ihr Ende gekommen war, übte im gesamten Denken von Lukács die stärkste Wirkung während der Räterepublik aus. Lukács verteidigte sein Konzept im Zeitraum der Ereignisse zusätzlich mit einer Doppeltaktik: Einerseits nahm er als Denker den tatsächlichen Umwandlungsprozess der Wirtschaft der Proletardiktatur nicht zur Kenntnis, sondern postulierte einen idealen und abge-

---

[14] Georg *Lukács*: Antrittsvortrag des Volksbeauftragten Georg Lukács in der Marx-Engels-Universität. In: Pester Lloyd 66 (1919) 136, 2–3 (12. Juni) hier 3, Abendblatt. Hervorhebung im Original. Vgl. *Lukács*: Forradalomban, 517.

[15] Georg *Lukács*: Alte und neue Kultur. In: *Lukács*: Taktik und Ethik, 132–150.

[16] Eröffnung des Instituts für materialistische Geschichtsforschung. Vorträge der Volkskommissäre Georg Lukács und Alexis Bolgár. In: Pester Lloyd 66 (1919) 157, 6–7 (8. Juli), hier 7, Morgenblatt. Hervorhebung im Original. Vgl. *Lukács*: Forradalomban, 538.

schlossenen Zustand. Andererseits pflegte er – unter Umkehrung der These, wonach die kapitalistische Wirtschaft sogar mit Gewalt verteidigt werden dürfe – den Gedanken, dass die Kultur der Proletardiktatur als angenommene Grundlage selbst durch Gewalt aufrechterhalten werden müsse. Und es blieb nicht nur beim Gedanken: Weil in seiner Person der krisensensible Humanintellektuelle und der routinierte Krisenmanager-Funktionär aufeinandertrafen, trieb er diese Gewalt auch tätlich voran und erläuterte diese seine Entscheidung im späteren Werk „Geschichte und Klassenbewusstsein" als philosophische Wahrheit. Die Grundlage für die umfangreiche Wirkungsgeschichte des Werkes ist nichts anderes als die Weiterentwicklung dieser Idee, insofern die Möglichkeit eines *westlichen* Marxismus aus diesem Blickwinkel betrachtet auf der Erkenntnis beruht, dass eine Emanzipierung der Kultur vom Klassencharakter nicht erst nach der Schaffung der Proletardiktatur, sondern auch davon unabhängig zum Ziel gesetzt werden könne. Dieser Gedanke wird in „Geschichte und Klassenbewusstsein" zwar nicht wörtlich ausgesprochen, das Werk schafft jedoch die Möglichkeit dazu, indem es dem philosophischen Klassenbewusstsein des Proletariats eine größere Wahrheit zuschreibt als dem historisch offenbarten und durch Erfahrung erfassbaren Bewusstsein des Proletariats. Eine für diesen Beitrag relevante Folge hiervon ist, dass Lukács mit dieser Lösung sein gesamtes politisches Handeln während der Räterepublik einer niedrigeren Ebene, der Auseinandersetzung mit dem *psychologischen* Bewusstsein des Proletariats zuwies, wodurch seine praktischen Erfolglosigkeiten zu Argumenten für den Erfolg seiner Theorie aufrückten.

Als provisorischer Schlussabsatz seien hier einige Bemerkungen zur rationellen Begleitmotivation der Lukácsschen kommunistischen Wende vorgebracht. 1919 hatte György Lukács als bürgerlicher Philosoph zwei misslungene Habilitationsversuche in Deutschland beziehungsweise in Ungarn hinter sich. Im Hinblick auf eine Karriere in der bürgerlichen Wissenschaftsszene war er an die Grenze seiner Möglichkeiten angelangt. Mit seiner kommunistischen Wende wechselte er auf ein neues geistiges Gebiet, das ihm für einen Augenblick der historischen Zeit eine unendlich weite Perspektive zu eröffnen schien. Während der Räterepublik wollte er als Volkskommissar mit der Stilllegung nationaler kultureller und wissenschaftlicher Einrichtungen ein kulturpolitisches System zerschlagen, in dem es für ihn keine Aufstiegschancen gab. In diesem Sinne sind die Person und das Wirken von Lukács, obwohl er für viele in abschreckender Weise gnadenlos und in zahlreichen Bereichen

bis zur Absurdität dogmatisch war, in gewissem Sinne immerhin repräsentativ, weil er nicht als Einziger diese Erfahrungen besaß. Und insofern auch symptomatisch, als er die Aufmerksamkeit auf – historisch-soziologisch noch zu erschließende – Probleme der gesellschaftlichen Rekrutierung und Rollenmöglichkeiten der Intelligenz allgemein im 19. Jahrhundert und insbesondere im Zeitalter des österreichisch-ungarischen Dualismus lenkt, auf welche die Gegenkultur der ungarischen Progression, deren Mitgestalter sich 1918–1919 fast ausnahmslos mehr oder weniger radikalisierten, eine Art Antwort lieferten. György Lukács hatte sich in dieser Gegenkultur in Ungarn Autorität erworben. Diese Autorität wollte er 1919 in politisches Handeln umsetzen, und zwar im kulturellen Bereich, der den geringsten Widerstand aufzubieten schien und dem philosophischen Voluntarismus den größten Raum bot.

Fabian Hutmacher, Regensburg

Ungarns Rolle in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts:
Opfer des Friedensvertrags von Trianon und Täter im Holocaust?*

1. Einleitung: Scheinbar klare Linien

In Ungarn wurde der Friedensvertrag von Trianon (4. Juni 1920) als große Ungerechtigkeit empfunden: Durch seine Bestimmungen verlor das Land über zwei Drittel seines früheren Territoriums und über sechzig Prozent seiner früheren Bevölkerung,[1] während beispielsweise das von den Siegern als Hauptschuldiger für den Weltkrieg ausgemachte Deutschland lediglich vierzehn Prozent seines Territoriums und dreizehn Prozent seiner Bevölkerung einbüßte.[2] Zum Unmut trug auch bei, dass die Bestimmungen des Friedensvertrags eindeutig macht- und wirtschaftspolitisch motiviert waren.[3] Dies lässt sich etwa an der Tatsache ablesen, dass die neu gezogenen Grenzen mitten durch ethnisch homogene und wirtschaftlich zusammengehörige Gebiete verliefen.[4] Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass der Friedensvertrag von Trianon auch als »Diktat von Trianon«[5] bezeichnet wird oder dass vom »Trauma des Vertrags von Trianon«[6] und der »Trianon-Tragödie«[7] die

* Redigierte Fassung einer Hauptseminararbeit im Rahmen der studienbegleitenden Zusatzausbildung „Hungaricum", Aufbaumodul Ungarische Landeskunde und Fachwissenschaft, Universität Regensburg, Sommersemester 2019.

1 Holger *Fischer*: Eine kleine Geschichte Ungarns. Frankfurt am Main 1999, 178.

2 György *Dalos*: Ungarn in der Nußschale. Ein Jahrtausend und zwanzig Jahre. Geschichte meines Landes. München [2]2012, 129–130.

3 *Fischer*: Eine kleine Geschichte, 178.

4 Zoltán *Vági* – László *Csősz* – Gábor *Kádár*: The Holocaust in Hungary. Evolution of a genocide. Lanham 2013, XXXVIII.

5 *Dalos*: Ungarn in der Nußschale, 130.

6 Gabriella *Schubert*: Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten. Wiesbaden 2017, 136.

7 Paul *Lendvai*: Die Ungarn. Ein Jahrtausend Sieger in Niederlagen. München 1999, 418.

Rede ist, die zu einer »Amputation der ungarischen Nation«[8] beziehungsweise zur »tragischen Minimierung des Landes«[9] geführt habe.

Betrachtet man kontrastierend dazu das Verhalten Ungarns vor und während des Zweiten Weltkriegs, scheinen die Vorzeichen genau umgekehrt, scheint Ungarn nicht Opfer, sondern Täter gewesen zu sein. In seinem zwei Jahre nach Kriegsende veröffentlichten Roman „Das Lagervolk" schreibt István Örkény poetisch zuspitzend: »Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß sich – abgesehen von dem unvergessenen Glockengeläut im Jahr 1848 – noch nie so viele Ungarn auf einen einzigen Gedanken geeinigt haben wie auf den Antisemitismus zwischen den beiden Kriegen. Es ist erbärmlich, daß wir keine schönere Idee für unsere Einigung gefunden haben.«[10]

Aber nicht nur die ungarische Ausprägung des Antisemitismus wird angeführt, um Ungarns Täterrolle während des Zweiten Weltkriegs zu begründen, sondern auch die Idee, dass es das ausschließlich auf Revision der Grenzen von Trianon-Ungarn ausgerichtete, »engstirnige außenpolitische Programm«[11] der ungarischen Regierung gewesen sei, die das Land in ein Kriegsbündnis mit dem Dritten Reich getrieben habe – in ein Bündnis, das zu kurzfristigen außenpolitischen Erfolgen, schlussendlich aber auch zur Ermordung von einer halben Million ungarischer Juden führte.[12] An der Deportation dieser Juden beteiligte sich die ungarische Verwaltung aktiv und überaus bereitwillig – selbst noch in den letzten Monaten des Krieges, in denen die militärische Niederlage Deutschlands bereits absehbar war.[13]

Ungarn als Opfer des Friedensvertrags von Trianon und als Täter im Holocaust: Dieses Bild hat sich in der Geschichtsschreibung und der öffentlichen Wahrnehmung nicht grundlos etabliert – gleichwohl ist es in seiner Schwarz-Weiß-Zeichnung stark vereinfachend. Das gilt nicht nur, weil sich die beiden Ereignisse unter Umständen gar nicht getrennt voneinander beleuchten lassen, sondern auch und vor allem, weil die klare und pauschalisierende Trennung in Opfer- und Täterrolle der Komplexität der historischen Wirklichkeit nur selten gerecht wird.[14] Wenn diese Arbeit im Folgenden also Argumente

---

8 *Lendvai*: Die Ungarn, 417.

9 *Schubert*: Was ist ein Ungar? 22.

10 István *Örkény*: Das Lagervolk. Übersetzt von Laszlo Kornitzer. Frankfurt am Main 2010, 102.

11 *Fischer*: Eine kleine Geschichte, 193.

12 *Vági – Csősz – Kádár*: The Holocaust, XXIX/XXX.

13 Ebenda, XXX.

14 Das Verhalten Ungarns dem nationalsozialistischen Deutschland gegenüber war auch über den Friedensvertrag von Trianon vermittelt (vgl. Ignác *Romsics*: Trianon und der Holocaust.

dafür zusammenträgt, dass Ungarn im Hinblick auf den Friedensvertrag von Trianon eben *nicht nur Opfer* und im Hinblick auf den Holocaust *nicht nur Täter* war, dann geht es dabei nicht um eine Umkehrung der üblichen Betrachtungsweise. Es soll auch nicht behauptet werden, das gängige Narrativ entbehre jeder Grundlage. Es handelt sich lediglich um den Versuch, aus metahistorischer Perspektive auf Aspekte hinzuweisen, die sich nicht in dieses Narrativ einfügen lassen. Solch eine wissenschaftlich fundierte Differenzierung scheint wichtig, weil sie Versuche politischer Instrumentalisierung von Geschichte erschwert und somit hilft, einer *Vereindeutigung der Welt*[15] entgegenzutreten, also dem Bestreben, allzu klare Grenzen zu ziehen, wo keine klaren Grenzen gezogen werden können.

2. Ungarn als Opfer von Trianon?

Die Wahrnehmung, Ungarn sei Opfer des Friedensvertrags von Trianon gewesen, lässt sich aus mindestens drei Gründen hinterfragen. Erstens muss die Auflösung des historischen ungarischen Staatsgebietes nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit der verunglückten Nationalitätenpolitik des 19. Jahrhunderts betrachtet werden. Zweitens stellt sich die Frage, ob Trianon überhaupt als *traumatisches Ereignis* betrachtet werden kann oder ob diese Kennzeichnung nicht eine Überfrachtung des Traumabegriffs darstellt. Drittens gilt es, das Verhalten der ungarischen Politik nach Ende des Ersten Weltkriegs in den Blick zu nehmen und zu fragen, inwiefern sich dieses Verhalten negativ auf die Bestimmungen des Friedensvertrags ausgewirkt hat.

Verunglückte Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert markiert den Wechsel vom dynastischen Prinzip zur Idee des Nationalstaates. Diesen Übergang integrierend statt spaltend zu moderieren, gelang weder für das Habsburgerreich im Allgemeinen noch für das Königreich Ungarn im Besonderen: Schlussendlich müssen alle zur »Neure-

Die ungarischen Traumata des 20. Jahrhunderts. In: Osteuropa 62 [2012] 57–72). Die Beziehung zwischen Trianon und Holocaust kann hier nicht ausführlich behandelt werden. Stattdessen beschränkt sich die vorliegende Arbeit darauf, die eindeutigen Zuordnungen von Opferrolle und Täterschaft zu differenzieren.

[15] Thomas *Bauer*: Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Ditzingen 2018.

gelung der Nationalitätenfrage im Königreich Ungarn«[16] unternommenen Versuche als gescheitert betrachtet werden. Zwar gewährte das 1868 verabschiedete ungarische Nationalitätengesetz »scheinbar großzügig das Recht der Minderheiten auf Pflege ihrer Sprache im Schulwesen, im Verkehr mit den Behörden und im religiösen Bereich«.[17] Diese Zugeständnisse wurden aber in den nachfolgenden Jahrzehnten schrittweise zurückgenommen und in der Praxis zunehmend hintertrieben, so dass es zu einer »immer mehr bemerkbaren Entfremdung zwischen der Staatsnation und der [sic] innerhalb dieses Königreichs zusammenlebenden Völkern« kam, »die sich in ihrer nationalen Entwicklung politisch ausgegrenzt und kulturell bedroht sahen«.[18] Die in den Jahrhunderten zuvor wirkmächtige *Hungarus*-Idee, der zufolge unabhängig von ihren sprachlichen oder kulturellen Wurzeln all jene als Ungarn galten, die sich als Bewohner des Königreichs Ungarn verstanden, verlor im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr an Boden gegenüber der Vorstellung, dass der ungarische Staat als ungarischer Nationalstaat gedacht werden müsse: »Bedingt durch die spürbare Intensivierung der Magyarisierungspolitik, den wachsenden Assimilierungsdruck und die zunehmende Intoleranz in nationalen Belangen seit den 1890er Jahren sahen sich die Sprecher der Nationalitäten im Stephansreich gezwungen, sich stärker zusammenzuschließen und sich sowohl beim Monarchen als auch bei ihren jenseits der Grenze lebenden Konnationalen um Unterstützung zu bemühen.«[19]

Diese Beobachtungen laufen auf die These hinaus, dass es die »repressive, ungerechte und daher inhumane Politik«[20] der Magyarisierung gewesen sei,

---

16 Zoltán *Szász*: Die Ziele und Möglichkeiten der ungarischen Regierungen in der Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert. In: Gesellschaft, Politik und Verwaltung in der Habsburgermonarchie 1830–1918. Hgg. Ferenc Glatz, Ralph Melville. Stuttgart 1987, 327–341, hier 340.

17 Matthias *Stickler*: Staatsorganisation und Nationalitätenfrage in der Habsburgermonarchie 1804–1918. In: Europas verlorene und wiedergewonnene Mitte. Das Ende des Alten Reiches und die Entstehung des Nationalitätenproblems im östlichen Mitteleuropa. Hgg. Frank-Lothar Kroll, Hendrik Thoß. Berlin: 2011, 47–76, hier 65–66.

18 Gerhard *Seewann*: Deutsch-ungarische Beziehungen 1918 bis 1944. Verbündete in Niederlage und Revision. In: Ungarn und Deutschland. Eine besondere Beziehung. Hgg. Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Kulturinstitut der Republik Ungarn. Tübingen 2002, 137–150, hier 140.

19 Jörg K. *Hoensch*: Ungarische Nation und nationale Minderheiten im Stephansreich, 1780–1918. In: Studia Slovaca. Studien zur Geschichte der Slowaken und der Slowakei. Festgabe zu seinem 65. Geburtstag. Hgg. Hans Lemberg [u. a.]. München 2000, 27–49, hier 43.

20 Moritz *Csáky*: Die Hungarus-Konzeption. Eine „realpolitische" Alternative zur magyarischen Nationalstaatsidee? In: Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder. Hgg. Anna Maria Drabek [u. a.]. Wien 1982, 71–89, hier 89.

die den inneren Zusammenhalt im Königreich Ungarn erodieren ließ und dazu führte, dass die nicht-ungarischen Völker nach dem Ersten Weltkrieg die Gelegenheit nutzten, aus der bisherigen Staatskonstruktion auszubrechen. Da sich die politische Elite Ungarns im 19. Jahrhundert nicht willens zeigte, »eine föderative Struktur aufzubauen, die der Anwesenheit von vielen Nationalitäten entsprochen hätte«,[21] müssen die im Friedensvertrag von Trianon festgeschriebenen territorialen Beschneidungen zumindest *auch* als Resultat dieser restriktiven Politik und somit als von Ungarn *mit*verschuldet gewertet werden.

Das Trianon-»Trauma«

Die gängige Bezeichnung des Friedensvertrags von Trianon als Trauma unterstreicht die verheerende Wirkung, welche die von den Siegern des Ersten Weltkriegs durchgesetzten Bestimmungen mutmaßlich auf Ungarn und die ungarische Bevölkerung hatten. Die Angemessenheit dieser Bezeichnung lässt sich vor allem deshalb anzweifeln, weil unklar scheint, inwiefern der Friedensvertrag von Trianon in Ungarn tatsächlich als traumatisches Ereignis erlebt wurde.[22] Als traumatisches Ereignis gelten – per definitionem – neben Situationen, in denen das Leben eines Menschen gefährdet ist, auch ernsthafte Verletzungen sowie Bedrohungen für die körperliche Unversehrtheit eines Einzelnen.[23] Es ist nicht ohne weiteres einsichtig, inwiefern der Friedensvertrag von Trianon im Sinne dieser Definition für die Ungarn als Kollektiv ein Trauma dargestellt haben könnte. Anders ausgedrückt: Auch wenn man nicht bestreiten wird, dass die Abtrennung vom ungarischen Staatsgebiet etwa für die in Siebenbürgen ansässige ungarische Bevölkerung nicht nur einen emotional-moralischen, sondern auch einen lebenspraktischen Schock darstellte, scheinen solche Erlebnisse doch auf ganz bestimmte Gruppen beschränkt gewesen zu sein. Dies wiederum würde eine Erweiterung des Traumas auf das Kollektiv der Ungarn ad absurdum führen. Die unkritische Verwendung des psychologisch-medizinischen Trauma-Begriffs kann vor diesem Hintergrund als tendenziöse, eine Opferrolle eher inszenierende als eine sol-

---

21 *Romsics*: Trianon, 57–58.

22 Siehe hierzu Michael *Pickering* – Emily *Keightley*: Trauma, discourse and communicative limits. In: Critical Discourse Studies 6 (2009) 4, 237–249.

23 Siehe hierzu Sabine *Schönfeld* – Anne *Boos* – Julia *Müller*: Posttraumatische Belastungsstörung. In: Klinische Psychologie & Psychotherapie. Hgg. Hans-Ulrich Wittchen, Jürgen Hoyer. Berlin/Heidelberg 2011, 985–1004.

che bloß ausdrückende Sprachregelung gelesen werden.[24] Anders ausgedrückt: Wer vom Trianon-Trauma spricht, sollte genauer angeben können, für wen der Friedensvertrag ein Trauma darstellte – und aus welchen Gründen.

Versuche in dieser Richtung sind unternommen worden – mit aufschlussreichen Einsichten. Die größte Schockwirkung, so wird argumentiert, habe der Friedensvertrag für die politischen Entscheidungsträger des Landes gehabt, während für die Allgemeinbevölkerung eigentlich andere Schicksalsschläge von größerer Bedeutung waren: »The horror of the half million dead and 1.5 million wounded soldiers and 1.800.000 war prisoners, the war neurosis (the so-called ›shell shock‹) affecting hundreds of thousands of front soldiers, and all further social trauma rooted in the unimaginable violence, starvation and the 1918 flu pandemic did not spare any family. From today's perspective, Trianon overshadows the memory of the First World War, although once it had been part of the war's social complexity.«[25]

Angesichts der Verheerungen des Ersten Weltkriegs eignete sich der Friedensvertrag von Trianon als Projektionsfläche, als integrierende Metapher für die erlittenen Erschütterungen – und gleichzeitig als Möglichkeit, die Sprengkraft dieser schmerzlichen Erinnerungen zu deckeln und politisch zu instrumentalisieren. Mit anderen Worten war Ungarn vielleicht weniger Opfer des Friedensvertrags von Trianon, als vielmehr Teil eines Krieges, der unbeschreibliches Leid verursachte und die Ordnung des alten Europa hinwegfegte. Nebenbei sei bemerkt, dass der Friedensvertrag für einen nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung, der bis zum Ende des Krieges als *ungarische* Bevölkerung galt, eher die Erfüllung lang gehegter Hoffnungen als tragisches Schicksal bedeutete – für die Angehörigen all jener Nationalitäten nämlich, denen die Friedensverträge das Recht auf ein eigenes Land zugestanden.[26]

Politische Fehler nach dem Ersten Weltkrieg

Am Ende des Ersten Weltkriegs standen keine fremden militärischen Kräfte auf dem Gebiet des Königreichs Ungarn.[27] Nicht einmal ein Jahr später rückten rumänische Truppen in Budapest ein. Wie konnte es dazu kommen? Aus

---

[24] Éva *Kovács*: Overcoming History through Trauma. The Hungarian Historikerstreit. In: European Review 24 (2016) 4, 523–534, hier 527–528.

[25] Ebenda, 530.

[26] Ebenda, 528.

[27] László *Szarka*: The break-up of historical Hungary. In: Minority Hungarian communities in the twentieth century. Hgg. Nándor Bárdi [u. a.]. New York 2011, 29–42, hier 32.

Angst, dass Teile der Armee unter kommunistischen Einfluss geraten könnten,[28] vor allem aber im »naiven Vertrauen auf die Solidarität der Demokraten und damit auf die Unterstützung seitens der Entente-Mächte entließ« die ungarische Regierung unter Ministerpräsident Mihály Graf Károlyi »die aus dem Feld zurückgerufene Armee«.[29] Die Gelegenheit, schon vor Abschluss der Friedensverhandlungen in Paris Tatsachen zu schaffen und diejenigen Gebiete zu besetzen, die sie gerne ihrem Staatsgebiet angliedern wollten, ließen sich allen voran die Rumänen nicht nehmen. Entgegen der Hoffnungen der ungarischen Regierung schritten die Entente-Mächte nicht zugunsten Ungarns ein. Auch der Versuch der Räterepublik unter Béla Kun, dem Vorrücken der Rumänen militärisch entgegenzutreten, schlug fehl und endete mit der Besetzung Budapests.

Aber nicht nur die militärischen Überlegungen der Károlyi-Regierung steckten voller Fehlannahmen. Auch die unter Federführung der mittlerweile herrschenden konservativen Kräfte agierende Friedensdelegation zeigte auf diplomatischem Parkett kaum ein glücklicheres Händchen. Obwohl bereits absehbar war, dass die territoriale Einheit des historischen Ungarn nicht würde zu halten sein, beharrte sie bei den Friedensverhandlungen in Paris auf eben dieser. Es sei anzunehmen, bilanziert Ignác Romsics, »dass eine Kritik der Friedensbedingungen, die von vornherein und eindeutiger vom Nationalitätenprinzip ausgegangen wäre, im Kreise der Entscheidungsträger eine größere Sympathie ausgelöst hätte als die Forderung nach Volksabstimmung im allgemeinen und besonders die Berufung auf das historische Recht und die geographisch-ökonomische Einheit«.[30] Gleichzeitig jedoch schränkt er ein: »Ob aber diese vermutlich größere Sympathie auch zur Änderung des Friedensvertragsentwurfes gereicht hätte, kann überhaupt nicht für gewiss betrachtet werden.«[31] Für gewiss betrachtet werden kann dagegen, dass die innenpolitischen Umwälzungen und Unsicherheiten in Ungarn nach dem Waffenstillstand nicht dazu beigetragen haben, die ungarische Verhandlungsposition zu stützen – und dass zumindest für einen Teil dieser Umwälzungen und Unsicherheiten Ungarn selbst verantwortlich war.

---

28 *Szarka*: The break-up, 32.

29 *Seewann*: Deutsch-ungarische Beziehungen, 138.

30 Ignác *Romsics*: Der Friedensvertrag von Trianon. Herne 2005, 162.

31 Ebenda, 162.

3. Ungarn als Täter im Zweiten Weltkrieg und im Holocaust?

Auch die Idee, Ungarn sei im Zweiten Weltkrieg und im Holocaust vor allem Täter gewesen, lässt sich aus mindestens drei Gründen hinterfragen. Erstens war das Bündnis mit Deutschland für das kleine und außenpolitisch weitgehend isolierte Ungarn wohl zumindest nicht gänzlich zu vermeiden. Zweitens war die Lebenssituation für den jüdischen Teil der Bevölkerung in Ungarn bis in die 1940er Jahre hinein weitaus besser als in den anderen Ländern im Einflussbereich Deutschlands. Und drittens sollte bei der Bezeichnung *der* Ungarn als Täter nicht vergessen werden, dass die aus Ungarn deportierten Juden allen voran eines waren: ungarische Staatsbürger.

Die Ausweglosigkeit des Bündnisses mit Deutschland

Jedes Land braucht Verbündete – und Ungarn tat sich nach dem Ersten Weltkrieg außerordentlich schwer, solche zu finden. Insbesondere musste die ungarische Regierung die Tatsache beunruhigen, dass sich die umliegenden Nachbarstaaten zur Kleinen Entente zusammenschlossen und damit ein deutliches Zeichen an das nunmehr eingekreiste Ungarn sandten. In dieser Situation – und zwar schon deutlich vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten – schien Deutschland der logische Partner für Ungarn zu sein: »Ungarn und Deutschland waren in den Augen Budapests eine Schicksalsgemeinschaft, welche die Diktate von Versailles und Trianon ablehnte.«[32] Die aggressive Außenpolitik Hitler-Deutschlands ließ Ungarn außerdem darauf hoffen, aus dem Bündnis Profit schlagen und die eigenen Revisionsziele wenigstens teilweise verwirklichen zu können. Im Rückblick erscheint es wie ein Vabanque-Spiel, sich zu diesem Zweck auf eine Allianz mit Deutschland einzulassen: Wie konnte sich Ungarn an die Seite Hitlers stellen, so mag mancher denken, wo doch jedem klar sein musste, was er mit Europa und der Welt vorhatte? Dies freilich ist – zumindest bis zu einem gewissen Grad – die anachronistische Perspektive der Nachgeborenen. Offen scheint nämlich, ab wann für die Zeitgenossen tatsächlich ersichtlich war, welche Pläne Deutschland verfolgte und wie weit es zu deren Verwirklichung zu gehen bereit war. Mindestens bis zum Münchener Abkommen des Jahres 1938 schien man auf europa- und weltpolitischer Ebene darauf zu hoffen, das nationalsozialisti-

[32] Jochen Markus *Zellner*: Eigenständigkeit Ungarns oder Satellit des Dritten Reiches? Zum deutsch-ungarischen Verhältnis 1939–1944. In: Ungarn-Jahrbuch 29 (2008) 201–257, hier 255.

sche Deutschland zähmen und den Frieden erhalten zu können. Gerhard Seewann spricht im Hinblick auf das Verhalten Ungarns deshalb auch von einem »selbstverschuldeten Determinismus«.[33] Es war also die ungarische Regierung, die aus strategischen Überlegungen die Nähe zu Deutschland suchte – und so Automatismen in Gang setzte, aus denen es kaum noch ein Entkommen gab. Dennoch bleibt die Frage, ob Ungarn nicht früher eine Absetzbewegung von Deutschland hätte einleiten können, ja einleiten *müssen*.

Umgang mit der jüdischen Bevölkerung

Auf den Antisemitismus der ungarischen Gesellschaft in der Zwischenkriegszeit wurde bereits weiter oben hingewiesen. Dieser Antisemitismus war jedoch kein Alleinstellungsmerkmal der ungarischen Gesellschaft, sondern bis zu einem gewissen Grad europäischer *common sense* der damaligen Zeit. Überdies war der Antisemitismus der ungarischen Gesellschaft bis in die 1940er Jahre hinein eher religiös und sozial als rassisch-rassistisch motiviert. Diese Feststellung soll das damalige Denken nicht entschuldigen. Dennoch bleibt es wichtig festzuhalten, dass trotz des »heftigen Antisemitismus und der andauernden Suche nach einem Sündenbock im geistigen Leben […] kein gradliniger Weg vom Terror des Jahres 1919 und dem Numerus clausus von 1920 zum Holocaust des Jahres 1944«[34] führte. Im Alltag war die jüdische Bevölkerung spätestens ab Anfang der 1940er Jahre schweren Diskriminierungen ausgesetzt: Juden wurden vom Universitätsstudium ausgeschlossen und von staatlichen Institutionen schikaniert; Zehntausende wurden zum Arbeitsdienst abkommandiert, andere verloren Anstellung und soziales Ansehen.[35] Dennoch »war die Lage der als Juden bezeichneten Personen in Ungarn besser als in den umliegenden Ländern«. Das war auch der Grund dafür, dass »in der Anfangsphase des Krieges etwa 100.000 Juden auf ungarisches Gebiet« flüchteten.[36]

Bis zur Besetzung Ungarns durch Deutschland im März 1944 weigerte sich Ungarn, die einheimischen Juden zu deportieren.[37] Nachdem die Deut-

---

33 *Seewann*: Deutsch-ungarische Beziehungen, 146.

34 *Romsics*: Trianon, 64. Siehe auch Ferenc *Laczó*: Verwirrte Fäden, blinde Flecken. Die ungarischen Juden in der Horthy-Ära. In: Osteuropa 62 (2012) 9, 73–85, hier 75.

35 *Vági – Csősz – Kádár*: The Holocaust, XLVII.

36 *Romsics*: Trianon, 67.

37 Ferenc *Laczó*: Caught Between Historical Responsibility and the New Politics of History. On Patterns of Hungarian Holocaust Remembrance. In: Life Writing and Politics of Memory in Eastern Europe. Hg. Simona Mitroiu. New York 2015, 185–201, hier 186.

schen jedoch mit den Deportationen der Juden begonnen hatten, fanden sie in der ungarischen Verwaltung eifrige Unterstützer und stießen in der Bevölkerung kaum auf Widerstand.[38] »So ist es zwar wichtig zu untersuchen, warum und wie sich Ungarn 1942–1943 der Forderung der Nationalsozialisten widersetzte, die ungarischen Juden auszuliefern. Nicht minder wichtig ist es aber, sich der wesentlich unangenehmeren Frage zu stellen, wie es nach der deutschen Besatzung im März 1944 zu einem so schnellen, drastischen und verhängnisvollen Politikwechsel kommen konnte.«[39]

Die Mehrheit der ungarischen Bevölkerung hatte es nicht auf die Ermordung der ungarischen Juden abgesehen; dieselbe Mehrheit aber zeigte sich nur allzu bereit, die verwaisten Positionen der entlassenen oder deportierten Juden einzunehmen und sich deren Hab und Gut anzueignen.[40] So ist es beispielsweise richtig, dass von den mehr als 500.000 ungarischen Opfern des Holocaust weniger als zehn Prozent von Ungarn ermordet wurden.[41] Richtig ist jedoch auch, dass man im Allgemeinen froh war, dass sich die Deutschen bereitfanden, die Deportation und Ermordung der Juden aus Ungarn zu organisieren, also den »schmutzigen Teil« ihrer Entfernung aus dem Land zu übernehmen.[42] Die Betrachtung der Eigenarten des ungarischen Antisemitismus führt also nicht zu einem Freispruch für die ungarische Gesellschaft, macht aber deutlich, dass sich die Ereignisse nicht ganz so leicht auf einen Nenner bringen lassen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Juden in Ungarn, jüdische Ungarn

Man kann selbstverständlich davon sprechen, dass im Holocaust mehr als eine halbe Million *ungarischer Juden* ermordet wurde. Genauer wäre jedoch eine andere Formulierung: Es handelte sich um ungarische »Staatsbürger, die als Juden galten«.[43] Genauer ist diese Formulierung aus zwei Gründen. Erstens, weil sie hervorhebt, dass die *ungarischen Juden* eigentlich vor allem *jüdische Ungarn* waren – will sagen: dass sie einen festen Bestandteil der ungarischen Gesellschaft bildeten, so dass ihre Ermordung nicht nur als eine

---

38 Attila *Pók*: Scapegoating and Antisemitism after World War I. Hungarian Political Thought and Action. In: CEU Jewish Studies at the Central European University 3 (2002/2003) 125–134, hier 132.

39 *Laczó*: Verwirrte Fäden, 80.

40 *Vági – Csősz – Kádár*: The Holocaust, LVIII.

41 Ebenda.

42 Ebenda.

43 *Romsics*: Trianon, 68.

jüdische, sondern eben auch als eine ungarische, als eine »nationale Tragödie«[44] betrachtet werden sollte. Zweitens ist die Formulierung genauer, weil sie betont, dass die Entscheidung, wer als Jude eingestuft wurde, aufgrund eines arbiträren, rassisch-rassistisch motivierten Systems erfolgte, so dass auch Menschen aufgrund eines Jüdischseins ermordet wurden, das sie sich selbst überhaupt nicht attestiert hätten. Eigentlich, so könnte man an dieser Stelle zusammenfassend sagen, kann Ungarn schon deshalb nicht *ausschließlich als Täter* im Holocaust betrachtet werden, weil eine halbe Million ungarischer Staatsbürger zu dessen Opfern zählen.[45]

4. Die Schuldfrage – oder: Jenseits klarer Linien

Der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte waren im kommunistischen Ungarn enge Grenzen gesetzt: Über die Mitwirkung Ungarns am Holocaust zu sprechen war ebenso verpönt wie jede Form der Geschichtsschreibung, die nationale Fragen in den Mittelpunkt gestellt, also etwa erörtert hätte, ob und inwiefern der Friedensvertrag von Trianon eine Ungerechtigkeit Ungarn gegenüber darstellte.[46] Dies ist mit Sicherheit einer der Gründe, weshalb sich in Ungarn bis heute kein gemeinsamer Modus des Erinnerns im Hinblick auf die Rolle Ungarns im 20. Jahrhunderts etablieren konnte.[47] Vielmehr ist eine tiefgreifende Spaltung der Erinnerungskultur entlang der politischen Lager zu beobachten.[48] Während nationalkonservative Kräfte eher den Opfer-Charakter betonen und damit sowohl Trianon als auch die Besetzung durch die Deutschen sowie die Einordnung in den sowjetischen Machtbereich meinen, stellen linksliberale Kräfte eher die Täterrolle Ungarns im

---

44 *Ebenda, 70.*

45 Gerhard *Seewann* – Éva *Kovács*: Juden und Holocaust in der ungarischen Erinnerungskultur seit 1945. In: Südosteuropa 54 (2006) 1, 24–59, hier 27.

46 Vgl. László *Csősz* – Ádám *Gellért*: Holocaust research and infrastructure in Hungary. In: Dapim. Studies on the Holocaust 31 (2017) 2, 146–154; Ferenc *Laczó*: Antisemitism Contested. The Emergence, Meanings and Uses of a Hungarian Key Concept. In: Südosteuropäische Hefte 2 (2013) 1, 28–35.

47 Gábor *Gyáni*: The memory of Trianon as a political instrument in Hungary today. In: The convolutions of historical politics. Hgg. A. Miller, M. Lipman. Budapest/New York 2012, 91–115, hier 94.

48 Siehe Henriett *Kovács* – Ursula K. *Mindler-Steiner*: Hungary and the Distortion of Holocaust History. The Hungarian Holocaust Memorial Year 2014. In: Politics in Central Europe 11 (2015) 2, 49–72; Éva *Kovács* – Gerhard *Seewann*: Der Kampf um das Gedächtnis. In: Mythen der Nationen: 1945 – Arena der Erinnerungen. I. Hg. Monika Flacke. Mainz 2004, 817–837.

Zweiten Weltkrieg in den Vordergrund. Diese Politisierung der Geschichtsschreibung steht einer differenzierten und ausgewogenen Betrachtung der Vergangenheit entgegen. Vor diesem Hintergrund hat die vorliegende Arbeit versucht, beide Narrative zu unterlaufen und zu zeigen, dass weder die von rechtskonservativen Kräften liebgewonnene Idee, Ungarn sei Opfer des Friedensvertrags von Trianon gewesen, noch die von linksliberalen Kräften hochgehaltene Vorstellung, Ungarn sei im Hinblick auf den Holocaust vornehmlich als Täter zu betrachten, in ihrer Eindeutigkeit haltbar ist.

Sich an dieser Stelle nun auf die Kompromissformel einigen zu wollen, Ungarn sei sowohl im Hinblick auf Trianon als auch im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg als Täter *und* Opfer zu betrachten, mag wie ein vielversprechender Ausweg erscheinen. Vielleicht ist er das auch. Gleichwohl bleibt die Frage, ob das Denken in den beiden Kategorien von Täter und Opfer in der Lage ist, die zu betrachtenden Sachverhalte fein genug aufzulösen – oder ob nicht weitere Differenzierungen die Voraussetzung für eine wirklich tiefschürfende Analyse wären. Ein Vorschlag für ein solches, feiner auflösendes Kategoriensystem findet sich in der Vorlesung „Die Schuldfrage", die Karl Jaspers bereits kurz nach Kriegsende, im Wintersemester 1945/1946, an der Universität Heidelberg hielt. »Ein Volk kann nicht zu einem Individuum gemacht werden«, schreibt Jaspers. »Ein Volk kann nicht heroisch untergehen, nicht Verbrecher sein, nicht sittlich oder unsittlich handeln, sondern immer nur die Einzelnen aus ihm.«[49] Die Frage, ob Ungarn Opfer des Friedensvertrags von Trianon und Täter im Holocaust gewesen sei, würde Jaspers also wahrscheinlich als verfehlt zurückweisen oder zumindest auf weitere Präzisierungen dringen, weil sonst unklar bleiben muss, wer eigentlich gemeint ist, wenn man von *den* Ungarn spricht. Darüber hinaus ist die individuelle Schuld bei Jaspers keine lediglich graduell unterschiedlich ausgeprägte Schuld. Er unterscheidet vielmehr vier qualitativ verschiedene Formen der Schuld. Unter *krimineller Schuld* versteht er objektiv nachweisbare »Handlungen, die gegen eindeutige Gesetze verstoßen«.[50] *Politische Schuld* ist Schuld für Handlungen des Staates, an denen man als Staatsbürger notwendigerweise Anteil hat. Anders ausgedrückt: »Es ist jedes Menschen Mitverantwortung, wie er regiert wird.«[51] *Moralische Schuld* ist Schuld, die man als Einzelner durch seine indi-

[49] Karl *Jaspers*: Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands. München [2]2012, 28.

[50] Ebenda, 19.

[51] Ebenda.

viduellen Handlungen auf sich lädt, »und zwar für alle Handlungen, auch für politische und militärische Handlungen«,[52] die man vollzieht. *Metaphysische Schuld* schließlich bezeichnet die Mitverantwortlichkeit jedes Menschen »für alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit in der Welt, insbesondere für Verbrechen, die in seiner Gegenwart oder mit seinem Wissen geschehen«.[53] Mit Hilfe dieses Instrumentariums, so Jaspers, könne man untersuchen, wen in welchem Sinne Schuld treffe und wer in welchem Sinne als unschuldig zu betrachten sei. In Deutschland hat sich damals kaum jemand für die Feinheiten solcher Unterscheidungen interessiert. Das bedeutet freilich nicht, dass man sich nicht heute – auch in anderen, nicht-deutschen Kontexten – dafür interessieren könnte.

[52] Ebenda.
[53] Ebenda, 20.

Zsolt K. Lengyel, Regensburg

»Nationale – und sogar metaphysische – Rückversicherungen«

Gespräch mit Rainald Becker über historische Diversitäten in den europäischen Einigungsbemühungen

Am 10. Oktober 2019 veranstaltete die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München das Nachwuchsforum „Junge Landesgeschichte“ zum Thema „Bayern im transnationalen Kontext – Forschungsansätze, Quellenbestände, Editionen“. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hielt eines der Impulsreferate unter dem Titel „Bayerns mitteleuropäische Vernetzungen: Problemhorizonte und Überlieferungsstränge“. Im Anschluss daran entspann sich entlang inhaltlicher Aspekte des Nachwuchsforums ein Gespräch mit dem Veranstalter, das im Dezember 2019 für diese Publikation aufgezeichnet wurde.

Prof. Dr. Rainald Becker ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und lehrt am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Eine Auswahl aus seinen jüngeren Werken: *Wege auf den Bischofsthron. Geistliche Karrieren in der Kirchenprovinz Salzburg in Spätmittelalter, Humanismus und Konfessionellem Zeitalter (1448–1648)*. Rom [u. a.] 2006; *Nordamerika aus süddeutscher Perspektive. Die Neue Welt in der gelehrten Kommunikation des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 2012; *Die „Landrathssäle“ von Bayreuth und Augsburg. Parlamentarische Orte der Kreis- und Bezirksebene*. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 81 (2018) 307–343; *Eine Division des Papstes? Bayern und der Dreißigjährige Krieg aus Sicht der Wiener Nuntien (um 1630)*. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 98 (2018) 45–71; *Kirche und Revolution. Amerika in der Salzburger Aufklärung*. In: Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika. Hgg. Jürgen Overhoff, Andreas Oberdorf. Göttingen 2019,

369–388; *Leben und Tapffere Thaten der aller-berühmtesten See-Helden/Leeven en Daden Der Doorluchtighste Zee-Helden. Matthias Kramer als Übersetzer niederländischer Entdeckerliteratur in Nürnberg*. In: Matthias Kramer. Ein barocker Nürnberger Sprachmeister mit gesamteuropäischer Wirkung. Hgg. Mark Häberlein, Helmut Glück. Bamberg 2019, 80–109; *Humanistische und „jesuitische" Intellektuelle. Visuelle Repräsentationen des Bischofs im 16. Jahrhundert*. In: Ideal und Praxis. Bischöfe und Bischofsamt im Heiligen Römischen Reich 1570–1620. Hgg. Peter Walter (†), Wolfgang Weiß, Markus Wriedt. Münster 2020, 17–68. *Der Herausgeber*

Zsolt K. Lengyel: *Der ostmitteleuropäische Raum mit Ungarn und dem Habsburgerreich hatte in der deutschen Ost- und Südosteuropaforschung der 1970–1990er Jahre einen hohen Stellenwert, der aber in Bayern – von Ausnahmen abgesehen – seit rund zwei Jahrzehnten auch in der universitären Lehre abgenommen hat. Wie wird dieser Bedeutungsverlust einer für Bayern doch wichtigen historischen Region aus der aktuellen Perspektive von Forschung und Lehre beurteilt?*

Rainald Becker: Ein genereller Bedeutungsverlust ist meines Erachtens nicht zu konstatieren; die Osteuropaforschung ist an den bayerischen Universitäten zumindest institutionell recht gut verankert. Dennoch kommt der *normale* Geschichtsstudent kaum mit Ostmitteleuropa in Berührung, vor allem nicht in den Lehramtsstudiengängen, die nach wie vor das Rückgrat des Geschichtsstudiums in Deutschland bilden. Es ist sogar ein wachsendes Interessendefizit für den Osten zu erkennen. Damit deutet sich eine groteske Fehlentwicklung an. Sie läuft der erwünschten *Europäisierung* universitärer Geschichtsvermittlung zuwider. Gleichwohl betrifft dieses Defizit nicht nur Bayerns Nachbarn im Donauraum, sondern auch den Westen und Süden von Europa. Frankreich und England, selbst das traditionell eng mit Bayern verbundene Italien sind davon betroffen. Dieser Effekt ist sicherlich eine negative Langzeitfolge der tiefgreifenden Studienreformen seit den 1990er Jahren („Bologna-Prozess"). Sie hat faktisch dazu geführt, dass straff auf vordergründigen Erfolg studiert wird, während man sich den Luxus scheinbar *entlegener* Themen nicht mehr leisten möchte (oder kann) – zumal wenn dabei sprachliche Kompetenzen besonderer Art gefordert sein sollten, wie etwa die Kenntnis des Ungarischen oder der slawischen Sprachen. Außerdem ist die Wirkung des *globalistischen* Paradigmas nicht zu unterschätzen. So erstrebenswert

die interkontinentale Aufweitung der Horizonte ist, scheint sie doch manchmal auf Kosten eines soliden Verständnisses für Nahbeziehungen zu gehen.

Hier wird ein auffälliger Kontrast zur öffentlichen Geschichtskultur (*public history*) deutlich. Bei den bayerischen Landesausstellungen der beiden letzten Jahrzehnte haben beispielsweise ostmitteleuropäische Themen große Resonanz gefunden (Bayern–Ungarn, 2000; Bayern–Böhmen, 2007; Bayern–Österreich 2012).[1] Damit öffnet sich ein Spektrum, das der Landesgeschichte an den Universitäten und in der außeruniversitären Grundlagenforschung vielversprechende Aussichten für die Zukunft bieten sollte – am besten im Rahmen von bilateralen Kooperationen aller Art, also durch Kongresse, Ausstellungen und gezielten Wissenschaftleraustausch.

Gerade im bayerisch-ungarischen Beziehungsfeld zeigt sich eine historische Themenfülle, die noch längst nicht die nötige Aufmerksamkeit gefunden hat. Um nur einige Punkte herauszugreifen: Für das Mittelalter wäre auf die politisch-herrschaftlichen Kontakte zwischen dem Herzogtum Bayern und der Stephanskrone zu verweisen. Personifiziert sind sie im *heiligen Gründerpaar* König Stephan und Herzogin Gisela von Bayern. Ihre Heirat vermittelte Impulse von europäischer Wirkung, nämlich Ungarns Christianisierung und Einbindung in den Okzident. Für den Übergang in die Neuzeit ist an den Humanismus zu denken. Die ungarische Grenzsituation am Rand zum expansiv ausgreifenden Osmanischen Reich elektrisierte die humanistische Intelligenz in Bayern, Österreich und Italien. Sie erblickte in Ungarn eine Bastion lateinisch geprägter Kultur (*antemurale Christianitatis*). Nicht zuletzt spielten Migrationen für das bayerisch-ungarische Verhältnis eine herausragende Rolle: Die Repeuplierungspolitik Maria Theresias und Kaiser Josephs II. nach der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft brachte zahlreiche Süddeutsche ins Land. Im 19. Jahrhundert versprach der starke ökonomische Aufschwung des Königreichs, insbesondere nach dem ungarisch-österreichischen Ausgleich von 1867, ungeahnte Entfaltungschancen für Industrielle und Agrarier. Aus bayerischer Perspektive mochte Ungarn ein Land der un-

[1] *Bayern – Ungarn. Tausend Jahre / Bajorország és Magyarország 1000 éve. Katalog zur bayerischen Landesausstellung 2001*. Oberhausmuseum, Passau, 8. Mai bis 28. Mai 2001. Hgg. Wolfgang Jahn [u. a.]. Augsburg 2001; *Bayern – Böhmen / Bavorsko – Čechy. 1500 Jahre Nachbarschaft / 1500 let sousedství. Katalog zur bayerischen Landesausstellung 2007*. Zwiesel, 25. Mai bis 14. Oktober 2007. Hgg. Rainhard Riepertinger [u. a.]. Augsburg 2007; *Verbündet, verfeindet, verschwägert. Bayern und Österreich. Bayerisch-Oberösterreichische Landesausstellung 2012*. Burghausen, Braunau, Mattighofen, 27. April bis 4. November 2012. I–II. Hgg. Wolfgang Jahn, Evamaria Brockhoff. Augsburg 2012.

beschränkten Möglichkeiten, gleichsam ein *Amerika im Osten* sein. Dem Sog konnten sich selbst die Wittelsbacher nicht entziehen. Die bayerische Königsdynastie war in Ungarn nicht nur in Gestalt von Kaiserin Elisabeth, der berühmten Sisi, präsent, sondern auch als Landbesitzer, etwa in Sárvár, wohin sich Ludwig III., der letzte bayerische König, nach seiner Abdankung im November 1918 auf sein Landgut zurückzog. Dieses bayerische Exil in Ungarn fand dann seine Spiegelung im Exil der Ungarn in Bayern nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem aber nach dem von der Sowjetunion gewaltsam beendeten Volksaufstand von 1956. Die ungarische *Community* in München gehörte (und gehört noch) zu den bedeutendsten Anlaufstellen der magyarischen Diaspora in Europa.

Zs. K. L.: *Die geschichtswissenschaftlichen Betrachtungen über die Nation haben sich in Ungarn und in Deutschland in jüngerer Zeit voneinander entfernt: in Ungarn besteht neben der an der Theorie von den »imagined communities« (Benedict Anderson) ausgerichteten Forschungsrichtung eine breite Strömung der Nationalgeschichtsschreibung, während in Deutschland die Historiografie den nationalen Aspekt immer stärker in den Hintergrund drängt, bisweilen weganalysiert. Wie positioniert sich in diesem Streit der Konzeptionen die bayerische Landesgeschichtsschreibung?*

R. B.: Für die bayerische Position ist von jeher eine gewisse Ambivalenz charakteristisch. Die landesgeschichtliche Forschung nahm immer die territoriale beziehungsweise staatliche Eigenständigkeit Bayerns besonders in Blick; sie brachte diese mit dem vielschichtigen Gefüge der deutschen Kultur- und Staatsnation in Verbindung. Insofern betrieb man eine Art von Nationalgeschichtsschreibung, freilich bezogen auf die eigenständige bayerische Staatlichkeit. Beispiele für diese Programmatik sind leicht aufzubieten: Sie lassen sich bereits im Humanismus, etwa bei Johannes Aventinus (1477–1534),[2] feststellen. Das 1806 zu völkerrechtlicher Souveränität aufgestiegene Königreich versuchte am modernen Nationalbegriff französischer Prägung zu partizipieren, ohne indes gegenüber den anderen deutschen Staaten wie Preußen und Österreich eine spezifische ethnische Qualität postulieren zu können. Zudem stand das Königreich vor der Aufgabe, die neubayerischen Gebiete mit ihren andersartigen historischen, rechtlichen, ökonomischen und konfessionellen Verhältnissen zu integrieren. Der bayerische Nationalbegriff hob

[2] Alois *Schmid*: Johannes Aventinus (1477–1534). Werdegang – Werke – Wirkung. Eine Biographie. Regensburg 2019.

hier ebenfalls auf eine kulturstaatlich begründete Geschichtspolitik ab. In den großen Monumentalbauten König Ludwigs I. (1786–1868) wird dies sichtbar. Man denke nur an die Walhalla bei Regensburg.[3] Hier zeigen sich tatsächlich Momente einer *imagined community* – freilich in ganz spezifischer Tönung des deutschen Nationalbegriffs: Der Name *Walhalla* bezieht sich auf die nordische Mythologie. Die Skulpturensammlung im Inneren des Tempelbaus ehrt Persönlichkeiten *teutscher Zunge*. Die architektonische Gestaltung im Stil des Klassizismus knüpft wiederum an das Erbe der griechischen Antike an.

Im 20. Jahrhundert entfaltete sich der Dualismus zwischen bayerischer und gesamtdeutscher Geschichtsidentität ebenfalls vor dem Hintergrund der staatsrechtlichen Entwicklungen. Die forschungsorganisatorische Etablierung der Landesgeschichte, etwa in Gestalt der Kommission für bayerische Landesgeschichte (1927), war auch als Antwort auf die starken unitarischen Tendenzen der Weimarer Reichsverfassung gedacht. 1947 stand die Einrichtung des Instituts für bayerische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München durchaus unter kulturpolitischen Vorzeichen. Dessen Gründung wollte sich als Appell an die föderalstaatlichen Traditionen der deutschen Geschichte verstanden wissen. Und die derzeitige Landesverfassung (von 1946) zitiert Bayerns »mehr als tausendjährige Geschichte«, auf deren Grundlage sich das »Bayerische Volk« eine »demokratische Verfassung« gegeben habe.

Wie sieht die aktuelle Situation aus? Einerseits ist eine Auffächerung des scheinbar konsistenten Staatsbegriffs zu beobachten. Landesgeschichte wird zunehmend in lokalen und regionalen Bezügen über die Staatsgrenzen hinausgedacht, wobei ältere Zusammenhänge vor dem *nation building* des 19. Jahrhunderts stärker und umfassender als bisher beleuchtet werden können. Damit ist sicherlich ein hoher inhaltlicher Mehrwert verbunden. Andererseits findet gerade der staatstheoretisch aufgeladene Duktus seine Fortsetzung in der europäischen Kontextualisierung der Phänomene. Die Einbindung Bayerns in das europäische Mächtekonzert der Frühen Neuzeit oder – um ein Beispiel aus der Zeitgeschichte zu wählen – die Rückwirkung des europäischen Einigungsprozesses auf den modernen Freistaat Bayern oder auch dessen Partizipation an solchen Vorgängen sind Themen, die den aktuellen Forschungsdiskurs beschäftigen. Das Denken und Arbeiten in festen Raum-

[3] Reinhold *Baumstark*: Walhalla. Der Tempel für die deutsche Kulturnation. In: Schauplätze der Geschichte in Bayern. Hgg. Alois Schmid, Katharina Weigand. München 2003, 309–329, 490.

kategorien hat also weiterhin Bestand, gewinnt unter europageschichtlichem Vorzeichen sogar neue Kontur. Im Letzten ist es die Struktur des oft aus *staatlicher* Provenienz sprudelnden Quellenmaterials: Sie lässt dem Historiker gar keine andere Wahl; dekonstruktivistische Entgrenzungen des Raums sind schon aus diesen methodischen Gründen kaum möglich.

Zs. K. L.: *Der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands hat auf seiner Mitgliederversammlung vom 27. September 2018 eine Resolution zu »gegenwärtigen Gefährdungen der Demokratie« verabschiedet. Damit unternimmt er mindestens zwei ungewöhnliche Schritte: Er wagt sich auf ein Feld vor, das nicht zu den angestammten Arbeitsgebieten der Geschichtswissenschaft gehört. Und er nimmt für sich in Anspruch, zu bestimmen, welches politische System gut, und welches schlecht sei. Auf solchen und ähnlichen Manifestationen dürfte das jenseits der Leitha leider verbreitete Bild von der moralischen Überheblichkeit* der Deutschen *beruhen. Was sollte darauf entgegnet werden?*
R. B.: Die genannte Resolution ist in Deutschland auf Kritik gestoßen. Die Einwände waren methodologischer Art, betrafen also das Selbstverständnis der Geschichtsforschung, für die gerade kühle Distanz zum historischen (auch zeitgeschichtlichen) Gegenstand, methodischer Zweifel an der *Richtigkeit* der eigenen Position sowie professionelle Zurückhaltung im Werturteil kennzeichnend sein sollte. Zwar kann sich wissenschaftliches Arbeiten nicht der Standortgebundenheit entziehen. Es ist perspektivisch angelegt; der Historiker steht im Bann seiner lebensweltlichen und zeitgeschichtlichen Erfahrungen. Im Sinn des ciceronianischen Worts von der *Historia* als *magistra vitae* möchte auch moderne Forschung Erkenntnisse aus der Vergangenheit zur Bewältigung der Gegenwart heranziehen. Dennoch bleiben erkenntnistheoretische Schranken, etwa die Erfahrung der Alterität, dass Vergangenes etwas uns Fremd Gewordenes ist, oder auch die Warnung vor teleologischen Geschichtsbildern, nämlich die Einsicht, dass Geschichte nicht gesetzmäßig abläuft, um dann folgerichtig in gute oder schlechte Ergebnisse einzumünden. So lässt sich die Reaktion auf die erwähnte Resolution zusammenfassen.

Insgesamt gesehen, kann es im historischen Metier nur ratsam sein, (vor-) schnelles Werturteil durch nachhaltigen Dialog zu ersetzen, und zwar *sine ira et studio*: Es sollte unsere tägliche Aufgabe sein, mit den *Anderen* in das Gespräch zu kommen, den Austausch zu vertiefen und Verständnis dafür zu gewinnen, warum die Dinge in Osteuropa anders als in (Teilen) der deutsch(sprachig)en Öffentlichkeit gesehen werden. Jede Überlegung wird

dabei die Traumata des 20. Jahrhunderts in Rechnung stellen müssen: die jahrzehntelangen Repressionen der kommunistischen Ära und natürlich die Erinnerungen an die nationalsozialistische Gewaltherrschaft vor dem und im Zweiten Weltkrieg. Außerdem darf die originäre Leistung der Polen, Ungarn, Tschechen und Slowaken bei der Wiedereinführung der Demokratie im Osten Europas nicht übersehen werden: Vor 30 Jahren, am 11. September 1989, öffnete die ungarische Regierung die Grenze für DDR-Angehörige in Richtung Westen und brachte damit den Eisernen Vorhang zu Fall.

Zs. K. L.: *Die Kriegsverlierer Deutschland und Ungarn haben nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihrem Nationalbewusstsein gemeinsame Erfahrungen gesammelt: beide mussten es unterdrücken. Diese Parallelentwicklung dauerte allerdings nur bis zur Neuordnung Europas während der politischen Umbrüche um 1989/1990. Die vor drei Jahrzehnten wiedererlangte nationalstaatliche Unabhängigkeit nutzt Ungarn dazu, den im anationalen und atheistischen Kommunismus verpönten, streckenweise unterbundenen oder sogar verfolgten Patriotismus, also das ethnisch-kulturelle Staatsverständnis wieder zuzulassen oder sogar zu fördern. In Deutschland hingegen hat der ähnliche Vorgang, die Erlangung der vollen Souveränität, den aus der Staatsräson der alten Bundesrepublik Deutschland abgeleiteten Verfassungspatriotismus nur konserviert, vielleicht sogar im Zugeständnis an Europa geschwächt. Wie ist es zu erklären, dass die deutsche »Einheit in Freiheit« (Wolfgang Schäuble), also die gleichzeitige Umsetzung des politischen und des nationalen Selbstbestimmungsrechts, keine hinreichende Grundlage ist für eine gesunde und notfalls kritische Identifizierung mit der deutschen Nation?*

R. B.: Über das Leiden der Deutschen an ihrer Nation ist viel räsoniert und geschrieben worden. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Sie lassen sich in zwei Punkten zusammenfassen: Da ist zum einen die tiefsitzende Verlusterfahrung nach den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts zu nennen. Zum anderen leitet sich das Misstrauen gegenüber dem Nationalen aus den Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Diktatur ab. Ihre totalitären, in Eroberungskrieg und Holocaust gipfelnden Exzesse haben selbst zurückhaltende Formen des Patriotismus diskreditiert. Der Verfassungspatriotismus, also die positive Identifikation mit dem stark universalistisch, zugleich naturrechtlich gefärbten Grundgesetz, sollte nach 1949 einen gewissen Ersatz schaffen – zum einen als Versicherung, dass die Deutschen die historische Verantwortung für die in ihrem Namen begangenen Verbrechen des Nationalsozialis-

mus dauerhaft übernehmen würden, zum anderen aber auch als demokratischen Gegenentwurf zum totalitären Gesellschaftssystem der kommunistischen DDR. Wenn man nun die Dinge in den Zusammenhang mit dem europäischen Einigungsprozess der Gegenwart bringt, dann könnte man die These vertreten, dass sich der deutsche Verfassungspatriotismus mittlerweile relativ flexibel zu einem paneuropäischen Wertekanon gewandelt hat. Aus tiefer historischer Krise heraus sind die Deutschen Europäer geworden, wenn nicht überhaupt Weltbürger – wobei immer zu bedenken ist, dass es daneben auch immer andere Quellen des europapolitischen Denkens in Deutschland gegeben hat, so etwa im politischen Katholizismus des Kaiserreichs von 1871 oder auch während der Zeit der Weimarer Republik.

Das ist jedoch nur eine Seite. Denn andererseits kennt die Verfassungstheorie der Bundesrepublik nationale – und sogar metaphysische – Rückversicherungen. Die hier nach Wolfgang Schäuble zitierte Formel von der »Einheit in Freiheit« bezieht sich auf einen bis 1990 gültigen Satz in der Präambel des Grundgesetzes – das Wiedervereinigungsgebot –, wonach das »gesamte Deutsche Volk […] in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden« habe. Die 1990 revidierte, aktuell gültige Fassung der Präambel konstatiert die mit der Wiedervereinigung eingetretene »Einheit und Freiheit Deutschlands«. Nach wie vor ist das »Deutsche Volk« Verfassungsträger; die Präambel geht von einem nationalen Souverän aus, der sich in der »Verantwortung vor Gott und den Menschen«, dabei »kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz gegeben« habe. Die nationale Souveränität, gestützt auf die föderale Vielfalt der »Länder« (darunter Bayern) ist überhaupt die Voraussetzung dafür, dass Deutschland – wie es die Präambel formuliert – »als gleichberechtigtes Glied« am »vereinten Europa« teilnehmen kann.

Normativ betrachtet, ist die nationale Komponente der deutschen Verfassungswirklichkeit gar nicht so weit von der Realität der europäischen Nachbarn entfernt. Ist der Unterschied zu Italien, Frankreich, Polen oder Ungarn tatsächlich so stark ausgeprägt? Es mag sein, dass das Bewusstsein für diese nationale Komponente in den letzten beiden Jahrzehnten geschwunden ist. Daher wäre entschieden für eine breite Neuaneignung des Grundgesetzes durch die deutsche Öffentlichkeit zu plädieren, schon allein deshalb, um im Geist der Brüderlichkeit die europäischen Nachbarn in ihrem Patriotismus besser verstehen und akzeptieren zu können.

Zs. K. L.: *Der heutige deutsche Verfassungspatriotismus neigt dazu, sich als allein mögliches Nationskonzept demokratischen Zuschnitts zu begreifen und Nationsentwürfen, die sich auch ethnisch-kulturell zu begründen wünschen, die Demokratiefähigkeit in Abrede zu stellen. In der europapolitischen Diskussion entspricht er der Vision von den Vereinigten Staaten von Europa, während das ungarische Gegenkonzept ein Europa der Nationen (und nicht der Nationalstaaten) wünscht. Kann die Geschichtsschreibung über Mitteleuropa und Ostmitteleuropa zu dieser Diskussion substantiell beitragen?*

R. B.: Zur Diskussion über die *Vereinigten Staaten von Europa* gibt es sogar einen Beitrag aus Bayern: Am 23. September 1948 fasste der bayerische Landtag einen Beschluss, der die Einberufung einer europäischen Parlamentsversammlung forderte. Deren Aufgabe sollte darin bestehen, *Vereinigte Staaten von Europa* auf der Grundlage einer gemeinsamen Verfassung zu gründen. Das Problem solcher (gut gemeinter) Analogien bleibt immer ihre Neigung zum Anachronismus. Die Entstehung der Vereinigten Staaten von Amerika vor bald 250 Jahren stand doch unter ganz anderen Voraussetzungen als der europäische Einigungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 – übrigens ein Vorgang, der ohne das militärische Beistands- und Sicherheitsversprechen der USA für (West-)Europa kaum je hätte ins Werk gesetzt werden können. Außerdem ist zu bedenken, dass die USA eben kein staatenbündisches System sind, sondern paradigmatisch den modernen Nationalstaat des 19. und 20. Jahrhunderts verkörpern – mit allen machtpolitischen Attributen, einschließlich einer im Notfall global ausgreifenden Verteidigungsdoktrin. Sicherlich kennt die Verfassung der USA zahlreiche bundesstaatliche Elemente, die im Regionalen ein gerade für europäische Augen überraschendes Ausmaß an Pluralität zulassen. Massiv tritt aber auch die starke Zentralgewalt hervor; sie konzentriert viele Aufgaben auf Washington.

Mir scheint das historische Erbe Europas vor allem in der jahrhundertelang gewachsenen Vielfalt territorial konstituierter Identitäten zu liegen. Diese zeigen sich in einer Fülle von sprachlichen, kulturellen, rechtlichen, ökonomischen, nicht zuletzt konfessionellen Eigenheiten. Jede europäische Einigungsinitiative sollte versuchen, von diesen Erfahrungen zu profitieren. Die Geschichte des mittel- und ostmitteleuropäischen Raums kann dafür reiches Anschauungsmaterial liefern. Man darf hier an die föderalstaatlichen

Traditionen erinnern.[4] Das Heilige Römische Reich deutscher Nation, aber auch der Deutsche Bund des 19. Jahrhunderts zeigen sich als aussagekräftige Beispiele, ebenso die Habsburgermonarchie, die unter dem Dach ihrer (dynastisch grundierten) *Gesamtstaatsidee* sprachkulturelle, religiöse und ethnische Diversität ermöglichte. Wie bereits gesagt, ist die bayerische Perspektive durch ein nachhaltiges Verständnis für föderale Autonomien sensibilisiert und sollte an entsprechenden Initiativen im Sinn einer allgemeinen Machtbalance interessiert sein.

Denn es ist eine entscheidende Frage, inwieweit der politische und kulturelle Ausgleich zwischen zentralen Organen und Entscheidungsträgern vor Ort in der gegenwärtigen Europäischen Union gelingen kann. Sicherlich wird die europäische Integration voranschreiten. In einer einseitig zentralistischen Ausgestaltung der Verhältnisse dürfte indes viel Sprengkraft liegen – mit der Gefahr, dass konfliktträchtige Fehlentwicklungen, wie sie im nationalstaatlichen Integrationsmodell des 19. Jahrhunderts auftraten, sozusagen in ihrer europäisierten Form wiederkehren könnten. Für ausgleichende Balance im politischen Spannungsfeld könnte hingegen ein *Europa der historischen Diversitäten* sorgen. In ihm sollten eben auch einzelne Staaten und Nationen sowie die Regionen zu eigenem Recht fortbestehen können – ganz im Sinn des gleichfalls den europäischen Gedanken flankierenden Subsidiaritätsprinzips.

Regensburg / München, Dezember 2019.

[4] *Föderalismus in Deutschland. Zu seiner wechselvollen Geschichte vom ostfränkischen Königtum bis zur Bundesrepublik*. Hg. Dietmar Willoweit. Wien [u. a.] 2019.

BESPRECHUNGEN

A History of the Hungarian Constitution. Law, Government and Political Culture in Central Europe. Edited by Hörcher, Ferenc – Lorman, Thomas. London: I. B. Tauris 2018. 366 S. ISBN 978-1-78831-263-9.

Seit dem Erlass des neuen ungarischen Grundgesetzes 2011 hat die Befassung mit dem ungarischen Verfassungsrecht in Vergangenheit und Gegenwart Konjunktur. Der vorliegende Sammelband ist der politischen Verfassungsgeschichte des Landes gewidmet; er legt den Schwerpunkt auf das 19. und das frühe 20. Jahrhundert. Da das aktuelle Grundgesetz in seinem Art. R) Abs. 3 die »Errungenschaften unserer historischen Verfassung« zu einer Auslegungsmaxime macht, ist der Blick in die Vergangenheit des ungarischen Verfassungslebens nicht nur geschichtswissenschaftliche *l'art pour l'art,* sondern hat zumindest potenziell auch Bedeutung für die Anwendung des heutigen Grundgesetzes. Daher überrascht es nicht, dass eine große Zahl verfassungsgeschichtlicher Arbeiten aus rechtswissenschaftlicher Feder stammt.

Der zu besprechend Band hebt sich davon ab: Seine Herausgeber sind ein Philosoph (Ferenc *Hörcher*) und ein Historiker (Thomas *Lorman*). Auch die Autoren der Einzelbeiträge – Autorinnen hat dieser Sammelband nicht – sind vorwiegend Historiker (András *Cieger*, Martyn *Rady*, István *Szabó*, István *Szijártó*); neben einem Osteuropa-Regionalwissenschaftler (Philip *Barker*) und einem Politologen (Kálmán *Pócza*) kommt allerdings auch ein Jurist (Balázs *Fekete*) zu Wort. Ein Teil der Autoren sind Ungarn, der andere Teil kommt aus Großbritannien – eine absichtliche Wahl, da Großbritannien jahrhundertelange Erfahrungen mit ungeschriebenem gewohnheitsrechtlichem Verfassungsrecht und somit seinen eigenen Blick auf dieses Phänomen hat.

Den bereits erwähnten Zusammenhang zwischen der historischen Verfassungsentwicklung und dem heutigen Grundgesetz elaborieren die Herausgeber in einer Einführung, die das erste Kapitel des Buches bildet. Es folgen acht Kapitel, die einzelnen Verfassungsepochen gewidmet sind, so dem späten Mittelalter und der frühen Moderne (*Rady*), der Entstehung einer Verfassungsdebatte im 18. Jahrhundert (*Szijártó*), dem Parlament von 1790/1791 (Barker), den Ideen von Lajos Kossuth und den Aprilgesetzen von 1848 (*Hörcher*), den liberalen Kodifikationsversuchen nach dem Ausgleich von 1867 (*Cieger*), der Verfassungspraxis zwischen 1867 und 1919 (*Lorman*), der Wiederherstellung der *Verfassungskontinuität* 1920 (*Szabó*) und dem erneuten Versuch 1946, Kontinuität und Neubeginn

miteinander zu verbinden (*Fekete*). Das letzte Kapitel enthält auch einen Ausblick auf die sozialistische Verfassung von 1949. Nach diesen beschreibenden und analysierenden Teilen stellen zwei abschließende Kapitel die Frage, ob oder ob nicht eine mehrhundertjährige Verfassungsentwicklung so gefasst werden kann, dass ihre »Errungenschaften« für das heutige Verfassungsrecht normativ oder interpretativ fruchtbar gemacht werden können und ob oder nicht dies überhaupt wünschenswert ist (*Pócza*, *Hörcher*).

In seinem Kapitel über die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Entwicklung der ungarischen Verfassung – unter dem Vorbehalt, dass *Verfassung* (*alkotmány*) für jene Zeit ein Anachronismus ist – geht *Rady* auf den Charakter der Rechtsordnung als einem Sammelsurium unterschiedlicher und teilweise sich widersprechender Rechtsgewohnheiten, Rechtsansichten, Texten und Entscheidungen sowie auf einige zentrale Verfassungsinstitutionen wie Krone und Thronfolge, das ständische Parlament und das Verhältnis zwischen Krone und Hochadel, einschließlich des auch in Ungarn diskutierten Widerstandsrechts ein. Ein weiterer Kern des »Verfassungslebens« seiner Zeit, die Komitate und ihre innere Verfassung, lässt *Rady* fast vollständig außen vor. Eindrucksvoll schildert er, wie die Privatkodifikation von István Werbőczy mit ihrem römisch-rechtlichen Aufbau verhinderte, dass die in den anderen europäischen Staaten des lateinischen Rechtskreises stattfindende Rezeption des römischen Rechts ihre ordnende Wirkung auf das lokale Gewohnheitsrecht in Ungarn entfalten konnte, was ein Grund dafür ist, dass das ungarische Recht bis ins 19. Jahrhundert auf spätmittelalterlichem Niveau stagnierte. Ebenso verhinderte Werbőczys Werk die Herausbildung eines separaten öffentlichen Rechts, obwohl die für Ungarn spezifische Lehre von der Heiligen Krone Kristallisationspunkt eines solchen ungarischen öffentlichen Rechts hätte sein können. Mit dieser kritischen Würdigung von Werbőczys „Tripartitum" rezipiert *Rady* den internationalen Forschungsstand und hebt sich wohltuend von der aktuellen Praxis der ungarischen Rechtsgeschichtswissenschaft ab, die sich vor allem um eine Ikonisierung Werbőczys und des „Tripartitum" bemüht. *Rady* kommt zum Schluss, dass die *historische Verfassung* eine Erfindung des späten 18. Jahrhunderts ist, während es bis dahin kaum Recht, sondern nur faktische Politik in Form eines ständigen Aushandelns von Machtpositionen zwischen der Krone einerseits und den Ständen andererseits, den beiden Trägern der bipolar organisierten öffentlichen Gewalt in Ungarn, gegeben hatte.

Wie dieses rückwirkende Konstrukt der *historischen Verfassung* in der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts zustande kam und Teil der politischen Debatten im Lande wurde, analysiert das folgende Kapitel von *Szijártó*. Als Folge des genannten ständigen Aushandelns zwischen Krone und Ständen entstand in Ungarn ein Dauerkonflikt zwischen der Zentrale in Wien und dem Adel – zunächst dem

Hochadel – im Land, der aber im Laufe des 18. Jahrhunderts seine zentrale politische Stellung immer mehr an den mittleren Landadel abgeben musste. Nicht zuletzt unter dem Eindruck des Werks von Montesquieu wichen auf ungarischer Seite im späten 18. Jahrhundert die Berufung auf die alten Rechte und Gewohnheiten immer mehr der Argumentation mit der »(ur)alten Verfassung« (*ősi alkotmány*) und die Verwendung des Wortes »Königreich« und »Land« (*ország*) immer mehr dem Begriff »Nation« (*nemzet*), wobei im politischen Konflikt sowohl die »alte Verfassung« als auch die »Nation« letztlich ein Sammelbegriff für überkommene Privilegien des Adels wie etwa die Steuerfreiheit waren, die dieser gegen die einsetzende Modernisierung – einerseits durch die Forcierung des österreichischen aufgeklärten Absolutismus, andererseits durch sozialen und ökonomischen Wandel – zu verteidigen suchte.

Diese Entwicklung eskalierte zunächst im Parlament von 1790/1791, welches das Kapitel von *Barker* näher behandelt. Eine Mischung aus ideengeschichtlichen und politischen Faktoren ergab in diesem Parlament den Durchbruch der Denkfigur der (ur)alten Verfassung, was dazu führte, dass das Parlament die Grundlagen für die politischen Debatten des 19. Jahrhunderts legte. Der Verfasser zeigt zugleich auf, dass die Vorstellung von einer »(ur)alten Verfassung« und ihrem angeblichen Inhalt nicht auf einer wissenschaftlichen und politisch neutralen Würdigung historischer Vorgänge und Fakten, sondern vor allem auf tagespolitischen Projektionen aktueller Fragestellungen in eine imaginierte Vergangenheit beruhte – was sich bis heute im Umgang mit der *historischen Verfassung* nicht geändert hat. Diese (ur)alte Verfassung war keine historische Realität, sondern ein Mythos, das heißt, eine Legitimitätsressource in den politischen Auseinandersetzungen des ungarischen Adels und der ungarischen katholischen Kirche mit dem Wiener Hof zur Verteidigung überkommener feudaler und konfessioneller Privilegien, aber auch – und auch das machte das Parlament von 1790/1791 aus – zum Erlass einzelner Reformgesetze.

Wie sich die Diskussionsimpulse des Parlaments von 1790/1791 in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortsetzten, schildert das Folgekapitel von *Hörcher*. Indem er eine »Zeitlupengeschichte« der zentralen Tage im März und April 1848 zeichnet, seziert er die Vorgänge, die zum Erlass der *Aprilgesetze* von 1848 geführt haben. Die zentrale Frage des Beitrags ist, ob diese Gesetze eine organische Fortentwicklung der alten Verfassung waren oder vielmehr mit dieser brachen. Zunächst referiert *Hörcher* den Diskussionsstand der ungarischen Historiografie, bevor er selbst Stellung bezieht: Ihm zufolge ruhten die Aprilgesetze formal vollkommen in der alten Verfassung, inhaltlich hingegen waren sie neu, auch wenn man sie nicht als revolutionär bezeichnen kann, weil sie zwar das Institutionendesign des Landes umgestalteten, an der politischen Vorherrschaft des Adels je-

doch nichts änderten (und auch nichts ändern wollten: Die Schaffung eines bürgerlichen politischen und sozialen Systems wie im zeitgenössischen England war nie die Absicht der ungarischen »Revolutionäre«) und auch die Zugehörigkeit Ungarns zum Haus Habsburg und deren Reich nicht in Frage stellten. Diese Bewertung begründet *Hörcher* unter anderem durch einen Rückgriff auf zeitgenössische ungarische Stellungnahmen in dieser Frage, nicht zuletzt auf Kossuth selbst, der die von ihm inspirierten und durch das Parlament gebrachten Aprilgesetze nicht als »revolutionär« empfand.

Der auf den österreichisch-ungarischen Ausgleich folgenden Epoche (1867–1918) sind gleich zwei Kapitel gewidmet, was durchaus gerechtfertigt ist, ist sie doch neben 1946 der Hauptanknüpfungspunkt der Anspielung des heutigen Grundgesetzes auf »unsere historische Verfassung«. *Cieger* befasst sich mit dem Kampf der Liberalen, die demokratischen Ideale von 1848 zu verteidigen und zu verwirklichen, und schildert eindrucksvoll das erosionsbedingte Scheitern dieser Bestrebungen im täglichen Klein-Klein der Regierungsarbeit. Nicht nur gelang es nicht, eine geschriebene Verfassung zu erarbeiten, weil der Adel sich weigerte, auf seine unzeitgemäß gewordenen Privilegien zu verzichten – und das hätte er müssen, denn in einer geschriebenen Verfassung hätten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in einem sehr viel stärkeren Maße staatsbürgerliche Gleichheit sowie auch bürgerliche Freiheit verankert werden müssen, als die herrschende Schicht Ungarns zuzugestehen bereit war. Das Festhalten an ungeschriebenen Zuständen ermöglichte mithin die Konservierung von Zuständen, die in geschriebener Form als inakzeptabel gegolten hätten. Das zeigt sich auch in der einfachen Gesetzgebung, wie *Cieger* am Beispiel des Strafrechts und des Polizeigesetzes zeigt: Stand in der politischen Debatte von 1848 noch die individuelle Freiheit im Mittelpunkt, so ging es in der Gesetzgebung nach 1867 nur noch am Rande um liberale Freiheitsideale, vor allem aber um die Schaffung rechtlich unkontrollierter Freiräume für den Staat. Gerechtfertigt ist mithin *Ciegers* Analyse, dass das Ungarn nach dem Ausgleich – das sich in seiner regierungsamtlichen Rhetorik durchaus als liberal verstand –, immer weiter hinter der Entwicklung in den übrigen west- und mitteleuropäischen Staaten und sogar hinter Österreich zurückfiel. In dem folgenden Kapitel bestätigt *Lormann* diese Analyse: Nach zeitgenössischer Auffassung (1867–1918) war das Hauptcharakteristikum sowohl der »uralten Verfassung« als auch des Ausgleichs von 1867 – zwischen denen *Lormann* nicht immer hinreichend differenziert – ihre *Flexibilität*: Der Inhalt der historischen Verfassung war, da sie nicht in einem Verfassungsdokument niedergelegt war, völlig unklar, so dass selbst ihre glühendsten Befürworter wie die Grafen Albert Apponyi und Gyula Andrássy nicht in der Lage waren, zu sagen, was die Verfassung eigentlich beinhaltet – und die Formulierungen des

Ausgleichs ließen auch viel Raum für entgegengesetzte Interpretationen. Nach 1867 war die »uralte Verfassung« mehr noch als zuvor eher Mythos und politrhetorischer Topos (»exalted rhetoric«, S. 150) als juristisches Regelwerk. Außerdem zeigt *Lormann* unter anderem am Beispiel des Nationalitätengesetzes von 1868 auf, dass keine ungarische Regierung nach 1867 zögerte, Grundsätze der so hoch gepriesenen Verfassung oder konkrete gesetzliche Bestimmungen beiseite zu lassen oder auch offen zu verletzen, wenn Verfassung oder Gesetz ihren tagespolitischen Absichten entgegenstanden.

Mit dem Gesetzesartikel 1920:I, also der Restauration unter Reichsverweser Miklós Horthy, begann eine neue Phase der Historisierung der »uralten Verfassung«, wie *Szabó* in dem folgenden Kapitel aufzeigt. Nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie war Ungarn nicht mehr autonomer Teil eines größeren Imperiums, sondern nach über 400 Jahren wieder ein voll souveräner, wenn auch (Klein-)Staat. Zur Bewältigung dieser enormen Veränderungen im Äußeren versuchten die seit 1920 herrschenden politischen Kräfte, wenigstens nach Innen »Kontinuität« zu simulieren, wobei gerade die viel beschworene »Rechtskontinuität« eben keine ungebrochene Kontinuität bedeutete, sondern vielmehr einen radikalen Bruch, denn sie negierte die Akte der vorangegangenen bürgerlichen 1918 und der Räterepublik 1919. Diese Negation restaurierte die Zustände aus der Zeit vor 1918 aber nur teilweise. Den bestenfalls partiellen Charakter der Wiederherstellung der »uralten Verfassung« durch den Gesetzesartikel 1920:I und weitere Gesetzesakte exemplifiziert *Szabó* anhand der augenscheinlichsten Restauration des Alten, nämlich der Wiedererrichtung der Monarchie 1920: Die Monarchie als Verfassungsinstitut war zwischen 1867 und 1918 etwas völlig anderes als zwischen 1920 und 1944. Dass sich die Zeitgenossen dessen durchaus bewusst waren, zeigen die Darstellungen der vor allem parlamentarischen Debatten im Vorfeld des Erlasses des Gesetzesartikels 1920:I, welche die Auswirkungen dieses Bruchs auf die bisherigen Vorstellungen einer organisch sich über ein Jahrtausend entwickelten historischen Verfassungen thematisierten, aber die Frage letztlich nicht lösten. Die Erschütterungen, die das Ende der Habsburger Monarchie für das ungarische Verfassungsdenken und seine Ideologie der »tausendjährigen Verfassung« bedeutete, kulminierten in eben diesem Gesetzesartikel, was *Szabó* sehr gut verständlich herausarbeitet.

In dem letzten der historischen Kapitel untersucht Balázs *Fekete* den Gesetzesartikel 1946:I, der oft als »Kleine Verfassung« bezeichnet wird, und das Gesetz 1949:XX – die Verfassung der (zunächst Volks-)Republik Ungarn – darauf hin, ob sie im Zeichen der Kontinuität oder der Diskontinuität stehen. Während der gewollte und vollzogene Bruch mit der historischen Verfassung durch die stalinistische Verfassung von 1949 eindeutig ist, bedarf die Kleine Verfassung von 1946

einer genaueren Analyse. Im Gegensatz zu dem Mainstream in dieser Frage stellt sich *Fekete*, der sich hierbei unter anderen auf László Péter stützt, überzeugend auf den Standpunkt, dass 1946 die Elemente der Kontinuität überwogen, das heißt, dass der Gesetzesartikel 1946:I die »uralte Verfassung« fortentwickelte und in westlichem Sinn modernisierte, aber nicht mit ihr brach, und dass genau das auch die Absicht der Verfasser dieses Gesetzes war. Die Annahme der Diskontinuität stützt sich auf den »revolutionären« Inhalt des Gesetzes, das erstmals einen Grundrechtskatalog – wenn auch nur in der Präambel – enthielt und die Monarchie durch die Republik ersetzte. *Fekete* zeigt jedoch die subkutanen Stränge auf, die den Gesetzesartikel 1946:I eng mit der alten Ordnung verbinden und daher für Kontinuität sprechen. So verbleibt die 1946 gewählte Konstellation von Staatspräsident und Parlament in dem seit Beginn der ungarischen Verfassung festzustellenden Paradigma einer bipolaren Akteursstruktur, die über Jahrhunderte als Gegensatz zwischen *Krone* und *Land* (später dann *Nation* statt *Land*) das Verfassungsleben geprägt hat.

Die beiden letzten Kapitel von Kálmán *Pócza* sowie von Ferenc *Hörcher* und Kálmán *Pócza* gemeinsam widmen sich der Frage, wie die in den Vorkapiteln geschilderten historischen Rechtszustände und -entwicklungen für das heutige Grundgesetz fruchtbar gemacht werden können, das heißt, was der Verweis in Art. R) Abs. 3 Grundgesetz auf die »Errungenschaften unserer historischen Verfassung« bedeuten kann. *Pócza* nähert sich dieser Frage auf einer politikwissenschaftlich theoretischen Ebene, indem er zunächst auf das Dilemma hinweist, dass eine kodifizierte Verfassung heutzutage grundsätzlich eine abschließende Regelung der wichtigsten Teile des Verfassungsrechts sein will, das ungarische Grundgesetz hingegen mit seinem nicht näher spezifizierten Hinweis auf die historische Verfassung diesen Raum öffnet und sich damit in Widerspruch zu seiner eigenen Verfassungsidee setzt. Darauf benennt *Pócza* die vier Hauptargumente, die nach der in der ungarischen Rechtswissenschaft herrschenden Meinung gegen die Einbeziehung der historischen Verfassung in die heutige Verfassungsordnung sprechen: ihre formelle Unbestimmtheit, wonach schon unklar ist, welche Rechtsquellen und Konventionen überhaupt einen Teil der historischen Verfassung bilden; ihre materielle Unbestimmtheit, wonach noch unklarer ist, welche Teile des zuvor bestimmten Kanons »Errungenschaften« sind; die Unvereinbarkeit einer vordemokratischen Ordnung mit einer auf Demokratie gründenden Verfassung, dargestellt am Beispiel des unauflöslichen Widerspruchs zwischen der Lehre von der Heiligen Krone und der Volkssouveränität; und die Tatsache, dass alle Verfassungsgewohnheiten, -konventionen und -gewohnheiten nach 1949 abgerissen sind, und einmal verschwundene Traditionen nicht künstlich wiederbelebt werden können. Gegen diese Argumente versucht *Pócza* eine

theoretische Sichtweise zu entwickeln, die allerdings in sich widersprüchlich ist – so trennt der Verfasser nicht hinreichend zwischen »historischer Verfassung« und gewohnheitsrechtlichem Verfassungsrecht –, und die letztlich ein rein auf sich selbst bezogenes geschlossenes System bildet und daher für eine praxisbezogene Verfassungsauslegung keine Anschlusspunkte bietet. Allerdings kann sie, und hierin liegt auch die Hauptintention des Autors, den Weg zu weiteren Forschungen weisen, die möglicherweise sinnvolle Möglichkeiten einer Einbeziehung der »Errungenschaften unserer historischen Verfassung« in die heutige Arbeit mit dem Grundgesetz aufzeigen können. Abschließend fragen *Hörcher* und *Pócza* nach der Nützlichkeit und der Wünschbarkeit der Inkorporierung historischer Verfassungen in eine moderne Verfassungsordnung. In Bezug auf die Nützlichkeit stellen sie die Pro- und Contra-Argumente zusammen, während sie bei der Wünschbarkeit dieser Operation für die Herstellung sozialer Kohäsion in einer traumatisierten postdiktatorischen Gesellschaft auf die noch zu sammelnden Erfahrungen der kommenden Jahrzehnte verweisen. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass in solchen Gesellschaften politisch-gesellschaftliche Anknüpfungen an die nicht mehr ganz so nahe Vergangenheit Konflikte hervorrufen, aber auch Konflikte befrieden können.

Mehrere Anhänge enthalten englische Übersetzungen zentraler ungarischer Verfassungsdokumente von 1222 bis 2011. Manche dieser Dokumente werden erstmals in englischer Fassung veröffentlicht; für ein deutschsprachiges Publikum ist dies jedoch weniger von Bedeutung, da (meist präzisere) deutsche Übersetzungen dieser Rechtsakte vorliegen.

Nicht unproblematisch ist die Wahl des Englischen als Publikationssprache, weil an etlichen Stellen die englischen Übersetzungen ungarischer Fachbegriffe misslungen ist, und diese Textstellen in ihrem juristisch-theoretischen Gehalt nur dann voll verständlich werden, wenn man sie im Kopf ins Ungarische rückübersetzt. Hier zeigt sich wieder, dass das Englische wegen der anderen Denkweise des *common law* kein hinreichend präzises Vokabular aufweist, um Verfassungs- und Rechtsphänomene kontinentaler Staaten ohne längere Umschreibungen unmissverständlich zu benennen. Ärgerlich sind zudem etliche Fehler im Detail, die bei sorgfältigerer Lektorierung leicht hätten vermieden werden können. So fehlt zu Beginn in der Autorenliste (S. XIV–XVI) einer der Autoren, Kálmán *Pócza*. Dass die neue ungarische Verfassung *Grundgesetz* heißt, ist jedenfalls nach Auskunft ihrer Verfasser keine Leihübersetzung aus dem Deutschen, wie im vorliegenden Band auf S. 1 behauptet wird, sondern soll (wenn auch als untauglicher Versuch) die terminologische Brücke zu alten Verfassungszuständen vor 1949 schlagen. Auf S. 23 wird der Mythos bemüht, dass von der sozialistischen Verfassung nach ihrer Umgestaltung 1989/1990 nur noch ein Satz unverändert übrig war: »Die

Hauptstadt Ungarns ist Budapest«. Dieser Mythos ist zweifach falsch. Zum einen wurde auch dieser Satz geändert, denn bis 1989 lautete er: »Die Hauptstadt der Volksrepublik Ungarn ist Budapest«, während ab 1989 die »Republik« an die Stelle der »Volksrepublik« trat – durchaus eine substanzielle Änderung in der Verfassung. Zum anderen übersieht dieser Mythos Dutzende von Verfassungsvorschriften, die vor und nach 1989/1990 textlich vollkommen identisch waren, beispielsweise zahlreiche soziale Grundrechte, was in der Folge zu äußerst unangenehmen Verwerfungen in der Verfassungsrechtsprechung geführt hat. Auf S. 24–25 führen die Herausgeber aus, dass die Verfassungsordnung des Grundgesetzes seit 2012 in keinem Punkt alte Verfassungsinstitute von vor 1949 oder gar von vor 1944 wiederbelebt habe. Dies ist falsch: Während nach 1989 alle Religionsgemeinschaften den gleichen Rang hatten, führten das Grundgesetz und vor allem einige spätere Grundgesetzänderungen die alte Hierarchisierung in privilegierte Großkirchen und weniger großzügig berechtigte und finanzierte andere Religionsgemeinschaften wieder ein, teilweise sogar unter Rückgriff auf die Terminologie des 19. Jahrhunderts (»bevett egyház«). Diese Verletzung der kollektiven Religionsfreiheit hat dann auch zu Verurteilungen Ungarns vor dem Europäischen Menschenrechtsgerichtshof geführt. Ein positives Beispiel für die Anknüpfung an die Strukturen vor 1949 ist die Ausgliederung der Verwaltungsgerichtsbarkeit aus der bislang bestehenden Einheitsgerichtsbarkeit, die 2018 im Grundgesetz verankert wurde, bis heute aber noch ihrer praktischen Umsetzung harrt. Die „Vorläufigen Rechtsprechungsrichtlinien" („Ideiglenes törvénykezési szabályok") von 1860/1861 waren nicht »in Kraft« (so aber S. 150), sondern *in Anwendung* oder bestenfalls *in faktischer Geltung*, denn *in Kraft* sind nur förmliche Rechtsvorschriften, und solche waren die Rechtsprechungsrichtlinien gerade nicht. Bei der Gegenüberstellung der Gesetze 1946:I und 1949:XX ist auf S. 204 von »Law XX of 1946« die Rede – diese unglückliche Vermischung der beiden Gesetzesnummern kann nur auflösen, wer diese Gesetze kennt. Schließlich ist die Behauptung, das Sozialstaatsprinzip im deutschen Grundgesetz sei durch Nichtgebrauch derogiert worden (S. 225), völlig absurd. Dieses Prinzip mag zwar in der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts keine dominante Rolle spielen, ist aber spätestens seit Einführung der sozialen Marktwirtschaft in den politischen Debatten der Bundesrepublik überaus präsent.

Insgesamt bietet dieses Buch weder eine zusammenhängende Darstellung der ungarischen Verfassungsgeschichte noch eine erschöpfende Analyse der Bedeutung der »Errungenschaft unserer historischen Verfassung« für das heutige Grundgesetz – und will auch keines dieser Dinge leisten. Es will vielmehr eine vorwiegend politologisch-politische Debatte über die Inkorporierung früherer Verfassungszustände in die heutige Verfassung in Gang bringen, und dies gelingt

ihm sehr gut. Als eine solche Initialzündung ist es nicht nur für Politologen von Interesse, sondern auch für Juristen, denen es die Möglichkeit bietet, einen Schritt zurückzutreten und ein Gesamtbild auch jenseits der Beschränktheit des juristischen Diskurses zu betrachten. Nicht zuletzt bietet das Buch eine Fülle wertvoller und interessanter Informationen für jeden, der ein generelles Interesse an den politischen Strukturen des heutigen Ungarn hat.

Herbert Küpper Regensburg

Lohrmann, Klaus: *Die Babenberger und ihre Nachbarn*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2020. 367 S. ISBN 978-3-205-20636-1.

Klaus Lohrmann, außerordentlicher Universitätsprofessor am Institut für Österreichische Geschichtsforschung und Gründungsdirektor des Instituts für Jüdische Geschichte Österreichs, ist in erster Linie für die Erforschung der Geschichte des österreichischen Judentums und der Stadt Wien im Mittelalter bekannt. Sein neues Buch widmet er einem umfangreicheren und derzeit aktuellen Thema, wodurch er sich in die Forschung über die Babenberger einreiht. Allerdings wollte er, wie es Vorwort zu lesen steht, kein weiteres Buch über die Dynastie und deren allgemeine Geschichte schreiben, sondern größere Zusammenhänge aufdecken und die Ostmark – später das Herzogtum Österreich und nach 1192 auch die Steiermark – aus der Sicht seiner nachbarschaftlichen Beziehungen darstellen. Das ist ihm auf eine unikale Weise gelungen.

Die Monografie nimmt seinen Anfang auf dem Höhepunkt der babenbergischen Zeit, nämlich mit dem Königsplan von 1245, als die Rangerhöhung des Herzogtums sowie seine engere Zusammenschmelzung mit der Steiermark in Aussicht gestellt wurden. Zwar scheiterte das Vorhaben, da Gertrud, die Nichte Herzog Friedrichs des Streitbaren (1230–1246), sich weigerte, den exkommunizierten Kaiser Friedrich II. (1212–1250) zu ehelichen, was die einzige Voraussetzung für die Rangerhöhung gewesen war. Trotzdem stellte in den Augen der Zeitgenossen – und stellt in jenen der heutigen Mediävistik – schon die Möglichkeit eines österreichischen Königtums eine riesige Errungenschaft dar. In den nächsten, chronologisch und thematisch geordneten Kapiteln untersucht Lohrmann, wie dieses Staatsgebilde entstehen und sich festigen konnte beziehungsweise welchen Einfluss das Heilige Römische Reich, zu dessen Verband die von den Babenbergern behaupteten Gebiete zählten, und die Nachbarn – die Steiermark, Bayern, und ganz besonders Böhmen und Ungarn – auf diesen Werdegang ausgeübt hatten.

Anhand des Titels könnte man sich unter dieser Publikation eine vollständige Darstellung der politischen, diplomatischen, wirtschaftlichen und kulturellen

Beziehungen der Ostmark (später des Herzogtums) zu seinen Nachbarn vorstellen. Wer jedoch das Buch mit solchen Erwartungen in die Hand nimmt, wird nicht ganz auf seine Kosten kommen. Zwar behandelt Lohrmann die diplomatischen, militärischen und dynastischen Kontakte der Nachbarmächte. Diese treten aber nicht in ihrer Vollständigkeit zutage, wirtschaftliche und kulturelle Aspekte werden auch eher nur nebenbei erwähnt. Im Fokus stehen stattdessen zwei ebenfalls wichtige, noch wenig untersuchte und miteinander eng verbundene Problemkreise beziehungsweise Phänomene.

Einerseits versucht Lohrmann, die Etappen der Entstehung der grundherrschaftlichen Organisation in der Mark und ganz speziell im Grenzgebiet aufzuzeigen und diese mit den Verhältnissen beim östlichen und nördlichen Nachbarn, also in Ungarn und Böhmen, zu vergleichen. Es gilt seit langem als bewiesen, dass die – sich in die fränkisch-lateinische Weltordnung später eingliedernden – Länder Böhmen und Ungarn einen gewaltigen Rückstand beim Ausbau der feudalen Verhältnisse hatten und dabei (vor allem Ungarn) vom traditionellen Feudalismus abweichende Wege einschlugen, gilt schon seit langem als bewiesen. Der Abbau dieses Rückstandes wurde aber bei den Grundherrschaften bisher noch nie so gründlich untersucht. Durch die Analyse der Besitzverhältnisse und der in den Quellen greifbaren grundherrschaftlichen Tätigkeiten stellt der Verfasser fest, dass das Gebiet der Mark im 11. Jahrhundert schon fast vollständig grundherrschaftlich organisiert war, während dieser Vorgang in Böhmen erst hundert Jahre später seinen Anfang nahm (S. 166). Neben den Besitzverhältnissen wird auch der Siedlungstätigkeit und der Machterweiterung der Babenberger besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Den Wendepunkt sieht Lohrmann – ähnlich seinen Vorgängern Karl Lechner und Georg Scheibelreiter – in der Regierung Markgraf Leopolds III., der es sowohl aus gerichtlicher als auch aus politischer Sicht zum Landesherr gebracht und eine ihm gegenüber eindeutig loyale Gefolgschaft aufgebaut hatte (S. 242). Damals lockerte sich auch das Band zum Herzogtum Bayern sowie zum Kaiser: Während die markgräfliche auswärtige Politik im 10–11. Jahrhundert ganz dem Willen des Kaisers untergeordnet war, konnten die Markgrafen – aber auch die in einer ähnlichen Situation steckenden böhmischen Herzöge – selbst die Initiative ergreifen und aus eigenem Antrieb Bündnisse mit den Nachbarmächten schließen (S. 250–251).

Der zweite Fokus richtet sich auf die Entwicklung der Grenzen zwischen den Nachbarländern und auf deren Wahrnehmung in jener Epoche, als die Grenzgebiete schon dichter besiedelt waren und man im Falle Ungarns das Ödland (*gyepű*) zu kultivieren begann. Die mittelalterlichen Verhältnisse und die Praxis der Besitzerweiterung schufen keine geregelten Grenzverhältnisse. So kam es im 13. Jahrhundert zu mehreren Grenzstreitigkeiten, die immer die Möglichkeit in

sich trugen, auf *internationaler Ebene* zu eskalieren, wie das 1225 zwischen Ungarn und *Österreich* der Fall gewesen war (S. 317). Mit der Verfestigung der Grenzen außerhalb und auch innerhalb des Reiches entstanden voneinander gut unterscheidbare Territorien, womit sich die Frage erhebt, ob die Bevölkerung dieser Territorien irgendein Gesellschaftsgefühl aufwies. Mehrere Quellenbelege deuten darauf hin, dass eine Art Wir-Gefühl schon relativ früh, allerdings aufgrund der ausländischen Bedrohung entstanden war, die später dank der festgelegten Grenzen beziehungsweise der Babenberger und ihrer Ministerialen, die Träger dieses Bewusstseins geworden waren, verstärkt wurde (S. 332). Dieses paarte sich aber nicht mit einem Einheitsgefühl gegenüber der Steiermark (S. 22).

Die Monografie beruht auf einer breiten Quellenbasis, die sowohl narrative Quellen als auch urkundliches Material aus den babenbergischen und benachbarten Gebieten beinhaltet. Der Verfasser war bestrebt, immer die modernsten und maßgebenden Quelleneditionen heranzuziehen, was ihm bei manchen ungarischen Quellen nicht ganz geglückt ist. Anstatt der Urkundensammlung von György Fejér („Codex diplomaticus Hungariae"), die lückenhaft ist und mehrere Fehler sowie Irrtümer enthält, wären andere Urkundenbücher[1] oder die Online-Datenbank des Ungarischen Staatsarchivs[2] geeigneter gewesen.

Der Verfasser kennt sich in der österreichischen, deutschen und tschechischen Fachliteratur bestens aus und nutzt auch die Schlussfolgerungen der Archäologie und der Burgforschung. Die Ergebnisse der ungarischen Mediävistik hat er hauptsächlich anhand der älteren Werke von Bálint Hóman und György Györffy, im Teilthema der Beziehungen Ungarns zum Reich auch die derzeit modernste, deutschsprachige Zusammenfassung von Gábor Varga berücksichtigt. Andere Titel aus der ungarischen Forschung hat er wahrscheinlich wegen der schweren Zugänglichkeit nicht hinzugezogen, was ihm nicht zur Last gelegt werden kann. Sein Buch enthält deswegen einige überholte beziehungsweise umstrittene Theorien zum Beispiel über den Quellenwert der ungarischen Chronikkomposition aus dem 14. Jahrhundert und das ungarische Herzogtum (*ducatus*).[3]

---

1 Zum Beispiel: *Árpádkori új okmánytár*. Hg. Gusztáv Wenczel. I–IX. Pest–Budapest 1860–1874; *Az Árpád-házi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke*. Hg. Imre Szentpétery. I–II. Budapest 1923–1987.

2 Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest. DL–DF adatbázis. https://mnl.gov.hu/adatbazisok (4. Mai 2020).

3 Vgl. Dániel *Bagi*: Divisio Regni. Országmegosztás, trónviszály és dinasztikus történetírás az Árpádok, Piastok és Premyslidák birodalmában a 11. és a korai 12. században. Pécs 2017; Gyula *Kristó*: A XI. századi hercegség története Magyarországon. Budapest 1974; Gy. *Kristó*: Magyar historiográfia. I: Történetírás a középkori Magyarországon. Budapest 2002; László *Veszprémy*: Történetírás és történetírók az Árpád-kori Magyarországon (XI–XIII. század közepe). Budapest 2019.

Die Ausführlichkeit der Darstellung nimmt mit dem Voranschreiten der Geschehnisse spürbar ab. Der Schwerpunkt liegt verständlicherweise auf der frühen Geschichte, da die Abhängigkeit der Mark vom Kaiser damals am größten war, und das Buch Ablauf der Lockerung dieses engen Bandes akzentuiert darstellen will. Dennoch wäre es nicht nutzlos gewesen, auch spätere Jahrzehnte ein wenig detaillierter zu behandeln, um zum Beispiel zu erfahren, ob und wie der durch den deutschen Thronstreit (1198–1214/8) vergrößerte Spielraum die Verhältnisse gegenüber den Nachbarn beeinflusste. Es fehlt leider ein Namens- und Ortsregister, und für die Veranschaulichung der Besitzverhältnisse und des Grenzgebiets sowie der familiären Verhältnisse der häufiger vorkommenden Geschlechter wären Landkarten beziehungsweise Stammtafeln hilfreich gewesen.

Alles in allem hält der Leser eine *longue durée* Studie über die Entwicklung der Ostmark zum beinahe Königtum – gestützt auf die Klärung der Besitzverhältnisse im Grenzbereich –, über den Ausbau grundherrschaftlicher Organisation und über Wahrnehmung und Gestaltung der Grenzen gegenüber den Nachbarmächten in Händen. Aufgrund seiner Analysen vertritt Lohrmann die Ansicht, dass die Marken sowie die Wehr- und Hilfsbauten in ihren Grenzgebieten nicht hauptsächlich der Defensive dienten. Sie waren eher Mittel zur Ausdehnung des Einflusses des Reiches sowie der fränkisch-lateinischen Weltordnung auf die weniger entwickelten, benachbarten Völker. Die Auswertung der Kontakte zu Ungarn und Böhmen hat eindeutig gezeigt, dass anfänglich der kaiserliche Wille maßgebend war. Ab dem Ende des 12. Jahrhunderts rückten immer öfters die Interessen der im Grenzgebiet angesiedelten Grundherren in den Vordergrund, wodurch der Kampf um grundherrschaftlich organisierbare Landflächen zum Auslöser von zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen wurde (S. 333–338). Damit weist das Werk auf ein methodisches Prinzip hin und liefert sogleich ein Beispiel für dessen Anwendung: Die Forschung über die Beziehungen zwischen verschiedenen Staatsgebilden sollte nicht nur die Ebene der hohen Politik – die Diplomatie und Kriegswesen von Herrschern –, sondern auch die Interessen von gesellschaftlichen Gruppen behandeln, die mit dem jeweiligen Partnerland in Kontakt standen.

Veronika Rudolf Budapest

Akteure mittelalterlicher Außenpolitik. Das Beispiel Ostmitteleuropas. Herausgegeben von Flemmig, Stephan – Kersken, Norbert. Marburg: Verlag Herder-Institut 2017. 376 S. ISBN 978-3-87969-415-0 = Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung 35.

Der Band dokumentiert die Beiträge einer Tagung in Marburg, die das Herder-Institut Marburg und die Friedrich-Schiller-Universität Jena im Jahre 2014 veran-

stalteten. Die in drei Themenblöcke eingeteilten 15 Beiträge von Autoren und Autorinnen aus Deutschland, Litauen, Polen, Russland, Tschechien, Ungarn und der Ukraine widmen sich Aspekten mittelalterlicher Außenpolitik mit Bezug auf Ostmitteleuropa. Die Herausgeber Stephan *Flemmig* und Norbert *Kersken* weisen in ihrem Vorwort auf eine gravierende Forschungslücke hin: Während die außenpolitischen Beziehungen zwischen den mittelalterlichen Staaten Westeuropas mittlerweile systematisch erforscht seien, bestehe im Hinblick auf Ostmitteleuropa erheblicher Nachholbedarf.

Unter Bezugnahme auf den Mediävisten Dieter Berg verstehen die beiden Herausgeber unter Außenpolitik »im weitesten Sinne jene politischen Aktionen eines Herrschers […], die über die Grenzen des eigenen Machtbereiches hinausweisen und höchst unterschiedliche Ziele unter Verwendung eines geeigneten Instrumentariums politischer Kommunikation verfolgen.« Mittels eines komparativen Ansatzes werden im Sammelband Akteure, Konzepte und Medien der Außenpolitik in Böhmen, Polen und Ungarn sowie in Litauen, im Deutschordensstaat und im Großfürstentum Moskau analysiert. Überdies werden die Beziehungen zu den östlichen Reichsgebieten Brandenburg, Pommern und Sachsen herausgearbeitet. Der zeitliche Schwerpunkt liegt auf dem Spätmittelalter (14. bis 16. Jahrhundert).

In einem einleitenden Forschungsbericht gibt Norbert *Kersken* (Marburg) einen komprimierten Überblick über die wissenschaftliche Beschäftigung mit mittelalterlicher Außenpolitik seit den 1980er Jahren. Dabei zeigt er auf, wie der traditionelle politikgeschichtliche Fokus der älteren Forschung zunehmend von neuen Perspektiven abgelöst wird. Ein verstärktes Interesse gilt den Akteuren diplomatischer Beziehungen (Herrscher, Stände, Gelehrte, Berater), der Heiratspolitik sowie den schriftlichen und symbolischen Kontakt- und Kommunikationsformen. Als Zielsetzung formuliert *Kersken* einen stärkeren Austausch zwischen der deutsch-, englisch- und französischsprachigen Forschung und der Forschung aus Ländern des östlichen Europas.

Der erste Themenblock fokussiert sich auf die dynastischen Träger der Außenbeziehungen. Robert *Antonín* (Ostrava) untersucht Akteure und Mechanismen in der Außenpolitik der letzten Přemysliden (Ottokar II. Přemysl und Wenzel II.). Er demonstriert, dass sich die beiden böhmischen Könige zwischen 1254 und 1305 in ihrer Regierungspraxis auf ein ausgefeiltes Instrumentarium stützten. Hierzu gehörten etwa die Selbststilisierung als vorbildliche christliche Monarchen, die als Schirmherren des rechten Glaubens Kumanen und Tartaren bekämpften, die Kontrolle des Handels mit Edelmetallen, die Modernisierung des Verwaltungsapparates und die Förderung der Stände. Rimvydas *Petrauskas* (Wilna) behandelt ausgewählte Aspekte der litauischen Außenpolitik in der zwei-

ten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Unter den Gediminiden, den heidnischen Großfürsten Litauens, habe das Land in den Jahrzehnten vor der Annahme des lateinischen Christentums eine erfolgreiche Heiratspolitik betrieben. Damit seien grundlegende Voraussetzungen für eine Einbindung Litauens in die europäische Politik gelegt worden, auf welche die christlichen Herrscher Jogaila und Vytautas ab etwa 1400 aufbauten. Rafał *Simiński* (Szczecin) analysiert die Beziehungen zwischen dem Herzogtum Pommern-Stolp und dem Deutschen Orden in Preußen zwischen 1395 und 1426. Dabei zeigt er auf, wie sich die pommerschen Herzöge eines Netzwerks spezialisierter Diplomaten bedienten. Lenka *Bobková* (Prag) veranschaulicht anhand der Verhandlungen in Trentschin und Visegrád zwischen Böhmen, Polen, Ungarn und dem Deutschen Orden im Jahre 1335 die Bedeutung der *Herrscherbegegnung*. Das persönliche Zusammentreffen von Monarchen sei ein Mittel der Politik gewesen, das zur Schlichtung territorialer und juristischer Streitfälle beigetragen habe.

Der zweite Themenblock beschäftigt sich mit den Ständen als Trägern der Außenbeziehungen. Tetiana *Grygorieva* (Kiew) analysiert Polens diplomatische Strategien am Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert. Im Zentrum der Betrachtung stehen die erfolglosen Versuche der Könige Kasimir IV. und Jan Olbracht, eine christliche Koalition gegen das Osmanische Reich zu schmieden. Es folgen zwei Aufsätze über den Deutschen Orden. Alexander *Baranov* (Berlin) untersucht die Außenpolitik des Bernd von der Borch, der von 1471 bis 1483 als Landmeister in Livland amtierte, insbesondere im Hinblick auf die Beziehungen mit Großfürst Iwan III. von Moskau. Stephan *Flemmig* (Jena) befasst sich mit einem interessanten Phänomen: Nach der Wahl des Wettiners Friedrich zum Hochmeister im Jahre 1498 wanderten zahlreiche hochqualifizierte Dienstmänner aus Mitteldeutschland nach Preußen aus und verstärkten somit die Beziehungen zwischen dem Adelsgeschlecht Wettin und dem Orden. Julia *Burkhardt* (Heidelberg) weist nach, dass sich Reichsversammlungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Polen und Ungarn zu zentralen Handlungs- und Kommunikationsforen und damit zum festen Bestandteil des politischen Ordnungsgefüges entwickelten. Im Falle Ungarns sei die Reichsversammlung bereits während der Herrschaft Władysławs I. (1440–1444) und des anschließenden *Interregnums* (1444/1445–1452) zum zentralen Entscheidungsgremium für sämtliche Angelegenheit des Königreichs geworden. Matthias I. Corvinus (1458–1490) habe die Willensbildung auf diesen Versammlungen entscheidend beeinflusst und ab 1468 sogar die Erhebung außerordentlicher Steuern zu militärischen Zwecken durchgesetzt. Dariusz *Wróbel* (Lublin) arbeitet die Rolle der Magnaten in der polnischen Außenpolitik während des *Interregnums* (1382–1386) und der Minderjährigkeit des Thronfolgers Władysław (1434–1438) heraus. Im Fokus stehen die Bemühungen um die Union

mit Litauen und den Frieden mit dem Deutschen Orden. Unter dem Motto „Gewalt und Diplomatie" erörtert Uwe *Tresp* (Düsseldorf) die Außenpolitik des böhmischen Königs Georg von Poděbrad in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Zum Ausbau seiner Machtstellung habe Georg eine militärische Drohkulisse gegenüber benachbarten Territorien errichtet. Damit Böhmen nach den Hussitenkriegen wieder in das katholische Europa aufgenommen werde, habe der König enge Beziehungen zum Papsttum geknüpft.

Der dritte Themenblock behandelt die Rolle der Vermittler, Gelehrten und Berater bei den Außenbeziehungen. Dániel *Bagi* (Fünfkirchen [*Pécs*]) untersucht, auf welche Weise der ungarische König Ludwig I. von Anjou im Jahre 1370 Nachfolger des Polenkönigs Kasimir III. wurde und somit die ungarisch-polnische Personalunion begründete. Bei der Vermittlung des polnischen Throns an das Haus Anjou habe es sich um eine einfache »Familienangelegenheit« gehandelt, die ohne externe Diplomaten ausgekommen sei. Mario *Müller* (Hildesheim) rekonstruiert mittels einer minutiösen Quellenstudie die Außenpolitik des Kurfürstentums Brandenburg zwischen 1323 und 1499. Hierzu wertet er insgesamt 158 Verträge aus, die von den brandenburgischen Landesherren und von Vertretern der märkischen Landstände mit Fürsten, Adligen und Städten geschlossen wurden. Adam *Szweda* (Toruń) demonstriert, wie die Könige von Polen und deren Räte zwischen 1333 und 1453 konstruktiv zusammenwirkten, um die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Orden zu gestalten. Paul *Srodecki* (Kiel) weist nach, dass humanistische Gelehrte als »supranational vernetzte Trägergruppe des Wissens« eine wichtige Rolle beim Aufbau diplomatischer Strukturen an den ostmitteleuropäischen Renaissancehöfen spielten. Hinsichtlich Ungarn konstatiert *Srodecki* eine »innenpolitische Konstanz« während der Regierungszeiten des Matthias Corvinus und seiner beider jagiellonischen Nachfolger Władysław II. und Ludwig II. Martin *Kintzinger* (Münster) plädiert in seinem Tagungsresümee dafür, die weiterhin bestehenden Gegensätze zwischen West und Ost zu überwinden. Das große Erkenntnispotential der Geschichte des Ostens für die europäische Mediävistik müsse künftig noch besser ausgeschöpft werden.

Der Sammelband leistet einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung der Außenpolitik des spätmittelalterlichen Ostmitteleuropas, indem er grundlegende neue Erkenntnisse präsentiert und zugleich Anregungen für eine weitergehende wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Themenkomplex gibt.

Daniel Carlo Pangerl Starnberg

Das Wiener Fürstentreffen von 1515. Beiträge zur Geschichte der habsburgisch-jagiellonischen Doppelvermählung. Herausgegeben von Dybaś, Bogusław – Tringli, István. Budapest: Research Centre for the Humanities, Hungarian Academy of Sciences 2019. 480 S., 9 farb. u. sch/w Abb., 3 Kt. ISBN 978-963-416-158-5 = 21st-Century Studies in Humanities.

Der Band ist das Ergebnis einer dreitätigen Konferenz zum Thema, die im April 2015 in Wien stattfand. Die von Fachleuten aus Österreich, Polen, der Slowakei, Tschechien, Ungarn und Litauen verfassten 17 Beiträge konzentrieren sich auf das Wiener Fürstentreffen und die Doppelvermählung von 1515. Im Vorwort skizzieren die Herausgeber die politische Situation im frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa vor dem Hintergrund des Wiener Fürstentreffens von 1515 und dessen Folgen. Dabei greifen sie den Gedanken Joseph Georg Oehlers (1816) auf, nach dem die beiden Wiener Kongresse von 1515 und 1814/1815 gewissermaßen als Epochengrenzen zu verstehen seien.

Der erste Teil des Bandes untersucht das Wiener Fürstentreffen als politisches und diplomatisches Ereignis im Lichte widerstreitender dynastischer Interessen. Angesichts divergierender Narrative deutscher, österreichischer, polnischer, tschechischer und ungarischer Historiker hinterfragt Krzysztof *Baczkowski* die traditionell kritische Haltung der polnischen Historiografie gegenüber der Rolle der polnischen Diplomaten beim Zustandekommen der Preßburger Präliminarien und der Wiener Verträge. Er vertritt vielmehr eine dezidiert positive Lesart ihrer Bemühungen, die den Grundstein für das friedvolle *goldene* Zeitalter Polens im 16. Jahrhundert legten, und unterstreicht die türkenfeindliche Ausrichtung des Treffens. Pál *Fodor* und Géza *Dávid* widmen sich erneut dem diplomatischen Tauziehen während der ungarisch-osmanischen Friedensverhandlungen 1512–1514. Obschon die europäische Politik von türkenfeindlicher Rhetorik geprägt war, änderte sich die Lage durch die Abkehr Polens und der Markusrepublik von ihrer bellizistischen Haltung und die zunehmende diplomatische Akzeptanz des Osmanischen Reichs im europäischen Mächtesystem. Janusz *Smołucha* skizziert dagegen das päpstliche Kreuzzugsansuchen gegen die Türken bei König Sigismund sowie die Erörterungen der Türkenfrage und der schismatischen Gefahr aus Moskau auf dem Wiener Fürstentreffen.

Kaiser Maximilians Blick gen Osten und die Selbstwahrnehmung seiner kaiserlichen Handlungsspielräume beleuchtet Manfred *Hollegger*. Im Schatten der Südwestagenda des Itinerars von 1490–1519 verortet er den Donauraum entlang gezielter diplomatischer, politischer und militärischer Interventionen und der beim Wiener Fürstentreffen errichteten habsburgisch-jagiellonischen Sicherheitsarchitektur als Kernraum kaiserlicher Politik. István *Tringli* schildert die von

Rückschlägen geprägte Erbfolge- und Heiratspolitik König Wladislaws II. von Böhmen und Ungarn bis zur Doppelhochzeit von 1515. Er unterstreicht, dass weder die Idee eines *jagiellonischen Europa* noch die eines *ungarischen Nationalkönigtums* tragfähig seien, sondern vielmehr von einer durch familiäre Interessen geleiteten »Zusammenarbeit der Jagiellonen-Herrscher« und von »dynastischer Politik«, die an das »Nationalgefühl appellierte«, gesprochen werden müsse. In seiner Analyse des habsburgisch-jagiellonischen Wettstreits um die Vormachtstellung in Ostmitteleuropa während des 15. und 16. Jahrhunderts attestiert Jacek *Wijaczka* den Jagiellonen dagegen neben finanziellen Schwierigkeiten auch eine fehlende gemeinsame Dynastiepolitik als Ursache ihres Scheiterns, sich dauerhaft in Böhmen und Ungarn zu etablieren. Zudem verdeutlicht Bence *Péterfi* am Beispiel des Preßburger Friedensvertrags von 1491 die Widersprüche diplomatischer Rhetorik und pragmatischer Realpolitik auf lokaler Ebene, während Antonín *Kalous* den Aussagewert böhmischer Quellen über die Inhalte der geheimen Vorverhandlungen betont.

Der zweite Teil des Bandes verfolgt vielfältige kulturgeschichtliche Zugänge. Tibor *Neumann* untersucht die aus neun Prälaten und 21 Magnaten bestehende Gefolgschaft König Wladislaws II. beim Wiener Fürstentreffen anhand eines überlieferten Namensverzeichnisses und versucht, aus den ab- und anwesenden Personen aus dem engeren höfischen Umfeld auf den Kreis der Vertrauten des Königs und die Position der Adligen am Hofe zu schließen. Neumanns Analyse stellt heraus, dass es Wladislaw II. – nicht zuletzt durch die Verleihung des Rotwachsprivilegs an Vertreter seiner neuen Elite (*homines novi*) – im Gegensatz zu seinem Ruf der Schwäche erfolgreich gelang, seine Herrschaft durch eine loyale ungarische Gefolgschaft zu sichern. Auf Basis der Preßburger Kammerrechnungen und weiterer Archivalien rekonstruiert Judit *Majorossy* eine städtische Sicht auf die Festivitäten und die logistischen Herausforderungen des Präliminargipfels vom Frühjahr 1515. Quellengesättigt und kartengestützt untersucht sie nicht nur die Einnahmen und Ausgaben der Stadt für Renovierungsarbeiten im Vorfeld des Kongresses und die Wahrnehmung der pompösen Einzüge (*introitus*) der Herrscher und Gesandtschaften durch die Preßburger Eliten, sondern bietet auch eine tiefgreifende Analyse des verheerenden Feuers, dem während des Gipfels etwa 70 Häuser zum Opfer fielen. Juraj *Šedivý* erkundet Formen bürgerlicher *memoria* und kollektiver Repräsentation der städtischen Identität Preßburgs (*Pozsony*, *Bratislava*) während der Präliminarverhandlungen über Rituale und Festivitäten ebenso wie über repräsentative Bauwerke und Objekte materieller Kultur, beispielsweise Siegel, Wappen und Inschriften, im sakralen und urbanen Raum.

Im Prisma des Kulturtransfers beschreibt Orsolya *Réthelyi* die Folgen des Kongresses für das Leben von Maria von Habsburg und Anna Jagiello am ge-

meinsamen Innsbrucker Hof bis Mai 1521 und die anschließenden habsburgischen Ordnungsversuche des Hofes von Ofen (*Buda*). Rimvydas *Petrauskas* lenkt anhand der Erhebung Nikolaus Radziwills in den Fürstenstand des Heiligen Römischen Reiches die Aufmerksamkeit auf die Folgen des Wiener Fürstentreffens für den litauischen Hochadel, der seit Anfang des 16. Jahrhunderts eine zunehmende Feudalisierung sowie starke Ausdifferenzierungsprozesse erlebte. Piotr *Tafiłowski* untersucht das Türkenbild in der ungarischen, böhmischen, deutschen und polnischen Literatur der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und legt unter den hasserfüllten Zerrbildern des antitürkischen Diskurses eine breite und erstarkende Wissbegierde gegenüber der Kultur und den Bräuchen des unbekannten Feindes frei. Christian *Gastgeber* vergleicht die literarische Aufarbeitung des Fürstentreffens im Wettstreit zwischen den beiden Humanisten Riccardo Bartolini, der sich an eine gebildete Leserschaft richtete, und Johannes Cuspinianus, der ein breites Publikum ansprach. Ivan *Gerat* setzt den Albrecht Dürer zugeschriebenen Holzschnitt der Doppelvermählung von 1515 in Bezug zum Tafelgemälde von Kaschau (*Kassa*, *Košice*) über die Heiratsvereinbarung der heiligen Elisabeth. Neben der unterschiedlichen Medialität in Kontext und Funktion hebt er die Gemeinsamkeiten in der Bildertradition der Kinderehe und in der Entstehung als Teil mehrteiliger Bilderkomplexe hervor. Zum Abschluss greift Elisabeth *Klecker* am Beispiel des Wiener Humanisten Joachim Vadians, der 1515 die Begrüßungsreden der Universität für Kaiser Maximilian und König Sigismund von Polen hielt und seine Kongresserfahrungen in seinem Pomponius Mela-Kommentar (1518) ethnografisch verarbeitete, Aspekte des Wissenstransfers im Lichte humanistischer Selbstdarstellung auf.

Die Aufsatzsammlung bietet einen bemerkenswerten Querschnitt durch eine Vielzahl aktueller diplomatie-, sozial- und kulturgeschichtlicher Forschungsansätze sowie neue Erkenntnisse über das Wiener Fürstentreffen und die habsburgisch-jagiellonische Doppelvermählung von 1515 als einen Wendepunkt der frühneuzeitlichen Geschichte Mittel- und Osteuropas. Von gelegentlichen Schwächen im Lektorat abgesehen runden ein Orts- und Personenregister sowie ein Abbildungs- und ein Autorenverzeichnis den insgesamt eindrucksvollen Band ab.

Fabian Kümmeler Wien

Péter, Katalin: *Studies on the History of Reformation in Hungary and Transylvania*. Edited by Erdélyi, Gabriella. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. 214 S. ISBN 978-3-525-55271-1 = Refo500 Academic Studies 45.

Katalin Péter (1937–2020) hat vielfach innovativ zur Frühen Neuzeit in Ungarn geforscht. Der erste Teil des im Umfeld des Reformationsjubiläums 2017 publi-

zierten Bandes mit Übersetzungen ihrer Arbeiten, „Coercion or Choice? The Early Reformation in Hungary", enthält die englischsprachige Fassung ihres Buches „A reformáció. Kényszer vagy választás?" (Budapest 2004). Der „Confessional Cultures an Beyond" überschriebene zweite Teil macht fünf in den Jahren 1984 bis 2005 in ungarischer Sprache erschienene Aufsätze zum thematischen Umfeld einer nicht sprachkundigen Leserschaft zugänglich.

»The studies in this volume treat the Reformation as it happened in Hungary, in my interpretation«, charakterisiert Péter selbst im Vorwort (S. 13) den Inhalt. Im ersten Teil fällt die Häufung der Ich-Sätze auf. Péter bezieht die Leser(innen) in ihre Überlegungen ein. Wenn man sich auf das Buch einlässt, sollte man immer diesen subjektiven Faktor im Blick haben: »Personal curiosity is the primary force that impels me to conduct this analysis« (S. 83). Péter verzichtet auf Belege aus Quellen und Literatur, sie bietet nur mit ihrer „Bibliography" (S. 111–117) ein Verzeichnis der zitierten oder benutzten Arbeiten sowie »suggestions for further reading« an. Die fehlenden Belege erschweren den Nachvollzug ihrer Thesen, die oft weiterführend sind, gehen sie doch nicht von den Positionen der konfessionell gebundenen Forschung aus. »Church« benutzt sie in einem säkularen Verständnis für die religiösen Bekenntnisse (S. 21) und nimmt dabei den Gesamtraum des nach 1526 dreigeteilten historischen Ungarn in den Blick. Ob man allerdings den siebenbürgischen Fürsten als »national prince« (S. 31) bezeichnen sollte, bliebe zu hinterfragen.

Péter beginnt ihre Einführung „Art Treasures and Historiography" mit der Beschreibung der Darstellung der sie beeindruckenden Begegnung der schwangeren Jungfrau Maria mit Elisabeth, der Mutter von Johannes dem Täufer, durch einen unbekannten Maler aus dem Jahre 1506 als Indikator dafür, dass die Ausgangslage nicht der von nachreformatorischen Autoren beschworenen Verfall der mittelalterlichen Kirche gewesen sei. Sie bezweifelt den von marxistischen Autoren seit Engels beschworenen revolutionären Charakter für Ungarn, nach dem Bauernaufstand von 1514 habe dort die dazu nötige soziale Bewegung gefehlt. Zeitlich beginnt sie »this narrative or meditation« (S. 32) mit dem Jahr 1444, weil sie für dieses Jahr das Kirchenpatronat von Grundherren »without regard to their religious affiliation« belegen kann (S. 32). Sie beschließt ihre Darlegungen mit dem Jahr 1590, in dem die erste vollständige Bibelübersetzung in die ungarische Sprache vorlag. Péter will die Reformation neu erklären, insbesondere durch die »intensive interaction between the believers and the church«. Sie geht von der Feststellung von Lajos Pásztor in „A magyarság vallásos élete a Jagellók korában" (*Das religiöse Leben des Ungartums im Jagiellonenzeitalter*) aus dem Jahre 1940 über eine vertiefte Frömmigkeit und die Ausweitung des Wissens und der Kultur in breitere Schichten der Gesellschaft während des Spätmittelalters aus. Neben

der Koexistenz von Sprachen konstatiert Péter im Kapitel 2 auch eine »Coexistence of Churches«, nämlich der römisch-katholischen und der byzantinisch-orthodoxen im mittelalterlichen Ungarn. Unter „Some Facts about Domination" geht sie ähnlich knapp (S. 45–51) auf die Armen und die »Simple-Minded« ein, bevor sie näher auf den von György Dózsa angeführten Bauernaufstand des Jahres 1514 und die daraus resultierenden »lessons« für die Grundherrschaft und die Bauern, die die Sprache der Kirche verließen und eigene Argumentationsmuster für ihre »Freiheit« entwickelten, eingeht.

Ausführlicher behandelt Péter die Anfänge der Reformation. „Agenten des Wechsels" waren seit den 1520er Jahren wandernde Prediger, wobei es die Verfasserin nicht verwundern sollte, dass verschiedene Lehrmeinungen konkurrierten, waren doch die innerprotestantischen Konfessionsbildungen noch nicht einmal absehbar. Die von ihr beschriebenen Prozesse waren auch im Heiligen Römischen Reich zu verzeichnen – mit dem Unterschied, dass in Ungarn eine vergleichbare Form von Landesherrschaft, die sich letztendlich mit der Reformation emanzipierte, fehlte. Während die Lutheraner auch in Ungarn zwar die Sakramente abschafften, die religiösen Formen aber beließen und die Gemeinden stärkten, entfernten die Reformierten auch die Altäre und den Kirchenschmuck. Dass in derselben Kirche verschiedene Liturgieformen parallel praktiziert wurden (S. 77), war kein ungarisches Spezifikum.

Das abschließende sechste Kapitel widmet Péter den „Patrons in the Reformation" und weist auf die Unterschiede zwischen den Landesteilen hin: In den Gebieten unter osmanischer Herrschaft, die in den 1570er Jahren überwiegend »evangelical minded« (S. 91) waren, fehlte das Institut des Kirchenpatronats. In Siebenbürgen wurde unter katholischen Herrschern die Bekenntnisfreiheit »corporately and independently from the landowner« praktiziert (S. 97), wobei die Verfasserin die Zusammenhänge zwischen »Toleranz« und ständischen »Freiheiten« unterschätzt. Unter habsburgischer Herrschaft im *königlichen Ungarn* war die adlige Grundherrschaft, die das Kirchenpatronat ausübte, konfessionell indifferent, den protestantischen Gemeinden fehlte aber im Unterschied zur katholischen Kirche eine gemeinsame Kirchenleitung. Das religiöse Bekenntnis war von größerer Bedeutung für das Verhältnis zwischen den Ständen und der Krone als für das Herrschaftsverhältnis zwischen Grundherr und Untertan (S. 103). Im Schlusskapitel weist Péter unter anderem auf die Bedeutung der Reformation für die Entwicklung der Volkssprachen hin, wie sie nicht zuletzt durch den Buchdruck belegt wird.

Damit leitet Péter über in den zweiten Teil des Buches über „Confessional Cultures and Beyond". Als Beispiele für das „Confessionally Undivided Hungary after the Reformation" bietet sie die hochadligen Familienverbindungen des Lu-

theraners György Thurzó, des Katholiken Miklós Graf Esterházy und des Calvinisten Miklós Graf Bethlen an, berichtet von Beispielen der Einnahme der Eucharistie über Konfessionsgrenzen hinweg, gemeinsame Kirchenlieder und konfessionelle Koexistenz in Preßburg (*Pozsony*, *Bratislava*) zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Es sind Beispiele für eine Übergangszeit, zu deren Repräsentativität sich die Verfasserin nicht äußert.

Die Entwicklung der „Intellectual Culture" zwischen 1529 und 1635 teilt Péter auf der Grundlage einer Analyse der Buchproduktion – nach den Angaben der „Régi magyarországi nyomtatványok" (*Alte ungarnländische Drucke*. I–II. Budapest 1971–1983) – in drei Phasen ein: den Aufstieg bis 1570 mit Einfluss des Humanismus, das „Golden Age" bis 1600 und die Phase des „Decay" 1601 bis 1635. Sie differenziert allerdings nicht nach den Teilgebieten und korreliert die statistischen Daten zu wenig mit der allgemeinen politischen und kulturellen Entwicklung. In einer weiteren Studie untersucht sie das ungarische (reformierte) höhere Schulwesen und die Pläne zur Universitätsgründung im Fürstentum Siebenbürgen in der zweiten Hälfte des 16. und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, wobei sie wegen der gestiegenen Zahl von Auslandsstudenten »of village origin« zwischen 1521 und 1700 (S. 192) eine Demokratisierung von Erziehung und Kultur feststellt. Den Abschluss bildet ein Beitrag über den Widerstand von vier Kirchengemeinden der Esterházyschen Herrschaft Fraknó (*Forchtenstein*, Bezirk Mattersburg, im Burgenland) gegen die Gegenreformation im Jahre 1638.

Im ersten Teil bietet Péter einen gerade durch seine Subjektivität anregenden Essay, in dem sie 2004 weiterführende und spätere Forschungsergebnisse antizipierende Fragen gestellt hat, allerdings auch außerhalb der ungarnbezogenen Geschichtsschreibung in der Regel nicht vorhandene Vorkenntnisse voraussetzt. Die Aufsätze ergänzen den ersten Teil um einzelne Fragestellungen, setzen aber ebenfalls eine vertiefte Kenntnis der historischen Kontexte voraus, die der Band nicht liefert.

Wolfgang Kessler Viersen

Das Trienter Konzil und seine Rezeption im Ungarn des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Fata, Márta – Forgó, András – Haug-Moritz, Gabriele – Schindling, Anton. Münster: Aschendorff Verlag 2019. VI, 301 S. ISBN 978-3-402-11603-6 = Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 171.

Die hier dokumentierte Tagung an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Budapest im Oktober 2013 hat ein von der Forschung vernachlässigtes Thema behandelt: die Frühphase der Rezeption und der Umsetzung der Beschlüsse des zwischen den Jahren 1545 und 1563 in drei Tagungsperioden in Trient durchge-

führten Konzils in Ungarn. Das königliche Ungarn war insofern ein Sonderfall, als König Ferdinand I. (1526–1564) vergeblich versucht hatte, bezüglich des Laienkelchs eine Ausnahmeregelung für seine Länder zu erreichen; er war auch hinsichtlich des Zölibats auf dem Konzil unterlegen, weshalb er die allgemeine Bekanntgabe der Konzilsbeschlüsse nicht gestattete (Einleitung, S. 3–4).

Der Dogmatiker Peter *Walter* (Freiburg) fasst eingangs aus der Perspektive der nachtridentinischen katholischen Kirche die Ergebnisse des Konzils und seine Wirkungen bis ins 20. Jahrhundert allgemein zusammen. Einen entscheidenden Unterschied zu Luthers »sola scriptura«, die Einbeziehung der Tradition der Kirche, vertieft Attila *Puskás*. Zoltán *Csepregi*, seit 2018 Rektor der Evangelischen Theologischen Universität (*Evangélikus Hittudományi Egyetem*) in Budapest, zeigt in seiner Analyse der „Rezeption der Trienter Dekrete in der evangelisch-reformierten Bekenntnisschrift *Confessio Catholica* von Debreczin-Erlau 1562", dass damals in Ungarn der interkonfessionelle Dialog noch stattfand. Szabolcs *Varga* (Budapest) beschreibt die katholische Kirche im Königreich Ungarn zur Zeit des Konzils. Der Verfall des »katholischen institutionellen Systems« (S. 77) war nicht vollständig. Durch die Persönlichkeiten und die Machtpositionen ihrer Würdenträger war die katholische Kirche über ihre zahlenmäßige Stärke hinaus am öffentlichen Leben beteiligt. Um die Auswirkungen der Trientiner Beschlüsse darstellen zu können, sei Quellenforschung unter Berücksichtigung der regionalen Spezifika nötig.

Nur György Draskovich (1515–1587) setzte als Bischof von Agram (*Zagreb*) und später von Raab (*Győr*) die Konzilsbeschlüsse um. Der organisierte Wiederaufbau der katholischen Kirche lief insgesamt wegen der protestantischen Mehrheit im königlichen Ungarn und der »konfessionellen ›Realpolitik‹« Ferdinands I. und Maximilians I. (1564–1576) allerdings nur »schwer« an (S. 80). Péter *Tusor* (Piliscsaba) zeigt den Einfluss der päpstlichen »potestas indirecta« auf, die mit dem Mittel der Exkommunikation auf die Religionspolitik des Habsburgers Matthias II. (1608–1619) einwirkte. Im Ergebnis blieb der *status ecclesiasticus* katholisch, entgegen Gesetzartikel 8:1608:8 gelangte mit Péter Pázmány (1570–1637) 1618 ein Jesuit an die Spitze der ungarischen Kirchenhierarchie. András Forgó (Fünfkirchen [*Pécs*]) schildert die Ziele und Folgen der Einbeziehung der orthodoxen Gläubigen des östlichen Oberungarn in den Verband der römisch-katholischen Kirche durch die Union von Ungvár (*Užhorod*) 1646 aus der Perspektive des Tridentinums, aber auch unter dem Aspekt des habsburgischen Staatskirchentums. Die entsprechenden Gespräche mit protestantischen Kirchen erwähnt er im Kontext der kaiserlichen Religionspolitik.

Miklós Oláh (1493–1568) nahm, wie István *Fazekas* (Budapest) seinen Beitrag über „Die Wirkung der Trientiner Reformen auf den niederen Klerus im König-

reich Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert" ausführt, als Erzbischof von Gran (*Esztergom*) mit den Beschlüssen der Diözesansynode in Tyrnau (*Nagyszombat*, *Trnava*) 1560 Regelungen des Trientinums vorweg, um die Missstände im Klerus abzustellen: Missachtung des Zölibats, Alkoholmissbrauch, weltliche Beschäftigungen sowie Missachtung von Residenz- und Predigtpflicht. Die Visitationsprotokolle beklagten den insbesondere von Gemeinden geforderten Laienkelch und die Priesterehe (S. 126–127). Das Diözesanseminar in Tyrnau sollte 1566 die Priesterausbildung verbessern. Nach Oláhs Tod (1568) griff erst die Provinzialsynode von Tyrnau 1611 ein ähnlich weitgreifendes Reformprogramm auf. *Fazekas* verfolgt die Entwicklung der Priesterausbildung bis ins 18. Jahrhundert und schließt mit einem »Sonderfall«, dem niederen Klerus im Fürstentum Siebenbürgen (S. 139–141). Schon gegen Ende des 17. Jahrhundert hätten sich, so der Verfasser, die ersten Resultate gezeigt: Die Zahl der »Konkubinarier sei zumindest in West- und Oberungarn zurückgegangen, und der Alkoholmissbrauch habe abgenommen (S. 141). Wegen des Priestermangels wurde die Ausbildung verkürzt, die fehlenden wirtschaftlichen Grundlagen bremsten die Reformen aus. Erst im 18. Jahrhundert folgten wesentliche Veränderungen.

Daniel *Siptár* (Budapest) untersucht „Die Gründung neuer Niederlassungen alter und neuer Orden im Königreich Ungarn" vom Beginn der Rückeroberung Ungarns 1683 bis zu dem von Ferenc Rákóczi geführten Aufstand (beziehungsweise aus ungarischer Perspektive Befreiungskrieg) 1703–1711 und beleuchtet die Unterschiede zwischen dem kontinuierlich habsburgischen und dem »befreiten« Gebiet. Im ehemals königlichen Gebiet, so das Ergebnis, »verfestigten sich an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert die konfessionellen Grenzen, und die vom Konzil von Trient initiierte katholische Konfessionalisierung ging allmählich zu Ende. [...] Dagegen nahm die katholische Konfessionalisierung in dem einst osmanisch besetzten Gebiet erst in dieser Zeit ihren Anfang« (S. 166).

Die Mehrheit der von *Fazekas* untersuchten Priesterseminare wurde von Jesuiten geleitet. Dieser eng mit der in Trient begonnenen katholischen Erneuerung und der Gegenreformation verbundene Orden steht im Mittelpunkt der folgenden vier Aufsätze. Peter Claus *Hartmann* (Mainz) bietet eine Übersicht über die allgemeine Bedeutung der Jesuiten für die »tridentinische Erneuerung der katholischen Kirche« bis zur Aufhebung durch den Papst 1773. Unter der geistlichen Kontrolle der Jesuiten standen die aus Laien gebildeten marianischen Kongregationen, die Zsófia *Kádár* (Budapest) zusammenfassend für das königliche Ungarn, für Siebenbürgen und für Kroatien von der Gründung der ersten Kongregation in Klausenburg (*Kolozsvár*, *Cluj*) 1582 bis zum Anfang der Protestantenverfolgung im Jahr 1671 darstellt. 1665 eröffnete das Bistums Gran an seinem damaligen Sitz in Kaschau (*Kassa*, *Košice*) das 1659 von Bischof Benedek

Kisdi (um 1598–1660) gestiftete, von Jesuiten geleitete Priesterseminar „Kisdianum", dessen Wirken und regionale Ausstrahlung bis 1699 Béla Vilmos *Mihalik* (Budapest) untersucht. Ein in der Kontroverstheologie gewandter Jesuit war der »umstrittene Missionar und Prediger« Nicolaus Kellio, der als Geistlicher in der Festung Leopoldstadt (*Leopoldov*) 1674/1675 für die dort inhaftierten, von Sondergerichten wegen angeblicher politischer Untreue verurteilten protestantischen Prediger zuständig war und in der protestantischen Tradition als Verkörperung der gewaltsamen Gegenreformation gilt. Wer nicht konvertierte, wurde als Galeerensklave verkauft. Ewa *Kowalská* (Preßburg [*Bratislava*, *Pozsony*]) versucht, Kellio historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem sie vorschlägt, »in Kellio einen Typus jener Geistlichen zu sehen, die bereits dank der durch das Konzil von Trient in Angriff genommenen Reformen die Erneuerung des Katholizismus verwirklichten« (S. 225).

Apologetisch im Sinne der damals siegreichen katholischen Kirche ist auch der Beitrag von István *Bitskey* (Debrecen) über die „Erneuerung der ungarischen katholischen Predigt nach dem Trienter Konzil" unter besonderer Berücksichtigung Péter Pázmánys. Emil *Hargittay* (Piliscsaba) konzentriert seine Darstellung des „Wirkens der Trientiner Konzilsbeschlüsse auf die ungarische [katholische] Literatur zu Beginn des 17. Jahrhunderts" auf Bibelübersetzungen sowie religiöse und theologische Literatur. Die Auswirkungen der tridentinischen Reformen auf den Gemeindegesang in Ungarn im 17. Jahrhundert untersucht Ágnes *Papp* (Budapest) anhand der Ausgaben des Gesangbuches „Cantus Catholici". „Der einstimmige lateinische liturgische Gesang" wurde in Ungarn, wie Gabriella *Gilányi* (Budapest) nachweist, trotz anderslautender Beschlüsse des Tridentinums bis ins 18. Jahrhundert von den Geistlichen Orden gepflegt.

Die Leistung dieses Tagungsbandes besteht vor allem darin, dass er – thematisch konzentriert – Ergebnisse der ungarischen katholischen Forschung zur *katholischen Erneuerung* und ihren Auswirkungen auf die Entwicklung im historischen Ungarn für die außerungarische Forschung zusammenfasst. Die Frühneuzeitforschung wird davon profitieren.

Wolfgang Kessler Viersen

Kirche und Kulturtransfer. Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit. Herausgegeben von Brunert, Maria-Elisabeth – Forgó, András – Strohmeyer, Arno. Münster: Aschendorff Verlag 2019. VI, 258 S., Abb. ISBN 978-3-402-14770-2 = Schriftenreihe zur Neueren Geschichte 40. Neue Folge 3.

Der Band enthält 15 Beiträge des internationalen Kolloquiums „Kirche als Kulturträger. Die Rolle der Kirchen im Kulturtransfer des mittleren und östlichen

Europa", das die Abteilung Frühe Neuzeit des Instituts für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn und die Philosophische Fakultät der Katholischen Péter-Pázmány-Universität vom 10. bis 12. Mai 2012 in Piliscsaba bei Budapest veranstaltet haben. Geordnet sind sie in vier Themenkomplexe (S. 4–11): I. Ethnische, sprachliche und religiöse Pluralität, II. Politische Kultur, III. [Geistliche] Orden sowie IV. Kunst, Kultus und Gelehrtenwelt.

Barnabás *Guitman* (Piliscsaba) skizziert „Konfessionelle Kontroversen und ihre Lösungsversuche im multiethischen Raum Oberungarns", der heutigen Ostslowakei, um 1550. Er zeigt die Herkunft und die ostmitteleuropäischen, vor allem Wittenberger Verbindungen der wesentlichen Reformations-Akteure (S. 17, Radaschin, der sich als Liburnus bezeichnete, stammte aus »Liburnia«, dem ostadriatischen Raum, Lauterwald nicht aus »Elbingen«, sondern aus Elbing [Elbląg] im polnischen Teil Preußens), und arbeitet dann die wesentlichen Konfliktebenen heraus: Die Streitigkeiten zwischen den im Schatten der osmanischen Bedrohung sehr schnell lutherisch gewordenen Städten und der zentralen Regierung, innerstädtische Konflikte unter den protestantischen Eliten sowie generell den Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten. „Selbstbild und Fremdbild" in Geschichtsdarstellungen siebenbürgisch-sächsischer – lutherischer – Geistlicher und ihre Wirkungen im 17. Jahrhundert untersucht Péter *Lőkös* (Budapest). András *Vizkelety* (Budapest) geht zur „Seelsorgepraxis im mehrsprachigen Ungarn" bis in das frühe Mittelalter zurück. Mittelalterliche Beispiele findet er in Oberungarn (Slowakei), konkreter wird er erst zur katholischen Seelsorgepraxis nach der Wiederbesiedlung im 18. Jahrhundert.

Den zweiten Themenkomplex eröffnet István *Fazekas* (Budapest) mit der Untersuchung der personellen Zusammensetzung der Ungarischen Hofkanzlei im 16. Jahrhundert. Die Hofkanzler waren, ausgenommen Péter Perényi (1502–1549, 1541/1542), sämtlich katholische Bischöfe meist aus einfachem Adel; die Sekretäre waren bis 1564 zumeist Bischöfe, danach überwiegend weltlich. Die Hofkanzler bezogen ihre Einkünfte überwiegend aus den kirchlichen Benefizien. Sie hatten an in- und ausländischen Hochschulen studiert, waren in Humanistenkreisen, aber auch in Hofkreisen und in der römisch-katholischen Kirche vernetzt. Den Zusammenhang von „Hofkanzlei und Kulturtransfer" illustriert *Fazekas* (S. 63–67) am Beispiel von Miklós Oláh (1493–1568), des Bischofs von Agram (*Zagreb*), von Erlau (*Eger*) und später von Gran (*Esztergom*). Die Frage, ob es sich bei diesem Beispiel von Elitenkommunikation um »Kulturtransfer«, wie sie Arno *Strohmeyer* (Salzburg) in der Einleitung umreißt (S. 2), stellt er sich ebensowenig wie András *Forgó* (Fünfkirchen [*Pécs*]), der die Rolle des Erzbischofs von Gran und Primas von Ungarn, Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz (1666–1725) beim Herrschaftsantritt Königs Karls VI. im Jahre 1712 darstellt und daraus

Einsichten in die „Rolle ausländischer Geistlicher bei der Gestaltung der politischen Kultur Ungarns“ ableitet – eine beachtenswerte Darstellung zur Krönungsgeschichte. Sprachliche Ungenauigkeiten wie »Grenzüberschreitung« (statt *Grenzübertritt*, S. 75) hätte eine aufmerksame Redaktion abstellen können.

Péter *Tusor* (Budapest) geht zunächst kurz allgemein auf Rolle und Bedeutung der Ad-limina-Berichte der ungarischen Bischöfe nach Rom ein, bevor am Beispiel eines solchen Berichts des Erzbischofs von Gran, György Lippay (1600–1666), aus der Zeit um 1641/1642, der Rom wahrscheinlich nicht erreicht hat, die damit verbundenen Möglichkeiten und den Quellenwert erörtert. Lippay schlägt zur Behebung des Priestermangels die Einrichtung eines Priesterseminars am Jesuitenkolleg in Ungvár (*Užhorod*) vor, um die katholische Kirche so konkurrenzfähig gegenüber dem Protestantismus zu machen, und weist auf erhebliche Fluktuationen zwischen Luthertum und Katholizismus hin. Das Desinteresse der »Baroque papacy« an Ungarn habe nach 1670 dazu geführt, »that the state church model had become the only alternative for the Hungarian Catholic episcopate« (S. 104). András *Szilágyi* (Budapest) befasst sich mit „Übernehmen, Veränderungen, Variationen“ bei den programmatisch zu verstehenden Titelkupfern der verschiedenen Ausgaben der zentralen Werke der bedeutendsten Autoren des nachtridentinischen Katholizismus in Ungarn, Péter Pázmány (1570–1637) und György Káldi (1573–1634) aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, und weist auf Vorbilder in Köln und Nürnberg hin. Zoltán *Gőzsy* und Szabolcs *Varga* (Pécs) zeigen am Beispiel des Weltklerus in der Diözese Fünfkirchen vom Frieden von Sathmar (1711) bis in die 1740er Jahre, wie die Ausbildung in Priesterseminaren und die Einbildung in die Verwaltung insbesondere durch das Führen der Personenstandsregister zur Vereinheitlichung und Normenbildung – und damit zum »Cultural Transfer« – beigetragen haben.

„Die Rolle der Pauliner als Akteure des Kulturtransfers in Ungarn und Zentraleuropa“ behandelt, zeitlich vom spätantiken Ägypten bis ins 18. Jahrhundert ausgreifend, Maria-Elisabeth *Brunert* (Bonn) mit dem Schwerpunkt auf Ungarn und dem polnischen Jasna Góra, wohin nach den Klosteraufhebungen durch Joseph II. das Zentrum des Ordens verlagert wurde, mit der Schwarzen Madonna und der dort zwischen 1692 und 1863 aktiven Druckerei. Die kommentierten Konstitutionen, die Gergely Gyöngyösi (1472–1531) 1520 in Rom für den Paulinerorden zum Druck gab, »markierten«, so Gábor *Sarbak* (Budapest) in seiner Analyse, »das endgültige Ende der Ära, in welcher der Orden nur mittels handschriftlicher Gesetzbücher geleitet wurde« (S. 165). Klára *Berzeviczy* (Budapest) verdeutlicht – ohne Ungarnbezug – an vier Beispielen den „Beitrag der Zisterzienser bei Tradierung und Rezeption mittelalterlicher Enzyklopädien im deutschen Sprachraum“.

Ludolf *Pelizäus* (Amiens) hält es für möglich, als Ergebnis der Aktivitäten der Adelsfamilie Eltz in Vukovar nach dem Erwerb der Herrschaft durch Philipp Karl von Eltz (1665–1743), Erzbischof und Kurfürst zu Mainz, im Dezember 1736 »auf einer Reihe von Ebenen einen Kulturtransfer auszumachen«. Er konzentriert sich auf Baugeschichte (nach Mladen und Bojana *Obad-Šćitaroci*: Slawoniens Schlösser. Graz 2000) und Ausstattung des 1748 begonnenen (1991 zerstörten, 2013 wieder aufgebauten) Schlosses. Er ordnet die Entwicklung ungenügend in den Kontext des Wiederaufbaus Slawoniens und – im Falle Vukovars – Syrmiens ein, den er ungenügend kennt. »Kulturtransfer« sieht er auf »drei Feldern«, nämlich »erstens bei der Neuanlage der Stadt, zweitens bei der Schulpolitik und drittens bei der Kunstförderung« (S. 205), unter der er die Innenausstattung mit – importierten – Kunstwerken versteht. Xénia *Golub* (Budapest) sieht in den in serbischen Gemeinden Oberungarns, also der Slowakei, erhaltenen Ikonen, wie sie mit der »Großen Wanderung« der balkanorthodoxen Christen 1690 nach Ungarn mitgebracht worden oder dort entstanden sind, einen »Dialogue of Eastern and Western Christianity«. Wieso Emil *Hargittay* (Budapest) seinen Beitrag über die „Verehrung des Kardinalerzbischofs Péter Pázmány in Ungarn und Europa“ mit „Die Rolle der Kirchen [!] im Kulturtransfer“ überschreibt, ist nicht nachvollziehbar. Es ist nur eine Kirche gewesen, in der der »Pázmány-Kult« gepflegt wurde und wird, und in diese Tradition gehört Hargittays Beitrag. Judit *Bogár* (Budapest) stellt dagegen Vertreter der oberungarischen deutschsprachigen lutherischen Intelligenz vor: Georg Buchholtz (1643–1724) und sein Sohn Jakob (1696–1755) waren durch ihre naturwissenschaftlichen Forschungen unter anderem zu den Karpaten bekannt, der ältere Sohn Georg (1688–1737) war Direktor des Evangelischen Gymnasiums in Kesmark (*Késmárk*, *Kežmarok*). Die Verfasserin hätte ihre Rolle bei der Vermittlung zwischen den deutschen protestantischen Universitäten und der oberungarischen protestantischen Intelligenz eingehender herausarbeiten können.

Insbesondere für das 16. und das 17. Jahrhundert, die den zeitlichen Schwerpunkt des Bandes bilden, steht das habsburgische *königliche Ungarn* im Zentrum, also wesentlich der Raum der heutigen Slowakei, ohne dass die slowakische Forschung beteiligt gewesen wäre. Im Mittelpunkt steht die katholische Erneuerung, die aus ihr hervorgehende Gegenreformation bleibt weitgehend außerhalb des Blickfeldes. Wenn das Tagungsthema „Die Rolle der Kirchen im Kulturtransfer“ heißt, sollten auch dann weitere Konfessionen zur Sprache kommen, wenn die Veranstalterin eine Katholische Universität ist. Die Konfessionalisierung nach dem Anfangserfolg der Reformation wird angesprochen, die Rolle der nichtkatholischen christlichen Religionsorganisationen aber nicht thematisiert. Der überaus allgemein gefasste Begriff *Kulturtransfer* erscheint als der kleinste ge-

meinsame thematische Nenner, doch hätte man gerne mehr von den durch ihn bewirkten Veränderungen erfahren.

Abgesehen von »sehr gebräuchlichen Ortsnamen wie Zagreb« wurde in den elf deutschsprachigen Beiträgen »die deutsche Form der Ortsnamen gewählt«, in den vier englischsprachigen »die ungarische Form« (S. 11), was, da eine Ortsnamenskonkordanz oder Ortsnamenverweisungen in den Texten fehlen, verwirren kann. Dazu wird in den englischsprachigen Texten »Theissholz« (*Tiszolc*, heute *Tisovec*) und, im selben Zusammenhang, Liptó (*Liptau*, heute *Liptov*) und Käsmark (*Késmárk*, deutsch traditionell *Kesmark*, heute *Kežmarok*) verwendet (S. 247, 251, 253). Vielleicht sollte man auch nicht voraussetzen, dass es sich bei dem in den Tabellen auf S. 60 und 62 genannten »Bischof von Tinnin« um Titularbischöfe – von Knin (in Dalmatien) – handelt.

Die Aufsätze der 14 Verfasserinnen und Verfasser aus Ungarn vermitteln Ergebnisse der ungarischen Forschung insbesondere zur katholischen Kirchengeschichte des königlichen Ungarn, weniger zum damit verbundenen Kulturtransfer, in die deutschsprachige Wissenschaft. Damit leisten sie einen Beitrag zum Wissenstransfer.

Wolfgang Kessler Viersen

Seewann, Gerhard – Portmann, Michael: *Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa*. Potsdam: Deutsches Kulturforum östliches Europa 2018. 371 S., zahlr. schw/w und farb. Abb., Tab. ISBN 978-3-936168-72-3 = Potsdamer Bibliothek Östliches Europa Geschichte.

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e. V. mit Sitz in Potsdam ist eine staatlich geförderte Einrichtung, die sich seit dem Jahre 2001 für die Vermittlung deutscher Kultur und Geschichte des östlichen Europas einsetzt.[1] In seiner „Potsdamer Bibliothek östliches Europa“ erscheinen regelmäßig Sachbücher, Ausstellungskataloge und Reiseführer. Zu den neuesten Publikationen gehört der hier vorzustellende Band, der sich mit den *Donauschwaben* beschäftigt. Der Begriff wurde in den frühen 1920er Jahren von dem Geografen Robert Sieger (1864–1926), Professor an der Universität Graz, eingeführt, und anschließend von Hermann Rüdiger (1889–1946), Mitarbeiter am Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart, verbreitet.[2] In der Folge bürgerte sich der Begriff *Donauschwaben* als

[1] http://www.kulturforum.info/de/ (29. April 2020).

[2] Klaus-Jürgen *Hermanik*: Deutsche und Ungarn im südöstlichen Europa. Identitäts- und Ethnomanagement. Wien 2017, 164–165; Gerhard *Seewann*: Siebenbürger Sachse, Ungarndeutscher, Donauschwabe? Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in

Sammelbezeichnung für die Nachkommen derjenigen Siedler und Siedlerinnen ein, die zwischen dem ausgehenden 17. Jahrhundert und dem frühen 19. Jahrhundert aus deutschen Gebieten in das Königreich Ungarn einwandert waren.

Für diesen Themenkomplex liegt ein quantitativ überschaubarer, aber qualitativ hochwertiger Korpus an wissenschaftlichen Publikationen vor. Immer noch grundlegend ist der Katalog zur Landesausstellung „Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa", die im Jahre 1987 unter der Schirmherrschaft des Innenministeriums Baden-Württemberg stattfand und eine umfangreiche Forschungstätigkeit anstieß.[3] Das seit 1987 existierende Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen hat im Rahmen seiner Schriftenreihe mehrere Monografien und Sammelbände herausgebracht.[4] Ebenfalls zu nennen ist die vierbändige „Donauschwäbische Geschichte", welche die Donauschwäbische Kulturstiftung in München zwischen 1997 und 2015 publizierte.[5]

Bislang fehlte jedoch ein populärwissenschaftliches Überblickswerk, welches das Phänomen *Donauschwaben* in seiner Gesamtheit darstellt, sich auf den aktuellen Forschungsstand stützt und dezidiert einen breiteren Leserkreis anspricht. Diese Lücke füllt das Handbuch von Gerhard Seewann und Michael Portmann auf erfreuliche Weise. Die beiden Verfasser sind für diese Aufgabe prädestiniert. Seewann leitete von 1980 bis 2007 die Bibliothek des Südost-Instituts in München und hatte anschließend bis 2015 eine Stiftungsprofessur an der Universität Fünfkirchen (*Pécs*) inne. 2012 legte er eine zweibändige „Geschichte der Deutschen in Ungarn" vor. Portmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Historischen

---

Südosteuropa. In: Minderheitenfragen in Südosteuropa. Hg. G. Seewann. München 1992, 139–156, hier 141.

3 *Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa*. Hg. Immo Eberl. Sigmaringen 1987, [2]1989.

4 Als Auswahl unter den neueren Publikationen der Schriftenreihe seien genannt: Mariana *Hausleitner*: Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat. Stuttgart 2014; Karl-Peter *Krauss*: Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Stuttgart 2015; *Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung in der Identitätsbildung der Donauschwaben*. Hg. Márta Fata. Stuttgart 2013; *Minderheitenpolitik im „unsichtbaren Entscheidungszentrum". Der „Nachlass László Fritz" und die Deutschen in Ungarn 1934–1945*. Hgg. Gábor Gonda, Norbert Spannenberger. Stuttgart 2014; *Normsetzung und Normverletzung. Alltägliche Lebenswelten im Königreich Ungarn vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Karl-Peter Krauss. Stuttgart 2014.

5 *Das Jahrhundert der Ansiedlung 1689–1805*. Hg. Oskar Feldtänzer. München 2006; Georg *Wildmann*: Die Tragödie der Selbstbehauptung im Wirkfeld des Nationalismus der Nachfolgestaaten 1918–1944. München 2010; G. *Wildmann*: Flucht – Vertreibung – Verfolgung – Genozid. Der Leidensweg ab 1944. München 2015; *Wirtschaftliche Autarkie und politische Entfremdung 1806 bis 1918*. Hgg. Ingomar Senz [u. a.]. München 1997.

Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Spezialist für die Geschichte des ehemaligen Jugoslawiens.

Im Anschluss an einen kurzen Abriss des Forschungsstands vermittelt der Band in acht Kapiteln einen kompakten Überblick über die Geschichte der Donauschwaben. „Migration im Donau-Karpatenbecken" skizziert die Wanderungsbewegungen im Königreich Ungarn vor der Besetzung durch die Türken, die Phase des dreigeteilten Ungarns sowie das Erbe der Türkenzeit als Voraussetzung für die habsburgische Siedlungspolitik. „Die Ansiedlung der ‚Schwaben' im Königreich Ungarn 1686–1790" fokussiert auf die drei Akteure der Migration, nämlich die Siedler, die Grundherren und den Staat. „Nationsbildung, Reformzeit und Revolution 1790–1849" beschäftigt sich mit der Stellung der Deutschen während des aufkeimenden ungarischen Nationalbewusstseins, der *Hungarus-Konzeption* und der ungarndeutschen Mitwirkung an der Revolution von 1848/1849. „Die Epoche des Dualismus 1867–1918" analysiert die damalige Lage der Nationalitäten, die Auswirkungen der ungarischen Gesetzgebung sowie die Konfessions- und Sozialstruktur der Ungarndeutschen.

„Die Periode der politischen Mobilisierung 1914–1945" behandelt die Folgen des Ersten Weltkriegs und der Auflösung des Habsburgerreiches, wodurch die *Schwaben* auf die drei Staaten Ungarn, Jugoslawien und Rumänien verteilt wurden; ebenso die schwierige Situation der deutschen Minderheiten während des Zweiten Weltkriegs. „Leidenswege und Minderheitenexistenz unter kommunistischen Regimen" widmet sich der Flucht und Vertreibung der *Schwaben* aus ihren Siedlungsräumen sowie der sozialistischen Minderheitenpolitik, unter der die in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien verbliebenen Deutschen litten. Die abschließenden Kapitel „Die Donauschwaben nach der politischen Wende 1989/91" und „Neuanfang in Deutschland, Österreich und in Übersee" zeigen, wie die Geflohenen neue Heimatländer fanden, sich in Vertriebenenverbänden und Landsmannschaften organisierten und ihr kulturelles Erbe bis heute bewahren und pflegen.

In der Summe haben Seewann und Portmann ein mustergültiges Handbuch vorgelegt, welches dieses komplexe Kapitel der deutsch-ostmitteleuropäischen Beziehungen mit der gebotenen Sachlichkeit darstellt, zugleich spannend geschrieben ist und auch von interessierten Laien mit Gewinn gelesen werden kann. Neben der Ereignisgeschichte berücksichtigen die Autoren wirtschafts-, sozial-, kultur- und mentalitätshistorische Aspekte. Mit besonderer Freude wird man die zahlreichen hochwertigen Abbildungen und Karten zur Hand nehmen. Abgerundet wird der Band durch eine Zeittafel, eine umfangreiche Bibliografie sowie ein Personen- und Ortsverzeichnis.

Daniel Carlo Pangerl Starnberg

Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich. Ein Kompendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa. Herausgegeben von Acham, Karl unter Mitarbeit von Witrisal, Georg. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2020. 1083 S. ISBN 978-3-205-20670-5.

Die Soziologie war im deutschsprachigen Teil der Habsburgermonarchie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kein etabliertes Universitätsfach, auch wenn seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer wieder zum Beispiel innerhalb der Staatswissenschaften oder der Philosophie Vorlesungen zu soziologischen Themen angeboten wurden. Karl *Acham*, emeritierter Universitätsprofessor für Soziologie in Graz, versucht mit diesem Band, in internationaler Zusammenarbeit Anfänge und Entwicklung des Faches und seiner Inhalte sowie die Zusammenhänge mit den Nachbarwissenschaften bis zur Institutionalisierung herauszuarbeiten.

In den „geschichtlichen Hintergrund der sich neue herausbildenden Soziologie" führen in Teil A drei Beiträge ein. Helmut *Rumpler* umreißt die politische Geschichte von den maria-theresianischen Reformen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, wobei Ungarn am Rande bleibt. Dasselbe gilt für die „Grundzüge der Sozialgeschichte Österreichs", das heißt, der Gesamtmonarchie, von den 1840er Jahren bis 1918, zu denen Ernst *Bruckmüller* als wesentlich die Elemente sozialer und nationaler Integration herausarbeitet. Der Umfang von gut zehn Druckseiten lässt in jedem Fall zu wenig Raum für eine regional differenzierte Darstellung. „Zur Soziologie des Unterrichtswesens und zu einigen proto-soziologischen Inhalten der Pädagogik" liefert Peter *Stachel* kaum mehr als Hinweise.

Teil B behandelt „Vor- und Frühformen des soziologischen Denkens – Von der zweiten Hälfte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts". Nach einer kurzen Einführung des Herausgebers werden zunächst wesentliche Vorläufer des modernen soziologischen Denkens aus den Bereichen Geschichtsphilosophie, Staats- und Gesellschaftslehre vorgestellt: Joseph von Sonnenfels (1733–1817), Friedrich Schlegel (1772–1829), Adam Heinrich Müller (1779–1829) und Bernard Bolzano (1781–1848) werden als Vertreter von »Geschichtsphilosophie, Staats- und Gesellschaftslehre« vorgestellt, dazu aus Ungarn István Graf Széchenyi (1791–1860) und József Baron Eötvös (1813–1871). Zu Széchenyi referiert Gábor *Gángó* knapp den Inhalt des „Kreditwesens" (1830). Das Werk von Eötvös und seine Wirkung stellt er wesentlich breiter dar. Wie alle Beiträge werden auch diese beiden um je eine ausführliche Auswahl der einschlägigen und der weiterführenden Literatur ergänzt. In einem zweiten Unterabschnitt werden „Sozialstatistik, Gesellschaftsanalyse, Gesellschaftstheorie" durch jeweils einen exemplarischen Vertreter vorgestellt: Joseph Marx von Liechtenstern (1765–1828), Erzherzog Johann von Österreich (1782–1859, für die „Frühe Soziographie") und Ethbin Heinrich Costas

(1832–1875) „System der Gesellschaftswissenschaft“ (1855). Nach der konzisen Einführung von Anton *Amann* „Zur Rolle der Volkszählungen in der frühen empirischen Sozialanalyse in Österreich“ hätte man sich mehr zur Statistik gewünscht.

Im deutschsprachigen Raum weniger bekannte Bereiche der Fachgeschichte innerhalb der Monarchie behandelt Teil C „Zur frühen Soziologie in den nichtdeutschsprachigen Teilen der Habsburgermonarchie – Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts“. Die Ausführungen von Miloš *Havelka* zur tschechischen Soziologie im gesellschaftlichen Leben 1850–1918 beziehen sich insbesondere auf Karel Havliček Borovský (1821–1856) und Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937). Über die Wirkungsgeschichte des ersten Präsidenten der unabhängig gewordenen Tschechoslowakei »zwischen Wissenschaft und Politik« schreibt zusätzlich Vratislav *Doubek*. Im italienischen Teil steht zum einen der Beitrag von Scipio Sighele (1868–1913) im Mittelpunkt, zum anderen der Einfluss des in Graz lehrenden Staatsrechtlers Ludwig Gumplowicz (1838–1909). In der slowenischen Soziologie unterscheidet Maca *Jogan* eine katholische und eine »nicht-religiöse, zumeist sozialistisch ausgerichtete Soziologie« (S. 169). 1906 wurde in Zagreb an der Juridischen Fakultät der erste Lehrstuhl für Strafrecht und Soziologie mit Ernest Miler (1866–1928) besetzt. Zu den außeruniversitären Wegbereitern der kroatischen Gesellschaftswissenschaften gehörten der Rechtshistoriker Baltazar Bogišić (1834–1908), der in Teil E als „‚Klassiker‘ der Soziologie schon vor der universitären Institutionalisierung“ vorgestellt wird, sowie der Ethnologe und Politiker Antun Radić (1868–1919), außerdem der eher als Albanologe bekannte Milan *Šufflay* (1879–1931). Goran *Batina* ordnet die frühen Vertreter des Faches in den breiteren Kontext ein. Zu den Anfängen der ungarischen Soziologie nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 skizziert Gábor *Felkai* nur kurz das Umfeld, bevor er Leó Beóthy (1839–1886), Félix Somló (1873–1920), Ervin Szabó (1877–1918) und Sándor Giesswein (1856–1923) als Autoren vorstellt. Zu Ágost Pulszky (1846–1901) und Gyula Pikler (1864–1937) als *Klassiker* verweist er auf den Artikel in Teil E, zu Oszkár Jászi (1875–1957), Lajos Leopold (1879–1948), György Lukács (1885–1971), Karl Mannheim (1893–1947) sowie Ludwig Stein (1859–1930) und ihre Aktivitäten bis 1918 auf »andere Teile des Bandes«. Jan *Surman* und Jakob *Mischke* behandeln dagegen die „Soziologie in Galizien“, ohne auf einzelne Autoren vertieft einzugehen. Die Perspektive der Nationalitäten beziehungsweise der nationalen Fragen wird – wie im gesamten Band – mehrfach angesprochen, so im abschließenden Teil I („Wirkungsgeschichtlich bedeutsame Beiträge“), Abschnitt II: „Soziologie der Politik“, kompakt bei der Vorstellung von Karl Renner (1870–1950), Otto Bauer (1881–1938) und Karl Kautsky (1854–1938), aber auch Masaryk, sowie bei Károly *Kókai* über „Oszkár Jászi und das Nationalitätenproblem Ungarns bis 1918“.

Teil D „Die Herausbildung der Soziologie aus der Sozialpolitik und den benachbarten Geistes-, Rechts und Sozialwissenschaften – Von der Mitte des 19. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts" beginnt mit Artikeln zu fünf Sozialreformern und Sozialpolitikern, während „Politiker als Anwälte einer sozialstaatlichen Fürsorge im deutsch-österreichischen Teil des Habsburgerreiches" zusammenfassend behandelt werden. Die nichtdeutschen Kronländer bleiben außerhalb der Perspektive. Die weiteren Unterabschnitte schlagen einen weiten Bogen von „Statistik, Sozialgeographie und Ethnographie" über „Wirtschafts-, Rechts- und Staatswissenschaften" und „Geschichte, Historische Anthropologie und Kunstgeschichte" bis zu „Psychologie und Philosophie". Nach den für die österreichische Reichshälfte vorzüglichen Übersichten zur Empirischen Sozialforschung und Statistik findet man unter den vier gelungenen Beiträgen zu „Sozialgeographie und Ethnographie" (D II. 2) den weiterführenden Text von Justin *Stagl* „Karl Czoernigs *Ethnographie der Oesterreichischen Monarchie* und das Verschwinden der Ungarn". Stagl resümiert das in diesem Teil immer wieder zitierte Werk Czoernigs (1804–1889), der die »Ungern« vor allem zugunsten des deutschen Bevölkerungsteils marginalisierte; seine Darstellung sei »ein ethnosoziologischer Ansatz, der eine eingehendere Würdigung verdiente« (S. 279). Zur ethnisch-kulturellen Vielfalt der Habsburgermonarchie geht Peter *Stachel* näher auf die Arbeiten Gumplowiczs, des Czernowitzer Professors Eugen Ehrlich (1862–1922), Gustav Ratzenhofers (1842–1904) und Gustav Adolf Lindners (1828–1887) und ihre Auffassungen zum multinationalen Staat ein, lässt aber Ungarn außen vor. Das gilt auch für die wichtigen Abschnitte zu den „Wurzeln der Soziologie in Physik und Biologie", zu Wirtschafts-, Rechts- und Staatswissenschaften, Geschichte, Anthropologie und Kunstgeschichte sowie Psychologie und Philosophie. Zur Kriminalsoziologie wäre ein Blick auf den Zagreber Lehrstuhl vielleicht weiterführend gewesen, der hier erwähnte Strafrechtler Julius *Vargha* (1841–1909) wurde zwar in Ofen (*Buda*) geboren, er verbrachte aber sein Leben seit der Gymnasialzeit außerhalb Ungarns. Der Abschnitt von Ernst *Bruckmüller* über „Konflikte in der österreichischen Geschichte vom Wiener Kongress bis zum Fin de siècle in Darstellungen des 19. Jahrhunderts" erwähnt nur unkommentiert Anton Springers Darstellung (1863–1865), die Sondersituation Ungarns »durch seinen eigenen Konstitutionalismus« (S. 347) sowie das Votum Adolph Fischhofs (1869), der Ausgleich habe die Verfassungsfrage Österreichs »vereinfacht« (S. 349).

Unter den zwölf vorgestellten „‚Klassikern' der Soziologie schon vor der universitären Institutionalisierung des von ihnen vertretenen Faches" von Lorenz von Stein (1815–1890) bis Karl Renner finden sich in Teil E, wie erwähnt, neben Gumplowicz und Masaryk für Kroatien Bogišić, aus Ungarn Pulszky und Pikler. Eine „Konsolidierung der Soziologie" machen in Teil F Reinhard *Müller* und Karl

Acham an »ersten [deutschsprachigen] Übersichtsdarstellungen und Lehrbüchern«, Edith *Lanser* und *Müller* an der außeruniversitären Institutionalisierung fest. *Müller* beschränkt sich nicht auf Wien, Prag und Czernowitz, sondern geht im Rahmen der Möglichkeiten dieses Bandes ausführlich auf die Sozialwissenschaftliche Gesellschaft (*Társadalomtudományi Társaság*, 1901–1918/1919) und den Ungarischen Sozialwissenschaftlichen Verein (*Magyar Társadalomtudományi Egyesület*, 1907–1918) in Budapest ein.

Teil G ist „Weltanschauung und Gesellschaftstheorie" gewidmet und umfasst fünf problemorientierte Beiträge über „Gesellschaftskonzepte und Arten der Gesellschaftsanalyse – Vom Endes des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs" von der »individualistisch-liberalen Sozialwissenschaft«, den Austromarxismus, ethischen Sozialismus, die Katholische Soziallehre (Karl von Vogelsang [1818–1890] und seine Nachfolger) bis zur »universalistischen Gesellschaftslehre« am Beispiel der Schriften von Othmar Spann (1878–1950) bis 1918. Teil H fasst „Exemplarische Anregungen von Seiten einiger Nachbardisziplinen – Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs" zusammen. Zu „I. Geschichtswissenschaft, Mediengeschichte" findet man nur einen Beitrag über Wilhelm Bauers (1877–1953) Arbeiten zur öffentlichen Meinung. Es folgen Psychologie, Philosophie, Ökonomik, Sozialgeographie, Ethnologie, Kunstgeschichte sowie Sprach- und Kulturkritik (an den Beispielen Fritz Mauthner [1849–1923] und Karl Kraus [1874–1936]). Es bleibt bei deutschsprachigen Autoren aus der österreichischen Reichshälfte. Der in Ungarn geborene Ludwig Stein (1859–1930), der zur Methodologie und zu seiner „Philosophie des Friedens" (1899) aufgenommen wurde, hat im Deutschen Reich studiert und hat nur dort und in der Schweiz wissenschaftlich gearbeitet.

Der abschließende inhaltliche Teil ist mit „I: Wirkungsgeschichtlich bedeutsame Beiträge zu sogenannten Speziellen Soziologien – Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs" betitelt. Hier finden sich Beispiele zu I. Sozialstatistik, II. Soziologie der Politik (mit den erwähnten Artikeln zur Nationalitätenfrage), III. Wirtschaftssoziologie, IV. Sozialpolitik, V. Medizinsoziologie und Sozialhygiene, VI. Historische Soziologie und Kultursoziologie, VII. Die Frauenfrage, VIII. Soziologie des Krieges und des Friedens, IX. Wissenssoziologie, X. Moralkritik und Vorurteilsforschung und XI. Kunstsoziologie – in der Summe ein breites Spektrum von der Statistik Deutschösterreichs über die Frauenfrage, den Pazifismus, die Judenemanzipation bis zur Musikkritik, Literaturwissenschaft, Kunstwissenschaft und Kunstkritik. Unter den mehr als vierzig Darstellungen behandeln drei ungarische Autoren: Zur Kultursoziologie stellt Endre *Kiss* die im Umfeld Oszkár Jászis 1912 publizierte Monografie von Lajos Leopold (1879–1948) „Prestige" (*A presztízs*, 1916) vor. Karl Mannheim (1893–

1947) wurde, so Gábor *Felkai*, in seiner ersten Schaffensphase bis 1919 in Ungarn von Somló, Jászi und Lukács beeinflusst. Károly *Kókai*s „Georg Lukács und sein Schrifttum vor 1918" konkurriert ausgerechnet mit Josef Nadler (1884–1963) und dessen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (1912–1918), der nach dem Studium an der Deutschen Universität in Prag erst 1931 nach Tätigkeit in der Schweiz und Deutschland nach Wien berufen wurde.

Im „Schluss" bietet der Herausgeber einen Ausblick auf „Die Epochenschwelle von 1918" und einen „Blick auf die österreichische Geschichte und Soziologie der Zwischenkriegszeit", vor allem auf die Versuche, die ökonomische und die politische Krise der Republik Österreich zu lösen. Ergänzt werden die Darstellungen um nützliche „Kurzbiographien der erörterten Autorinnen und Autoren" (S. 970–1037). Der Umfang des Personenregisters (S. 1052–1082) zeigt die Fülle der enthaltenen Informationen, auch wenn die Zahlenreihung gelegentlich (S. 1068) unkonventionell erscheint.

Das erste Ziel des Bandes ist, folgen wir dem Vorwort, »dem deutschsprachigen Leser den Verlust vor Augen zu führen, den der mit 1918/19 weitgehend erfolgte Abbruch der wissenschaftlichen Beziehungen sowohl für die Soziologie als auch für ihre Nachbarfächer bedeutete« (S. 10). Auf die Nationalisierung der nichtdeutschsprachigen Wissenschaften seit den 1860er Jahren und ihre Nichtwahrnehmung durch die deutschsprachige Wissenschaft und Öffentlichkeit in der Monarchie geht hier Herausgeber Karl *Acham* nicht ein. Des Weiteren ist »mit dem vorliegenden Kompendium die Absicht verbunden, die Genese und die Wirkungsgeschichte der Soziologie zu den Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie zu einer Mehrzahl von geisteswissenschaftlichen Disziplinen im zentraleuropäischen Raum bis zum Ende des Ersten Weltkriegs darzustellen« (ebenda). Das ist zumindest für die deutschsprachigen Wissenschaftler und die österreichische Reichshälfte vorzüglich gelungen. Es ehrt den Herausgeber, dass er die entsprechenden Wissenschaften in den nicht-deutschsprachigen Teilen der Habsburgermonarchie einbezieht. Für eine vergleichbare übernationale Wissenschaftsgeschichte fehlen allerdings auch die Vorarbeiten.

Mehr als 70 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus zehn Nationen entwerfen in der Summe ihrer Einzelbeiträge ein anregendes Bild von den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften in der Habsburgermonarchie im langen 19. Jahrhundert. Sie entdecken Bekanntes wieder, laden vielfach zu Neuentdeckungen ein. Der Ansatz ist neu und weiterführend, das Ergebnis grundlegend und vor allem anregend, aber auch ausbaufähig, und erweitert die Perspektive.

Wolfgang Kessler Viersen

Király, Edit: *„Die Donau ist die Form". Strom-Diskurse in Texten und Bildern des 19. Jahrhunderts*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2017. 441 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-205-20388-9 = Literaturgeschichte in Studien und Quellen 27.

Die Donau verbindet unterschiedliche Regionen und Kulturen und gilt seit dem 19. Jahrhundert als *die* Identitätslandschaft der Habsburgermonarchie. Das Wiedererstarken des Interesses an den Verhältnissen des Vielvölkerstaates seit den 1960er Jahren, wie dies zum Beispiel auf dem Gebiet der Literatur die bahnbrechende Doktorarbeit „Der habsburgische Mythos" des Triester Germanisten Claudio Magris aus dem Jahre 1963 zeigt, trug in den 1980er Jahren weitere reiche Früchte.

Edit Király stellt am Anfang ihrer Monografie zwei dieser Werke vor, welche die Donau als eine neue Denk- und Schreibfigur der postmodernen Poetik der 1980er Jahre installieren: Claudio Magris: „Danubio" und Péter Esterházy: „Donau abwärts". Lang ist der Weg vom Bild des formlos dahinfließenden Stroms bis zur neu erfundenen Tradition, die das Denken über die Donau jenseits von Regionen-, Gattungs- und Textgrenzen erneuert und dabei die Schranken zwischen Wissenschaft und Literatur bewusst verwischt (S. 12–13). Wie aber ist es dazu gekommen? Welche früheren Vorstellungen vom Fluss aus dem 19. Jahrhundert bieten die Grundlagen für diese »Neukonzipierung als Schreib- und Lesefluss«? (S. 12.) Diesen Leitfragen geht die Verfasserin in ihrem opulenten Werk nach.

Claudio Magris betont schon durch den Verzicht auf einen Artikel im Titel seines Buches „Danubio" die Unbestimmtheit – ein Fluss ohne richtige Quelle am Anfang und mit einem Delta, in dem sich dessen Ende verliert –, und verwendet den Namen als geografische Metapher für die vielfältigen Kulturen an seinen Ufern. Der metaphorische Orientierungsverlust korrespondiert mit der postmodernen Schreibsituation des Verfassers, mit ihrer Erkenntnisskepsis und Repräsentationskrise. Die Donau gilt als Metapher für die Verbindung der Vielfalt und für den Schreibfluss, der diese Vielfalt umkreist. Péter Esterházy versucht nicht einmal, die Donau als eine geografische Metapher zu installieren, seine Schreibweise könnte als »Literatur über Literatur« charakterisiert werden (S. 17).

Edit Király führt in sechs Kapiteln vor, wie sich das Bild über die Donau als Natur- und Kulturlandschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts nach und nach veränderte, nicht zuletzt durch technisch-wirtschaftliche Eingriffe in die Natur: die Donauregulierung bei Wien (1870–1875) und die Regulierung der Kataraktenstrecke am Eisernen Tor (1890–1898) sowie durch die Verbreitung der Dampfschifffahrt seit den 1830er Jahren. Letztere markiert die Geburtsstunde des Bewusstwerdens über einen zusammenhängenden Flussverlauf, einen durch die

Verkehrstechnik hergestellten homogenen Raum vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer. (Kapitel I: „Regulieren und Regieren. Geschichte und Natur – Modelle einer Beziehung"; Kapitel II über die Dampfschifffahrt: „Die Feuersäule des Weltverkehrs"). Als politischer Wendepunkt für das österreichische Interesse an der völkerverbindenden Donau, gleichsam als Ersatz galten die Entwicklungen zur deutschen Einheit unter preußischer und eben nicht unter habsburgischer Vorherrschaft.

Im Kapitel III über „Die Erfindung des Donauraums" werden mit Hilfe der Konzepte von Simmel, Foucault und Henry Lefebvre soziologische Begriffe wie *Raum* und *Ort* diskutiert, um ihre Anwendbarkeit für den Donauraum im 19. Jahrhundert zu erproben. Die Verfasserin stellt fest, dass relationale Raummodelle wie die *Figur des Bandes* – die Donau als Verbindungsglied zwischen zwei Imperien, dem Habsburgerreich und dem Osmanischen Reich, zwischen Okzident und Orient –, und die *Figur der Grenze* – die Donau als durch Vielfalt, Hindernisse und Schwellen durchzogenes Gebiet – im 19. Jahrhundert parallel zueinander gültig blieben. Abgrenzungen und Vergleiche erfolgen weiterhin mit Blick auf imaginierte Geografien wie Edward Saids topologisches Modell *Orientalismus* und Raumkonzepte, die teilweise überschneidendes Gebiet beschreiben, beispielsweise *Balkan* und *Mitteleuropa*. Dabei betont Király, dass der *Balkan* für den Westen Europas als »der unvollkommenere Andere« (S. 166) gelte, bei dessen Konstruktion die Donau keine Rolle spiele, während der *Donauraum* als Konzept die Ähnlichkeiten der Region mit Westeuropa betone.

Das Konzept des *Bandes* zwischen Orient und Okzident wirft auch die Frage auf, wo und wie der Übergang zwischen diesen unterschiedlichen Größen ausgestaltet ist, durch die der Blick auf die Länder der unteren Donau geschärft wird. Dabei inszenieren sich manche Reisende in den Beschreibungen ihrer Fahrten nach Serbien, in die Walachei und nach Bulgarien sogar noch im 19. Jahrhundert als Entdecker unbekannter Regionen und betrachten die Donau von einem Dampfschiff aus als »Trägerin eines Modernisierungsauftrags« (S. 190).

Im Kapitel IV und V über „Die Donau als Landschaft – Sicht und Übersicht" beziehungsweise die „Historisierung der Donau-Landschaft" zeigt die Verfasserin, wie Landschaften durch kulturelle Praktiken der Ästhetisierung und Historisierung im 19. Jahrhundert zur Herausbildung kollektiver Identitäten beitrugen (S. 285). Király stellt für das breite Publikum konzipierte Reisebücher und Donau-Prachtbände vor und arbeitet heraus, wie unterschiedliche Wissensformate (Statistiken, Enzyklopädisches) auf die Gattung Reiseliteratur einwirken. Seit dem 18. Jahrhundert gewann außerdem die subjektive Beschreibung in den Reisedarstellungen immer größeres Gewicht, wozu die Methode der Visualisierung verstärkt verwendet wurde (so wurden zum Beispiel Landschaften durch den Ver-

gleich mit Bildern der barocken Landschaftsmalerei beschrieben, wodurch die ästhetische Kategorie *malerisch* aufkam). Im Zuge dessen gingen die visuellen und Textmedien eine einander gegenseitig befruchtende Beziehung ein.

Die Historisierung als Methode der territorialen Einigung spielte schon am Anfang des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle, dies im Sinne der Donau als Band des übernationalen Habsburgerreiches. Sie wurde dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Teil der einzelnen nationalen Identitätsnarrative, so etwa bei den Millenniumsfeierlichkeiten 1896 in Ungarn. Der Historismus verlangte nach narrativen Strukturen, Schauplätzen früherer Ereignisse und Denkmälern, womit die meisten Flusslandschaften reich bestückt aufgeladen und zur Legitimation nationaler Ansprüche verwendet wurden. Die malerischen Landschaftspanoramen entwickelten sich zu Geschichtspanoramen wie Dioramen, Cycloramen und Pleoramen, zu beliebten visuellen Erinnerungslandschaften mit Illusionstechnik. Denkmäler an erhöhten Stellen mit Panoramablick – wie die Walhalla bei Regensburg oder Melk und Dürnstein in der Wachau – waren zur Historisierung von Donaulandschaften besonders geeignet.

Historische Narrative verwenden zahlreiche Landschaftsbilder als Allegorien für Geschichte: Geschichte wie ein Fluss, ständig in Bewegung und Veränderungen unterworfen; der mäandernde Fluss steht auch für die ständige Richtungsänderung der Geschichte; oder der Fluss als Sinnbild der Zeit; der Flusslauf von der Quelle zur Mündung als eine Allegorie für die menschlichen Lebensabschnitte; die Donau als Faden des Erzählens; die Donau als *Blutstrom*, als Heeresstraße Mittel- und Südosteuropas. Parallel zur Rheinlyrik wurde die Donau ab 1870 als Identitätslandschaft für die deutschnationalen Bestrebungen in der Literatur entdeckt, wozu auch Adam Müller-Guttenbrunns donauschwäbische kulturmissionarische Konzepte entlang der Donau gehören.

Im letzten Kapitel widmet sich die Verfasserin neben der Grenze einem weiteren transitorischen Motiv: der *Schwelle*, wobei sie auf das Eiserne Tor mit seinen widersprüchlichen Beschreibungen als verkehrstechnische Herausforderung in einem homogenen Raum und als mythische Größe fokussiert, als wäre es »der weitgeöffnete Rachen eines Höllenmonsters« (Michael Quin, 1834). Spannend analysiert Király am Ende ihrer Monografie den Roman „Ein Goldmensch" (*Az arany ember*, 1872) des ungarischen Schriftstellers Mór Jókai, der Reales und Märchenhaftes, mündliche und schriftliche Erzählelemente auf ureigene Weise zur Geltung brachte und sich den homogenisierenden Tendenzen der Eliten in der Doppelmonarchie entgegenstemmte.

Allen Lesern, die an kulturellen Raumkonzepten in ihrer ineinandergreifenden Zirkularität interessiert sind und diese in Bezug auf die realen, regulierten, imaginierten, eingerahmten, historisierten, nationalisierten Landschaften der

Donau des 19. Jahrhunderts vertiefen möchten, sei dieses materialreiche, gut strukturierte Buch wärmstens ans Herz gelegt. Es ist unter http://www.oapen.org/search?identifier=629710 auch als Open Access Publikation zugänglich. Empfohlen sei zur weiterführenden Lektüre der 2018 von Edit Király mit Olivia Spiridon beim Jung und Jung Verlag (Salzburg/Wien) herausgegebene Band „Der Fluss. Eine Donau-Anthologie der anderen Art", der die Themen der hier besprochenen Monografie fesselnd weiterschreibt und anhand ausgewählter literarischer Texte veranschaulicht.

Krisztina Busa Regensburg

Diversität und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Seewann, Gerhard. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2019. 304 S., zahlr. Tab., Abb. ISBN 978-3-7917-3035-6 = Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München 139.

Die zwei Jahrhunderte, das 19. und das 20., deren Ereignisse sich unter dem Einfluss der Nationsidee befanden, liefern uns eine breite Palette an Interaktionen und Geschehnissen, so auch zu den Aspekten der Diversität und des Konflikts. Der Herausgeber präsentiert in diesem Band mehrere Beiträge rund um die Themen der Diversitätsdiskurse, der Diversität in Kirche, Bildung und Schule, politische und Identitätskonflikte. Ausgehend vom Konzept der *Diversität* Anerkennung von Verschiedenheit und Vielfalt in allen Bereichen als Gegenbegriff zur *Diskriminierung*, von den Spannungen, die in verschiedenen historischen Kontexten um diese Konzepte sich angesammelt und manchmal entladen haben, erörtert der Herausgeber die Thematik dieses Bandes, die sich von den prägenden Ereignissen und Veränderungen der Migration und Migrationspolitik im 18. Jahrhundert bis zu den Ereignissen der kommunistischen Zeit in Mittel- und Osteuropa erstrecken.

Der Beitrag von Peter *Šoltés* über den „Nationalcharakter in österreichischen und ungarländischen Statistiken 1780–1848. Ethnische Stereotypisierung von Slowaken und Ungarn" präsentiert im ersten Abschnitt „Diversitätsdiskurse" aufgrund von Reiseberichten im ungarischen Raum und frühen statistischen Erhebungen die Schilderungen des *Nationalcharakters* der Bewohner, dies auch im Spannungsfeld der Beziehungen zur Habsburgermonarchie. Bereits in einer frühen Etappe wurden Unterschiede zwischen Ungarn und Slowaken festgestellt und Stereotypen als Bestandteile des Nationalcharakters in Umlauf gebracht, zunächst mit einer komplementären Natur, die aber später konfrontativ wurden, und die mehr oder weniger bis heute im Umlauf sind. „Es war doch einmal eine Zeit…",

beginnt József *Liszka* seinen Beitrag über das friedliche oder wenig friedliche Zusammenleben der Ungarn, Deutschen und Slowaken in der heutigen Südwestslowakei; in dieser multiethnischen Region wirkten Wanderarbeiter und Händler als Vermittler der Verständigung, was durch Erzählungen und Lieder belegt werden kann; hier waren auch Kindertausch und, damit verbunden, Mehrsprachigkeit verbreitet. Zentral für diese Verständigung waren auch die Kneipen an der Donau und die Märkte, die nicht nur dem Handel, sondern auch der Kommunikation dienten. Enikő *Dácz* schildert aufgrund der Analyse einer ungarischen, einer rumänischen und einer siebenbürgisch-sächsischen Zeitung zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Entwicklung der Ethnizitätsdiskurse in Siebenbürgen, mit der Hervorhebung der Diskrepanzen zwischen konstruierter Wirklichkeit und realem Zusammenleben der Ethnien. Nach einer Erläuterung der theoretischen und methodischen Grundsätze schildert die Verfasserin die damals geltenden ethnischen Stereotypen und bemerkt, dass die „Kronstädter Zeitung" das meiste Gewicht auf die Konstruktion derselben legte, während aber auch die Redaktion der siebenbürgisch-ungarischen „Ellenzék" (*Opposition*) und des „Telegraful Român" (*Der rumänische Telegraf*) sich der politischen Dimension der Beziehungen zwischen den drei Ethnien widmeten. Somit trug die Presse wesentlich zur Bildung und Stärkung ethnischer Stereotypen bei, wobei sie die Grenzen der nationalen Diskurse aufzeigte. Günter *Schödl* würdigt im Beitrag „Nationale Minderheiten im Banat. Zur Relativität des Nationalen" die gegenwärtigen Vorgänge in Mittel- und Osteuropa rund um die Rolle der Minderheiten in den kriselnden Nationalstaaten zwischen Integration und neuen Ethnoregionalismen sowie den historische Entwicklung des Banats im 18. und 19. Jahrhundert hin zu einer mehrsprachigen Region, der sich heute Herausforderungen, aber auch Perspektiven der Mitgliedschaft Rumäniens in der Europäischen Union stellen, welche die Relativierung der Nationalstaatsidee und die Herstellung eines transnationalen Europäertums voraussetzen.

Zoltán *Ilyés* befasst sich im zweiten Abschnitt „Diversität in Kirche, Bildung und Schule" mit einer der umstrittenen ungarischen kirchenpolitischen Maßnahmen im österreichisch-ungarischen Dualismus, der Schaffung des Szekler-Vikariats des griechisch-katholischen Bistums von Hajdúdorog im Jahr 1912. Die Errichtung des Bistums fand in einem national-kirchlichen Spannungsfeld unter Protesten der rumänischen griechisch-katholischen Erzdiözese von Karlsburg-Fogarasch (*Alba Iulia-Făgăraș*) statt. Das Vikariat blieb wegen des Ersten Weltkriegs und der anschließenden Neuordnung eine kurzlebige Einrichtung, dennoch offenbaren die Ereignisse um seine Gründung viele Facetten der kirchlichen und interethnischen Beziehungen sowie derjenigen zum Staat. Gudrun *Schuster* behandelt das Thema der „Bildung versus Staatsideologie in Schulen der Sieben-

bürger Sachsen vor und nach 1945". Für die Siebenbürger Sachsen war die Bildung seit Jahrhunderten ein zentraler Bestandteil ihrer Identität, sie wurde aber nach 1945 ideologisch vereinnahmt. Die Verfasserin analysiert die allgemeinen Merkmale des Bildungssystems und den Prozess seiner Ideologisierung. Den wichtigsten Teil des Aufsatzes bildet die Beschreibung der Versuche, die Werte der Bildung in den Jahrzehnten des Kommunismus zu bewahren und sie der Ideologisierung möglichst fernzuhalten. Die Verfasserin, die viele Details aus ihrer Tätigkeit als Lehrerin in jener Epoche kennt, liefert mit der Auswertung von Fragebögen, die von dereinst ebenfalls aktiven Pädagogen ausgefüllt wurden, ein interessantes Bild über individuelle und kollektive Verarbeitungsarten der Ideologisierung im rumänischen System des kommunistischen Totalitarismus. Ágnes *Tóth* stellt die Rolle der Schulen im Leben der deutschen Nationalität im Ungarn der 1950er Jahre vor. Nach der Phase der Zwangsmigrationen und der Entrechtungsmaßnahmen beschränkte sich die Nationalitätenproblematik in Ungarn ausschließlich auf das Schulwesen. Es gab Versuche, die deutschsprachige Elementarbildung trotz der Skepsis der Eltern strukturell auszubauen. Der Fortschritt im Erlernen der deutschen Muttersprache war in jenem Jahrzehnt aber nur mäßig und fand im Kontext der vorherigen Politik gegenüber der deutschen Minderheit statt. Auch die DDR spielte eine Rolle in der Gestaltung des gegen Ende des besagten Jahrzehnts wieder restriktiveren deutschsprachigen Schulwesens in Ungarn.

Im dritten Abschnitt „Politische Konflikte" setzt sich Judit *Pál* mit der Nationsbildung in Siebenbürgen, dem Vorgang von der ständischen zur politischen Nation, bei allen maßgeblichen Nationalitäten Siebenbürgens auseinander. Im Jahr 1848 kam es zum ungarisch-rumänischen Konflikt um die Union Siebenbürgens mit Ungarn. Eingehend schildert die Verfasserin die Rolle und Entwicklung der Fahnen während der Märzrevolution, die als neues, zunächst zögerlich eingesetztes Symbol der Nation galten und Konflikte schufen, weil das Hissen der einen Fahne als Bekundung einer Loyalität oder gar Aggression gewertet werden konnte. So wurden die Fahnen auch zu Symbolen des Konflikts zwischen den Nationalitäten. Gábor *Egry* skizziert unter dem Titel „Ungarische Nationalitätenpolitik mit mehreren Gesichtern. Magyarisierungsdiskurs und gesellschaftlicher Kontext vor 1918" die theoretischen Grundzüge neuerer Interpretationsmuster im Hinblick auf das Unterrichtswesen und Zusammenleben im Alltag. Die Magyarisierungspolitik bot spätestens infolge des „Lex Apponyi" 1907 eine heiß umkämpfte Bühne der Nationalbewegungen, deren Auseinandersetzungen mit dem Staat aber der Alltag nicht immer in der gleichen Intensität widerspiegelte. Der Verfasser liefert hierfür mehrere Beispiele, ebenso für Auseinandersetzungen in Rechtsprechung und Schulpolitik, deren eine Folge die Stärkung eines siebenbür-

gischen Regionalismus war, der vielfach über die Zeitenwende 1918–1920 hinaus, nunmehr im neu gebildeten Großrumänien, weiterlebte. Andreas *Schmidt-Schweizer* untersucht das Verhältnis zwischen der bundesdeutschen Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn und dem kommunistischen Ungarn in den Jahrzehnten des Sozialismus. Die bislang wenig analysierte Tätigkeit der Landsmannschaft, die sich für eine Verständigung mit Ungarn einsetzte, war ein wichtiger Bestandteil der Beziehungen Ungarns zur Bundesrepublik Deutschland. Der Verfasser verfolgt die Tätigkeiten der Organisation im Kontext der bilateralen Beziehungen, wobei eine Rolle auch den Geheimdiensten sowie der DDR zukam. Obwohl die Initiativen um Familienzusammenführungen gescheitert sind, gab es mehrere Lockerungen im bilateralen Verhältnis, wobei auch die These von der deutschen Kollektivschuld nach und nach aufgegeben wurde. Zu einem Durchbruch kam es allerdings erst in den letzten Jahren des ungarischen Sozialismus.

Im letzten Abschnitt „Identitätskonflikte" behandelt Friedrich *Gottas* die Prozesse der Magyarisierung bei den Zipser Deutschen im 19. Jahrhundert, ausgehend von dem starken ungarischen Patriotismus, der in diesem multiethnischen Gebiet, einer »Hochburg des Hungarus-Bewusstseins«, vorherrschte. Dies setzte auch einen starken Trend zur Magyarisierung in der Zips voraus, der durch die Tätigkeit verschiedener Vereine, mitunter auch jener, welche sich die Magyarisierung zum Ziel gesetzt hatten, veranschaulicht wird. Aspekte der Mehrsprachigkeit, der Identitäten, des Patriotismus und der Mentalität verflechten sich hier in einer späten Variante des Hungarus-Bewusstseins. Elena *Mannová* befasst sich mit dem Vereinswesen im Königreich Ungarn in den Jahren des österreichisch-ungarischen Dualismus, und zwar hauptsächlich in den ungarisch-slowakischen Gebieten. Eines der Hauptmerkmale jener Epoche war die Instrumentalisierung, die Politisierung der Sprache für die Konstruktion ethnischer Diskurse und Grenzen im Leben der Vereine, wie die Verfasserin auch anhand statistischer Angaben nachweist. Die Verwendung der verschiedenen Sprachen in den Vereinstätigkeiten ermöglicht Rückschlüsse auf die Beziehungen zwischen den Nationalitäten. Ein wichtiges Augenmerk richtet die Verfasserin auf die Nationalität mit den meisten Vereinen, die Ungarndeutschen, sowie auf die Arbeiterbewegungen. Der zweite Beitrag von Gábor *Egry* verfolgt den Weg »einer merkwürdigen Minderheit« zwischen den beiden Weltkriegen: Es handelt sich um das schwierige Wiederfinden der Siebenbürger Rumänen nach dem Ersten Weltkrieg, im Kontext des neuen Staates Großrumänien, dessen Bukarester Führung das für sie befremdliche System des zentralistischen Einheitsstaates durchsetzte.

Die Beiträge dieses Bandes gehen mehrheitlich auf Vorträge zurück, die auf Tagungen in den Jahren 2010–2014 gehalten wurden. Sie decken eine lange und komplexe Zeitspanne ab, in der die Nationsidee auch Konflikte und Kriege be-

wirkte. Das friedliche Leben in Diversität ist eine große Folge jener bewegten Zeiten.

Loránd L. Mádly Klausenburg

Braun, Michael: *Béla Bartóks Vokalmusik. Stil, Kontext und Interrelation der originalen Vokalkompositionen*. Regensburg: ConBrio Verlagsgesellschaft 2017. 362 S., 176 Notenbeispiele. ISBN 978-3-940768-67-4 = Regensburger Studien zur Musikgeschichte 11.

Der Komponist Béla Bartók (1881–1945) blickt auf eine wechselhafte Rezeptionsgeschichte zurück. Zu Lebzeiten nahm er eine Außenseiterrolle ein: sowohl in seinem Mutterland Ungarn als auch, nach der Emigration im Jahre 1940, in seiner Wahlheimat USA. Doch in den letzten Jahrzehnten stieg Bartók zum meistgespielten Vertreter der klassischen tonalen Moderne neben Richard Strauss, Igor Strawinski und Dmitri Schostakowitsch auf. Bartóks Orchesterwerke – etwa das „Konzert für Orchester", die „Tanzsuite" und die beiden Ballettmusiken „Der holzgeschnitzte Prinz" und „Der wunderbare Mandarin" – gehören ebenso zum Standardrepertoire der weltweit führenden Symphonieorchester wie seine drei Klavierkonzerte. Hingegen fristen Bartóks Vokalwerke außerhalb Ungarns weiterhin ein Schattendasein – seine einzige Oper „Herzog Blaubarts Burg" vielleicht ausgenommen. An leidenschaftlichen Initiativen hat es nicht gefehlt. In den 1950er Jahren spielte der Dirigent Ferenc Fricsay (1914–1963), Leiter des Radio-Symphonie-Orchesters Berlin, „Herzog Blaubarts Burg" sowie die „Cantata profana" in deutschsprachigen Textfassungen auf Tonträger ein.[1] Sein Kollege Georg Solti (1912–1997) leistete Pionierarbeit in London und Chicago. In einem Gespräch, das Solti kurz vor seinem Tod in Budapest mit dem Filmregisseur István Szabó führte, gab er ein leidenschaftliches Plädoyer für Bartóks Vokalwerke ab.[2] Mit dem Dirigenten Pierre Boulez (1925–2016) fand Bartóks Vokalmusik auch einen prominenten französischen Fürsprecher.[3]

Eine nachhaltige Trendwende ist jedoch bislang nicht erfolgt. Dieser Befund trifft nicht nur auf den Konzertbetrieb zu, sondern ebenso auf die musikwissenschaftliche Erforschung von Bartóks vokalem Œuvre. Umso erfreulicher ist es, dass die neue Monografie von Michael Braun diese Forschungslücke auf überzeugende Weise schließen kann. Es handelt sich um eine 2015 an der Universität

[1] Elliott *Antokoletz* – Paolo *Susanni*: Béla Bartók. A Research and Information Guide. New York ³2011, 387–394.

[2] Georg Solti, Interview 1997. https://www.youtube.com/watch?v=3SKTDfYKjPk (11. März 2019).

[3] *Antokoletz* – *Susanni*: Béla Bartók, 387–394.

Regensburg eingereichte Dissertation, die unter der Betreuung von David Hiley am Institut für Musikwissenschaft entstand. Den Hauptgegenstand der Untersuchung bilden sechs Werke beziehungsweise Werkgruppen: „Herzog Blaubarts Burg" (1911–1918), die „Fünf Lieder" (op. 15 und 16, 1916), die „Cantata profana" für gemischten Chor, Soli und Orchester (1930), „Aus vergangener Zeit" für Männerchor a cappella (1935/1936) und „27 zwei- und dreistimmige Chöre" für Frauen- und Kinderchor (1935/1936). Gemäß Braun zeigt sich der Vokalkomponist Bartók hier in seiner reinsten Form, da es sich um vollständige Neuvertonungen existierender Texte ohne Rückgriff auf bereits vorhandenes musikalisches Material handelt. Davon zu unterscheiden seien die zahlreichen Arrangements von Volksliedern, die Bartók während seiner Tätigkeit als Musikethnograf schuf, als er die vielfältigen Regionen des Königreichs Ungarn in dessen Grenzen vor 1920 bereiste. Jeder der sechs originalen Vokalkompositionen widmet Braun ein eigenes Kapitel. Diese sind stets nach demselben Schema aufgebaut: „Entstehung, erste Aufführung und Veröffentlichung", „Der Text", „Musikalische Analyse" sowie „Zusammenfassung und Kontextualisierung".

Als Herzstück der Monografie darf die Analyse von „Herzog Blaubarts Burg" gelten. Braun zeigt sich bestens vertraut mit den jüngeren Forschungsansätzen von Carl S. Leafstedt (1999), Rita Honti (2006) und Elliott Antokoletz (2008).[1] Er weist nach, dass der Gesangsstil, den Bartók für seine Oper entwickelte, »ein selbstbewusster Schritt zu einem genuin ungarischen Stil« war, »geprägt von Rücksicht auf die spracheigene Prosodie und Anregungen aus der ungarischen Vokalmusik«. Lobenswert ist der Versuch des Verfassers, den Beitrag des Librettisten Béla Balázs zur künstlerischen Meisterschaft von „Herzog Blaubarts Burg" stärker zu akzentuieren als bisher. Hingegen hatte die ältere Forschung das Textbuch von Balázs oft dafür verantwortlich gemacht, dass die Oper zunächst als unaufführbar galt, und ihre Premiere erst 1918, knapp sieben Jahre nach ihrer Entstehung, feierte. Wünschenswert wäre in diesem Kontext noch die Einbeziehung des Aufsatzes von Nicholas Vázsonyi aus dem Jahre 2005 gewesen.[2] Darin zeigt Vázsonyi, wie stark die Dramaturgie dieser Oper vom damals revolutionären Medium des Kinos beeinflusst wurde, zumal Balázs zu den bedeutendsten Filmtheoretikern seiner Zeit zählte. Der meist bei Aufführungen weggelassene, ge-

---

1 Elliott *Antokoletz*: Musical Symbolism in Bartók's „Bluebeard". Trauma, Gender, and the Unfolding of the Unconscious. In: Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae 47 (2008) 3–4, 279–292; Rita *Honti*: Principles of Pitch Organization in Bartók's Duke Bluebeard's Castle. Helsinki 2006; Carl S. Leafstedt: Inside Bluebeard's Castle. Music and Drama in Béla Bartók's Opera. New York 1999.

2 Nicholas *Vázsonyi*: Bluebeard's Castle. The Birth of Cinema from the Spirit of Opera. In: Hungarian Quarterly 46 (2005) 178, 132–144.

sprochene Prolog zur Oper sei demnach ein kinematographisches Programm *in nuce*. Dafür leistet Braun einen neuen Beitrag zur Textanalyse, indem er einen deutlichen Einfluss der Philosophie Friedrich Nietzsches auf Bartóks Weltsicht nachweist, der sich in „Herzog Blaubarts Burg" manifestiert.

Die „Cantata profana" hat Georg Solti einst als Bartóks »vergessenes Meisterwerk« gerühmt. Die Geschichte vom Vater und seinen neun Söhnen, die auf die Jagd gehen, um einen Hirsch zu erlegen und dabei selbst in Hirsche verwandelt werden, basiert auf rumänischen Weihnachtsliedern, die heidnische und mythologische Motive beinhalten. Dieses hochkomplexe und symbolistische Werk hat in Deutschland immer noch nicht die Bekanntheit erlangt, die es verdient. Insofern ist es erfreulich, dass Braun hier die erste umfangreiche Studie zur „Cantata profana" in deutscher Sprache vorlegt. Die vier weiteren Werkanalysen behandeln weniger bekannte Vokalkompositionen und dürften daher vor allem für Bartók-Experten von Interesse sein.

In einem ausführlichen Schlusskapitel trägt Braun die Ergebnisse seiner komparativen Studien zusammen. Dabei weist er nach, dass Bartók prinzipiell zwei unterschiedliche Vokalstile verwendete: den freien »Parlando-Rhythmus« und das »Tempo giusto« in festem Tanzrhythmus. Ersteres sei eine gezielt sprachsensible, durch den alten Stil des ungarischen Volksliedes angeregte Art der Vertonung. Das zweite sei eine sprachunabhängige, rein musikalisch motivierte Kompositionsweise. Hinsichtlich Bartóks Verhältnis zu Text und Sprache konstatiert Braun, dass der Komponist in seinen Vertonungen die Gliederung der Texte minutiös nachvollziehe und die einzelnen Verse durch eigenständige Melodiebögen oder musikalische Zäsuren hervortreten lasse. Überdies bestimme der Text den dramaturgischen Verlauf der Vokalwerke. In einem Ausblick skizziert Braun mit „Vokalität in der Instrumentalmusik Bartóks" ein neues Forschungsfeld, das eine eingehendere Beschäftigung verdient. Eine grundlegende Einsicht bestehe darin, dass Bartóks Musik auch in rein instrumentalen Passagen oft den Eindruck erweckt, vokal gedacht zu sein. Denn die wichtigste Inspirationsquelle des Komponisten sei die ungarische Volksmusik gewesen, also eine überwiegend vokale Kunstform.

Der Anhang präsentiert erstmals deutschsprachige Übersetzungen der „Fünf Lieder" (op. 15) des Chorwerks „Aus vergangener Zeit" und der „27 zwei- und dreistimmigen Chöre". Damit liegen nun Bartóks gesamte originale Vokalkompositionen in deutschen Übertragungen vor, was die wissenschaftliche Beschäftigung für nicht Ungarisch Sprechende erheblich erleichtert. Grundsätzlich soll hervorgehoben werden, dass Braun seine Monografie mit größter philologischer Sorgfalt verfasst hat – ein Vorzug, den man bei vielen deutschsprachigen Publikationen über Ungarn vermisst. Beispielsweise hat der Verfasser sämtliche ungari-

sche Titel, Namen und sonstige Texte in der Originalsprache angegeben und selbstständig zahlreiche wortgenaue Übersetzungen angefertigt. In der Summe hat Braun eine verdienstvolle Dissertation vorgelegt, die künftigen Studien zu Bartóks Vokalmusik als Referenz dienen kann.

Daniel Carlo Pangerl Starnberg

Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa. Teil 2. Herausgegeben von Michel, Adrianna A. – Gornig, Gilbert H. Berlin: Duncker & Humblot 2019. 271 S., 9 Abb. ISBN 978-3-428-15703-7 = Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht 33.

Der Sammelband vereint die zu Aufsätzen ausgearbeiteten Vorträge dreier Symposien, die sich zwischen 2016 und 2018 mit dem Ersten Weltkrieg und dessen Folgen beschäftigten. Im Mittelpunkt stehen jene europäischen Länder außer Deutschlands, die insbesondere von den Friedensverträgen von St. Germain und Trianon betroffen waren. Die neun Aufsätze betreffen die Angliederung Eupen-Malmedys an Belgien, das Baltikum, die Folgen des Weltkriegs für Polen, Österreich und das Sudetenland, das österreichische Habsburgergesetz, die Südtirol-Frage, die Entstehung des südslawischen Staates, Ungarn sowie den Aspekt der Vertreibungen und des Bevölkerungsaustausches. Die wichtigsten Gedanken der Aufsätze werden in je einem englischsprachigen „Abstract" wiedergegeben.

Die meisten Autoren sind Juristen und Historiker, was in mehrfacher Hinsicht von Belang ist. Zum einen sind die meisten Beiträge aufgrund der an juristische Abhandlungen erinnernden Gliederung sehr lesefreundlich, zum anderen fördert diese Gliederung durchaus einen positivistischen Stil. Bestes Beispiel hierfür ist der Aufsatz von Michael *Kadgien* über das „Habsburgergesetz" vom 3. April 1919, das die Landesverweisung der ehemaligen Kaiserfamilie und die Übernahme weiter Teile ihres Vermögens durch den österreichischen Staat verfügte. *Kadgien* stellt sowohl die Vorgeschichte des Gesetzes und die Beweggründe dafür als auch seinen Inhalt dar, seine Novellierungen und die Auswirkungen bis in die Gegenwart. So leicht der Darstellung auch zu folgen ist, so schnell verliert der Leser aufgrund der Vielzahl der Abschnitte (etwa „III. 2. c) – aa" bis „III. 2. c) – hh") die Orientierung. Andreas *Raffeiner* gibt einen konzisen Überblick über die Auseinandersetzungen zwischen Österreich und Italien hinsichtlich der Zugehörigkeit Südtirols zu Italien. In diesem Aufsatz wird auch tatsächlich auf die Folgen des Ersten Weltkriegs »für das Zusammenleben der Völker« eingegangen, was entgegen dem Titel des Bandes nicht in jedem Aufsatz geschieht. Raffeiner stellt die

Versuche Roms zur Italienisierung der Region dar und geht auch auf die derzeitige kritische Einstellung der Südtiroler zu Italien ein. Adrianna A. *Michel* konzentriert sich auf die langwierige Entstehung Polens nicht nur am Verhandlungstisch, sondern auch auf den Schlachtfeldern und durch Aufstände. Doch erwähnt sie sowohl die Minderheitenprobleme des neu gegründeten Staates als auch die wirtschaftlichen und politischen Folgen des Krieges. Gilbert H. *Gornig* gleich mit zwei Aufsätzen vertreten. Zuerst beschreibt er die Entstehung Österreichs und der Tschechoslowakei, wobei er das Sudetenland in den Mittelpunkt rückt. Das Schicksal des Sudetenlandes verfolgt *Gornig* bis zur deutsch-tschechischen Erklärung von 1997, in der beide Seiten das Unrecht bedauerten, das man der jeweils anderen Seite zugefügt habe. In seinem zweiten Aufsatz „Ungarn und der Frieden von Trianon" (4. Juni 1920) prüft *Gornig*, inwiefern man juristisch von einem Fortbestand Ungarns nach 1920 sprechen könne. Als Kriterien des Fortbestands beziehungsweise des Untergangs von Staaten benennt er Veränderungen des Staatsgebiets, der Staatsgewalt und auch die Stellungnahmen der Staatengemeinschaft. Anschließend zeichnet *Gornig* den Rechtsstatus Ungarns in den Jahrhunderten vor dem Vertrag von Trianon nach. Dessen Inhalt stellt der Verfasser vor allem hinsichtlich der Abtretung von 63 Prozent des ungarischen Staatsgebiets und die Folgen des Vertrags für über 3 Millionen Ungarn, die in den umliegenden Staaten zu nationalen Minderheiten wurden, ausführlich dar: »Wegen der willkürlichen und widersinnigen Grenzziehung fühlt sich die ungarische Nation verständlicherweise bis heute ungerecht behandelt« (S. 215). Die Gebietsverluste spielten aber keine Rolle hinsichtlich der Frage der Fortexistenz des Landes, so *Gornig*, der daher die Kontinuität Ungarns als Rechtssubjekt bejaht. In einem weiteren Aufsatz über die Folgen des Ersten Weltkriegs für das Zusammenleben der Völker analysiert Holger *Kremser* den Aspekt von Vertreibung und Bevölkerungsaustausch anhand der Vertreibung der Armenier aus dem Osmanischen Reich, der Griechenverfolgungen und des griechisch-türkischen Bevölkerungsaustausches von 1923 sowie der Abwanderung von Deutschen aus Polen, Elsass-Lothringen und dem Memelland. Auf diese Weise stehen am zum Abschluss des Bandes nicht politische Entscheidungsprozesse und juristische Argumentationen im Fokus, sondern das Leid Unschuldiger, die die Folgen jener politischen Entscheidungen über sich ergehen lassen mussten. Das betont und zusammengefasst zu haben, ist das Verdienst des Bandes, auch wenn die einzelnen Aufsätze für Fachhistoriker wenig Neues bieten.

Franz Sz. Horváth Rüsselsheim

Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum. 1917 und danach. Herausgegeben von Ilić, Angela – Kührer-Wielach, Florian – Samide, Irena – Žigon, Tanja. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2019. 304 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-7917-2995-4 = Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München 138.

Die Zeiten der Ungewissheit nach dem Ersten Weltkrieg waren durch den Zerfall der Habsburgermonarchie und der *alten Ordnung* gekennzeichnet. Die Pläne zur Neuordnung des Donau-Karpaten-Raumes bilden eine definitorische Kreuzung der Geschichte. Die Studien dieses Bandes wurden auf einer dreisprachigen interdisziplinären Tagung in München über die Hintergründe und die Aspekte der Umbruchsjahre vorgestellt. Sie sind drei thematischen Schwerpunkten zugeordnet: „Politische Konzepte und der Versuch ihrer Umsetzung", „Kirchen im Umbruch" und „Presse und Literatur als Reflexionsräume".

Im ersten Abschnitt präsentiert Ljubinka *Toševa Karpowicz* die Ereignisse rund um die Bildung des *Staates Rijeka* zwischen November 1918 und September 1920, die dank einer jüngeren, umfassenden Quellenveröffentlichung erforscht werden kann. Die Ursprünge dieser Staatsbildung liegen in den lokalen Besonderheiten. Deren Vorgang bis hin zum Abdriften in den Faschismus erhalten hier klare Nuancen. Nataliya *Nechayeva-Yuriychuk* befasst sich mit der Rolle einer spezifisch ukrainischen nationalen Identität in der Gründung der Huzulischen Republik. Sie stellt den Prozess der Entstehung dieses Staates und die Versuche zur Vereinigung mit der Westukrainischen und Ukrainischen Volksrepublik detailliert dar, ebenso den Sturz dieser kurzlebigen Republik und die Eingliederung dieser Region in die neu gebildete Tschechoslowakei. Tullio *Vorano* widmet sich der Republik von Labin, die infolge von Bergarbeiterstreiks unter der italienischen Besatzung entstand. Gegen die streikenden Bergleute hat man Faschistentrupps und schließlich das Militär eingesetzt. Hier ging es um einen der ersten antifaschistischen Proteste, der den politischen Gedankenaustausch anspornte. Nándor *Bárdi* und Csaba *Zahorán* beschreiben die Ideen und Ereignisse rund um die Selbstbestimmung der Szekler am Ende des Ersten Weltkriegs. Nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie wurde dieses von Binnenungarn geografisch entfernte, aber von ungarischen Szeklern bewohnte Gebiet zum Gegenstand von Plänen einer eigenen Republik. Trotz des Scheiterns dieser Idee infolge der Einbindung in das zentralistisch gestaltete Großrumänien entstanden auch später ähnliche Projekte, und das Thema der Selbstbestimmung der Szekler erweist sich bis in unsere Tage wiederholt als aktuell. Éamonn *Ó Ciardha* legt eine vergleichende Darstellung der irischen und ungarischen National-

bewegungen im langen 19. Jahrhundert vor. Die politische Entwicklung in Ungarn, so die Revolution von 1848 und der österreichisch-ungarische Ausgleich 1867, wurden in Irland, hauptsächlich in den Kreisen der Nationalisten und Republikaner, eng verfolgt. Ein wichtiges Moment war die Publikation des vom Gründer der Sinn-Féin-Bewegung verfassten und mehrmals aufgelegten Pamphlets „Ressurection of Hungary" (1904), das die Parallelen zwischen der Lage Ungarns und Irlands betonte.

Im zweiten Abschnitt beleuchtet France Martin *Dolinar* die Tätigkeit der Bischöfe der illyrischen Kirchenprovinz um Görz während des Ersten Weltkriegs und danach, im Kontext des Zerfalls der Donaumonarchie, unter dem Einfluss des Kriegseintritts Italiens 1915, zwischen der italienischen Besatzung und den nationalen Bestrebungen der Südslawen. Noch mehr Herausforderungen für die katholischen Kirchenstrukturen folgten nach der territorialen Neugestaltung, die der Verfasser in voller Komplexität der Bedingungen vor und während der Herauskristallisierung der neuen Ordnung untersucht. Heiner *Grunert* analysiert die Herausforderungen der serbisch-orthodoxen Kirche am Ende des Ersten Weltkriegs. Er verfolgt die Herausbildung der serbischen Nationsidee, die eine Sakralisierung durchlief, im Kontext des serbischen Nationalismus, der während des sich abzeichnenden Zerfalls der Habsburgermonarchie zu einem der wichtigsten Aspekte in der Region wurde. Die Utopie einer geeinten serbischen Kirche im eigenen Staat wurde 1918 zur greifbaren Wirklichkeit, wobei aber das Zusammenschweißen des neuen Staates zögerlich ablief und auch Enttäuschungen verursachte. Lajos *Szász* fragt, wie das Reformationsjubiläumsjahr 1917, inmitten der Kriegswirren, in Ungarn begangen wurde. Die ersten Jahre des Weltkriegs waren auch in Ungarn von Optimismus gekennzeichnet. Die Wende trat um 1916 ein, wobei auch der siebenbürgischen Frage eine wichtige Rolle zukam. Die Idee einer protestantischen Union konnte sich wegen der Verwerfungen zwischen den verschiedenen Ethnien nicht durchsetzen; auch waren die maßgeblichen Ideenrichtungen in den ungarischen protestantischen Kirchen eher von nationalistischen Zügen durchsetzt. 1917 wurde der 400. Jahrestag der Reformation auch in Laibach (*Ljubljana*) gefeiert. Tanja *Žigon* stellt die Rolle des slowenischen Reformators Primus Truber heraus, die mit jener Luthers in der deutschen historischen Wahrnehmung vergleichbar ist, und beschreibt die Geschichte der Laibacher Kirchengemeinde im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten auch zu Ehren des *slowenischen Luther*.

Im dritten Abschnitt geht Clemens *Ruthner* den apokalyptischen Szenarien der deutschsprachigen Fantastik in der Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg auf den Grund. Der Zerfall der Habsburgermonarchie rief in der fantastischen Literatur neue Richtungen hervorgerufen – Okkultismus, Weltuntergangs-

szenarien, Irrationalismus –, einige von diesen waren mit nationalistischen und völkischen Ideologien verwandt. Anhand der Werke von Alfred Kubin, Hanns H. Ewers, Karl Hans Strobl und Friedrich Wilhelm Murnau zeigt der Verfasser, wie sich Elemente der Apokalypse, der Krankheit oder des Todes unter dem Eindruck des Unterganges der Habsburgermonarchie in der Literatur durchsetzten und das Imaginäre nachhaltig prägten. Johann Georg *Lughofer* begibt sich auf eine Reise durch „Heanzenland". Sein Beitrag handelt unter anderem von Joseph Roths Schilderungen des Burgenlandes, das 1918 zum Schauplatz eines politischen Experiments, der Republik Heinzenland, wurde. Roth versuchte in seinen Beiträgen in der Zeitung „Der Neue Tag" den hybriden kulturellen Charakter des Burgenlandes darzustellen, die Attitüden gegenüber Staatlichkeit und Identität sowie die verschiedenen Stereotype der Wahrnehmung hauptsächlich bei Deutschen und Ungarn. Die Politik der ungarischen Räterepublik hat hier für viel Missmut gesorgt und Abneigung, auch gegen Ungarn im Allgemeinen, verursacht. Geschildert werden auch die Ereignisse bis zur Eingliederung des Burgenlandes in die Republik Österreich. Die Visionen, Utopien und Dystopien in der deutschen Presse der Untersteiermark von 1900 bis 1917 sind das Thema des Beitrags von Anja Urekar *Oswald*. Auch dieses Gebiet der Mehrsprachigkeit widerspiegelt die Zustände der letzten Jahre der Habsburgermonarchie während des Weltkriegs, vor allem in den Artikeln deutschsprachiger Presseorgane wie „Correspondent für Untersteiermark" und „Marburger Zeitung". Um die nationalen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Slowenen schlagen sich eher radikale und großdeutsche Ideen nieder, deren Motive eingehend, auch im Kontext der Suche nach Lösungen für die Zukunft, analysiert werden. Spezielles Augenmerk fällt auf die Figur des *deutschen Michels*, der in der „Marburger Zeitung" zum Opfer des habsburgischen Vielvölkerstaates stilisiert wurde. Milka *Car* untersucht die Utopien und Freiheitsprojektionen in den Werken des kroatischen Dichters Miroslav Krleža. Der bedeutende kroatische Autor drückte in seiner zeitgenössischen Dichtung und in Frontberichten seine Begeisterung für die Oktoberrevolution und die Figur Lenins aus. Im Glauben an den Kommunismus verbarg sich Krležas Haltung gegenüber dem Krieg, den er als totale Negation der Menschlichkeit betrachtete.

Der Band vereinigt tiefschürfende Aufsätze über den Zerfall der Habsburgermonarchie und die Neugestaltung Ostmitteleuropas in den Schicksalsjahren nach 1917. Der Optimismus befriedigender Lösungen brennender politischer und nationaler Fragen wich dem Pessimismus, der – im Krieg durch Tod, Elend und Verwüstung gesteigert – alsbald Feindseligkeiten hervorbrachte und für deren künstlerische Schilderung auch in neuartigen literarischen Werken sorgte.

Loránd L. Mádly Klausenburg

Balogh, Margit: *Az Apát úr. Pehm (Mindszenty) József zalaegerszegi évei* [Der Herr Abt. Die Jahre des József (Mindszenty) Pehm in Zalaegerszeg]. Zalaegerszeg: Göcseji Múzeum 2019. 608 S., 253 Abb. ISBN 978-963-72057-6-7.

Die Verfasserin ist Dozentin an der Eötvös-Loránd-Universität und Hauptmitarbeiterin des Geschichtswissenschaftlichen Instituts des Geisteswissenschaftlichen Forschungszentrums in Budapest. Sie beschäftigt sich mit gesellschaftspolitischen Themen des 20. Jahrhunderts, vornehmlich mit kirchenpolitischen Problemen, darunter seit über 20 Jahren mit der Gestalt von József (Pehm) Mindszenty (1892–1975), zu der sie 2002 und 2015 bereits zwei grundlegende Werke vorgelegt hat. Ihr hier besprochenes Buch beinhaltet akribische Analysen über die 27jährige Pastoraltätigkeit des späteren Bischofs, Erzbischofs und Kardinalprimas József Mindszenty, der als Pfarrer in Zalaegerszeg von Gläubigen und Mitmenschen einfach „Herr Abt" (*Apát úr*) genannt wurde. Um das Gesamtergebnis der Bemühungen der Verfasserin vorwegzunehmen: Das Werk ist eine hervorragende Darstellung der pastoralen Tätigkeit eines außerordentlich begabten, erfolgreichen, aber auch sehr energischen Pfarrers, des ebenso geschätzten wie gefürchteten Herrn Abtes, József Mindszenty. Für seine Gründlichkeit spricht schon der Umfang des Apparats: 1.600 Fußnoten (S. 501–561), Forschungen in 25 staatlichen und kirchlichen Archiven von Moskau bis Kalifornien (S. 565), Bearbeitung von 21 schriftlichen Werken des Kardinals (S. 565–566), Auswertung von 54 Presseorganen (S. 565–567), Verzeichnis von 192 Publikationen zum Thema (S. 567–575), ein 131 Seiten langes Abkürzungsverzeichnis (S. 576–578), Nachweise von 253 Bildern und Zeichnungen (S. 579–587), ein 13 Seiten umfassendes Personenverzeichnis (S. 589–602) sowie das Ortsregister von 6 Seiten (S. 603–608).

Die Monografie aus einer klugen Einleitung (S. 9–11), 14 Kapiteln (S. 13–470) und abschließend aus einem ebenfalls klugen Nachwort (S. 471––474) sowie einer grafologischen Auswertung von Mindszentys Handschriften (S. 476–499). Es ist unmöglich, das ganze Werk in allen Einzelheiten zu würdigen, denn die Verfasserin bettet zudem ihre Darstellungen, die Hintergründe und bisher unbekannte Motivationen in die allgemeine politische und gesellschaftliche Zeitgeschichte Ungarns und der Stadt Zalaegerszeg im Komitat Zala ein. Die 253 Abbildungen aus der zeitgenössischen Presse sind ebenso beredte Dokumente.

Das erste Kapitel zeichnet den Weg Mindszentys zum Priestertum auf. Sichtbar werden sein Fleiß, seine Schreibbegabung und die Entschlossenheit zur unbeugsamen katholischen Glaubenstreue. Im zweiten Kapitel wird ausführlich die Konfrontation des jungen Kaplans, Religionslehrers und Zeitungsmachers mit der linksorientierten, später kommunistischen Politik von 1919 geschildert. Das dritte Kapitel stellt die sehr erfolgreiche administrative und seelsorgerische Tätig-

keit des jungen Pfarrers in Zalaegerszeg dar. Dabei werden auch die zunehmenden konfessionellen Spannungen infolge der neuen katholischen Ehegesetze sowie die ersten Presseprozesse des streitbaren Pfarrers erörtert. Im vierten Kapitel wird Mindszenty als entschiedener Pionier des katholischen Presseapostolates und als politischer Förderer des Legitimismus, der Wiederherstellung der Monarchie unter dem Haus Habsburg und in den Landesgrenzen vor 1920 charakterisiert. Das fünfte Kapitel ist dem notwendigen Bau der zweiten katholischen Kirche der Stadt und der Niederlassung der Franziskaner mit allen Problemen und Auseinandersetzungen, das sechste Kapitel der Niederlassung der Notre-Dame-Schwestern und ihrer Klosterschule gewidmet.

Das Kapitel sieben stellt in sieben Abschnitten Mindszenty als Seelsorger, Förderer des Vereinslebens, Kirchenhistoriker, Prediger, Armenpfleger, Kulturförderer und autoritativer Würdenträger vor. Diese Ausführungen liefern das Kernstück der Biografie, nämlich die eigentliche Charakteristik der pastoralen Tätigkeit des Pfarrers von Zalaegerszeg mit allen sehr positiven, aber auch negativen Resultaten. Denn Mindszentys Ziel war die »Durchsetzung eines kompromisslosen christlichen Kurses« (S. 181). Nicht zufällig war sein Vorbild der große Reorganisator der Diözese Veszprém, der unnachgiebige Bischof Márton Padányi Bíró (1745–1762), dessen Biografie er 1934 in Zalaegerszeg publiziert hatte.

Eingebettet in die internationale und innenpolitische Situation Ungarns stellt das achte Kapitel den immer radikaleren Legitimismus Mindszentys dar, seine Bemühungen für die Rechtskontinuität des ungarischen Königshauses in Person des ehemaligen Thronfolgers Erzherzog Otto von Habsburg (1912–2011). Das neunte Kapitel schildert die Auseinandersetzungen Mindszentys mit der unfreundlichen Kirchenpolitik der Gömbös-Regierung (1932–1936) gegenüber der katholischen Kirche in der Stadt und im Komitat.

Als die Diözese Steinamanger (*Szombathely*) gemäß Vorschrift des neuen Kirchenrechtes (Codex 1917) 1927 eine Diözesansynode abgehalten hatte, erarbeitete Mindszenty im Vorfeld ein präzises, mit Statistiken untermauertes Memorandum über die erbärmlichen kirchlichen Verhältnisse des westlichen Distriktes der Diözese (in der Region *Göcsej*). In dieser 17-seitigen (auch gedruckten) Schrift schlug Mindszenty zur Hebung der pastoralen und schulischen Situation 16 neue Seelsorgestellen vor, die später alle auch mit Schulen errichtet wurden. Mindszenty, der dabei eine erstaunliche Organisationsarbeit geleistet hatte, wurde von seinem Bischof zum *bischöflichen Kommissar* des Komitats Zala ernannt (bis 1937). In diesem neunten Kapitel liefert die Verfasserin auch eine Kurzgeschichte der neuen Seelsorgestellen.

Mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich 1938 wurde die nationalistische Ideologie in Ungarn populärer. Mindszenty, der diese zum Beispiel

anhand des Buches „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg (1893–1946) studiert hatte, entfaltete dagegen in Wort und Schrift einen entschiedenen Widerstand. In diesen Zusammenhang gehört auch die Änderung seines ursprünglich deutschen Familiennamen *Pehm* (*Böhm*) in Ungarisch *Mindszenty* – nach seinem westungarischen Heimatort Csehi*mindszent* –, ebenso die Organisation einer Klerusversammlung in Budapest zum Verdruss der ungarischen Bischöfe. Das ganze Thema ist im elften Kapitel dargestellt.

Als Deutschland im April 1941 Jugoslawien militärisch besetzte, aber die Region zwischen den Flüssen Drau und Mur verließ, rückte das ungarische Heer nach und stellte hier die alte, bis zum Friedensvertrag von Trianon (1920) bestandene Landesgrenze wieder her. Mindszenty, der schon immer für die Wiederherstellung des alten Ungarn war, setzte sich für die neue Verwaltung trotz lokalen Widerstandes in der von einer nur kleinen ungarischen Minderheit bewohnten Region politisch wie kirchlich ein. Diese politisch, gesellschaftlich wie kirchenrechtlich komplizierte Geschichte ist der Gegenstand des zwölften Kapitels der Monografie.

Das dreizehnte Kapitel beschreibt Mindszentys sehr enges Verhältnis zu seiner Mutter – er schrieb auch ein mehrmals überarbeitetes Buch über „Die Mutter“ –, und seine konservative Auffassung von Frau und Familie. Das letzte, vierzehnte Kapitel, behandelt im Wesentlichen seine 1944 im Sinne des Nuntius Angelo Rotta und gemäß der Absicht von Papst Pius XII. erfolgte Ernennung zum Bischof von Veszprém, dies trotz der Bedenken des Kardinalprimas Jusztinián Serédi (1884–1945) und des Widerstandes der ungarischen Regierung. Damit endet die Zeit des *Herrn Abtes* in Zalaegerszeg, zugleich die Zielsetzung der Verfasserin.

Diese großartige Biografie verfügt allerdings noch über einen bedeutsamen Anhang: die 22-seitige grafologische Auswertung von 20 Handschriften Mindszentys aus dem Zeitraum 1910–1973. Die Verfasserin legte diese der Grafologin Erika W. Barna ohne Angabe der Person des Autors zur Charakterisierung vor. Die Grafologin stellte fest, dass der Autor eine charismatische Persönlichkeit mit einer festen Wertordnung und einem breiten geistigen Horizont gewesen sei, »die unerschütterlich ihren Überzeugungen und Prinzipien folgt [...]. Eine von inneren Überzeugungen geleitete selbstbewusste Person mit außerordentlich starker positiver Ausstrahlung […]«. Der Autor »erwartet, dass andere sich auch an die von ihm als für richtig erachtete Normen halten. Er ist derjenige Typ, der eher bricht als biegt, seinen eigenen Prinzipien auch dann folgt, wenn er aus dieser Haltung Nachteile erleidet« (S. 479–480). Die grafologische Auswertung weist auch die längerfristige Entwicklung des Persönlichkeitsbildes Mindszentys im Laufe der Zeit nach, so im Jahre 1973 »seine Wandlung nach innen, sein intensiveres, stärkeres religiöses Leben [...]. Seine frühere Härte wurde milder und er-

langte eine innere Versöhnung und spirituelle Entspannung« (S. 499). Diese Introvertiertheit stellte auch der Schreiber dieser Zeilen fest, als er am 28. März 1972 in Wien von Mindszenty zu einer anderthalbstündigen Unterhaltung empfangen wurde.

Wenn die Laufbahn József Mindszentys einmal auch in den Archiven des Heiligen Stuhles erforscht werden wird, dann könnten weitere Einzelheiten zu seinen kirchenpolitischen Aktivitäten zutage treten. Doch über seine menschlichen Seiten, seine Person und seinen Charakter, wird es kaum Neues zu sagen sein. Denn darüber hat Margit Balogh in ihren Mindszenty-Biografien, insbesondere im vorliegenden Band, definitive Feststellungen getroffen.

Gabriel Adriányi Königswinter

Hóman Bálint és népbírósági pere [Bálint Hóman und sein Prozess vor dem Volksgericht]. Szerkesztette Ujváry, Gábor. Budapest: Ráció Kiadó / Székesfehérvár: Városi Levéltár és Kutatóintézet 2019. 656 S., zahlr. Abb. ISBN 978-615-5675-31-7.

Bálint Hóman (1885–1951) gilt heute noch als einer der bedeutendsten ungarischen Mediävisten des 20. Jahrhunderts. Seine Arbeiten über die ungarische Geldgeschichte des Mittelalters und die von ihm verfassten Bände der zusammen mit einem anderen herausragenden Historiker, Gyula Szekfű (1874–1955) erstellten Synthese „Ungarische Geschichte" (*Magyar történet*) zählen wie eh und je zu den Klassikern des Fachs. Hóman machte eine steile Karriere als korrespondierendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die ihm 1922 eine Lehrstuhlvertretung und 1925 einen eigenen Lehrstuhl an der Budapester Universität bescherte. Er engagierte sich früh in wissenschaftlichen Gesellschaften, wurde 1923 Generaldirektor des Ungarischen Nationalmuseums und hatte auch danach zahlreiche Ämter in Instituten, Verbänden und Redaktionen inne.

1932 begann Hómans zweites Leben, das des Politikers. Er übernahm in der Regierung von Gyula Gömbös (1886–1936) das Amt des Religions- und Erziehungsministers, das er mit Unterbrechungen in verschiedenen Regierungen bis 1942 innehatte. Er stand damit einem Schlüsselministerium vor, war doch zum Beispiel die auswärtige Kulturpolitik damals ein Schlüsselelement des ungarischen Revisionismus. Hóman gelang es, das Kulturetat auf etwa zehn Prozent des ungarischen Staatshaushaltes zu steigern. Kultureinrichtungen in mehreren europäischen Ländern, gegenseitige Kulturabkommen unter anderen mit Deutschland, Polen, Italien, aber auch der Ausbau des ungarischen Schulwesens (über 1.000 neue Klassenräume) stellen nur einige positive Meilensteine von Hómans einschlägiger Arbeit als Politiker dar.

Dieser Bewertung steht die Tatsache gegenüber, dass er als Erziehungsminister auf die antisemitischen Ausschreitungen ungarischer Studenten an Universitäten nichts Konkretes unternommen hatte. Kritiker werfen ihm sogar vor, durch eine Denkschrift vom Februar 1938 das erste „Judengesetz" Ungarns initiiert und später als Mitglied des „Judenausschusses" seiner Partei die antisemitische Regierungspolitik wesentlich und aktiv mitgetragen zu haben. Fest steht, dass er 1942 als Minister ein Gesetz einbrachte, das die jüdische Religion vom Status einer (mit den anderen) gleichberechtigten auf den einer anerkannten, also tolerierten Religion herabstufte. Den Antisemitismus Hómans bestreitet auch Gábor *Ujváry*, der Herausgeber des rezensierten Bandes, nicht. Er verweist aber auf die notwendige Kontextualisierung, also die Einbettung von Hómans Einstellung in die damals weit verbreitete Ablehnung der Juden auch in nationalkonservativen Kreisen. Ein »selektiver Antisemitismus« habe Hóman ausgezeichnet, indem er zwischen den assimilierten und integrierten Juden auf der einen Seite, und den der ungarischen Kultur fernstehenden »Ostjuden« auf der anderen Seite unterschieden habe. Mag er auch ein Antisemit gewesen sein und zur antisemitischen Gesetzgebung beigetragen haben, dürfe man nicht außer Acht lassen, so *Ujváry* über Hóman in seinen Beiträgen zu diesem Band wie auch im letzten Jahrzehnt in mehreren Publikationen, dass der ehemalige Minister 1944 in vielen Fällen zur Rettung jüdischer Persönlichkeiten beitrug, indem er für sie Ausnahmeregelungen von der Geltung der Judengesetze verschafftet. Zwar sei Hóman für seine Germanophilie bekannt gewesen, doch habe er nie nationalsozialistische Positionen eingenommen. Vielmehr habe er erkannt, dass sich Ungarn zwischen dem Dritten Reich und der Sowjetunion für die eine Seite entscheiden müsse. Da revisionistische Erfolge, die von der gesamten ungarischen Gesellschaft gewollt waren, nur mit Hilfe des deutschen Staates möglich waren, gab es keine Alternative zu einem Bündnis mit dem Dritten Reich, betonte nach dem Krieg Hóman selbst. Im März 1944, nach der deutschen Besetzung seines Landes, lehnte Hóman nicht nur eine Position in der von den Besatzern eingesetzten ungarischen Regierung ab, sondern protestierte sogar als einziger führender ungarischer Politiker gegen die Besetzung und die Übergriffe der Besatzer. Zugleich unterhielt er aber enge Beziehungen zur neuen Regierung. Ende 1944 schloss er sich dem unter Federführung der Pfeilkreuzler gebildeten Nationalen Bund (*Nemzeti Szövetség*) an und begleitete diesen in die Stadt Ödenburg (*Sopron*). Von den US-Amerikanern im Juli 1945 in Österreich festgenommen, lieferte man ihn im November desselben Jahres an Ungarn aus. 1946 wurde ihm der Prozess vor einem Volksgericht gemacht, das ihn wegen seiner Zustimmung zum Kriegseintritt Ungarns 1941 zu einer lebenslänglichen Haft verurteilte.

Hómans Prozess ist in diesem Band nachzulesen. Der Herausgeber, Leiter einer Forschungsgruppe in dem 2014 gegründeten Budapester Veritas Institut für Geschichtsforschung und Archiv, ist in der Thematik seit längerer Zeit mit einer Vielzahl von Aufsätzen ausgewiesen. *Ujváry* bemüht sich stets um eine umfassende und zugleich nuancierte Sicht auf das Leben und Werk Hómans, indem er den Schatten im Leben des Politikers als mit dem Licht im Leben des Wissenschaftlers ebenbürtig darstellt. Dabei setzt er sich kritisch mit dem Umgang von Teilen der ungarischen Gesellschaft mit der *Causa Hóman* auseinander, die sowohl im Zusammenhang mit dem Prozess von 1946 als auch hinsichtlich der langwierigen Rehabilitationsbemühungen nach der Wende von 1989 und der aus seiner Sicht übertriebenen und einseitigen Verurteilung Hómans durch Historikerkollegen.

Der vorliegende Quellenband beinhaltet drei Hauptabschnitte. Im ersten wird der Leser gleichsam zum Prozess hingeführt: Eine hundertseitige Chronologie aus der Feder von *Ujváry* stellt die Biografie Hómans vor, Tibor *Zinner* beleuchtet in einem Aufsatz die Arbeit der Volksgerichte, und *Ujváry* selbst untersucht den Prozess und dessen Neuverhandlung im Jahr 2015. Im zweiten, umfangreichsten Hauptabschnitt werden die Akten des Prozesses wiedergegeben, einschließlich der ersten Ermittlungen, der Anklageschrift, der Protokolle der Verhandlungstage samt Zeugenaussagen und Urteil. Der dritte Hauptabschnitt hat die Rehabilitationsversuche seit 1989 zum Thema. Hierbei legen wichtige Akteure dieser Bemühungen Zeugnisse ihrer Arbeit ab, so der Politiker István Varga und der Richter Zsolt Horváth. Interessant sind auch die Ausführungen von Éva *Susa*, die 2001 den Leichnam Hómans in einem anonymen Massengrab des Gefängnisses von Vác identifiziert hat. Ebenfalls in diesem Abschnitt ist die Expertise von 2015 abgedruckt, die *Ujváry* als gerichtlich bestellter Fachmann verfertigt hatte. Ein Verzeichnis der über sechzig Abbildungen beschließt den Band.

Die Anklageschrift des Volksgerichtes (S. 384–392) vom 23. Februar 1946 beinhaltete sieben Tatbestände, die Hóman unter dem übergreifenden Begriff „Kriegs- und volksfeindlicher Verbrechen" vorgeworfen wurden: seine Teilnahme am Ministerrat vom 26. Juni 1941 und die Zustimmung zum Beschluss, wonach Ungarn sich im Kriegszustand mit der Sowjetunion befand; sein Eintritt in den Nationalen Bund im September 1944; seine Propaganda zugunsten des Krieges; seine guten Beziehungen zu Politikern der extremen Rechten; seine Mitwirkung beim ersten „Judengesetz" 1938 und seine Zustimmung zum zweiten „Judengesetz" 1939; seine in einer Denkschrift an den Ministerpräsidenten Pál Graf Teleki (1879–1941) ausgebreiteten, angeblich rassenideologischen Gedanken und, schließlich, faschistische und antidemokratische Propaganda. Nachdem das Gericht in seinem Urteil vom 23. März 1946 Hóman wegen mehrerer Anklage-

punkte zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt hatte, strebte dessen Anwalt die Revision des Urteils an. Der Nationalrat der Volksgerichte verwarf in seinem Revisionsurteil vom 17. August 1946 die meisten Vorwürfe. Es blieb lediglich Hómans Teilnahme an der Sitzung des Ministerrates übrig, weshalb die lebenslängliche Strafe, die Enteignung des Vermögens, der Entzug der politischen Rechte für zehn Jahre sowie die Beendigung seines letzten Arbeitsverhältnisses bestehen blieben.

Es war seitens des Volksgerichtes zweifellos zu kurz gegriffen, Hóman wegen seiner Zustimmung zur Verkündigung des Ministerrats über den Eintritt des Kriegszustandes Ungarns mit der Sowjetunion zu verurteilen. *Ujváry* legte 2015 in seinem lesenswerten Gutachten (S. 537–609) die heute in der Forschung dominierende Ansicht überzeugend dar: Weder kam es in jener Sitzung im Juni 1941 auf Hómans Stimme an noch hätte er den vorher schon gefassten und den Teilnehmern jener Sitzung bekannten Entschluss des Reichsverwesers Miklós Horthy zum Kriegseintritt verändern oder aufschieben können. Anders verhält es sich hingegen mit Hómans Antisemitismus: Überraschenderweise ging das Revisionsurteil darauf und auf Hómans Mitwirkung bei der antisemitischen Gesetzgebung nicht ein, obwohl diese Aspekte im ersten Urteil noch eine Rolle gespielt hatten. *Ujváry* betonte in seiner Expertise, dass Hómans Antisemitismus im Kontext seiner Zeit und innerhalb der Topoi seiner Zeitgenossen zu werten sei. Hóman habe zudem »nicht an eine gewaltsame, umfassende Entrechtung« (S. 588) der Juden gedacht, so *Ujváry*. Mit dieser Einschätzung steht er allerdings außerhalb eines Großteils der Forschungsmeinung. Hómans Antisemitismus und seine eindeutig nachweisbare Mitwirkung an mehreren „Judengesetzen", die zweifellos stark zur Entrechtung der jüdischen Ungarn beitrugen, werden von anderen Forschern (Krisztián Ungváry, Mária M. Kovács) viel stärker gewichtet als dies *Ujváry* gewöhnlich tut. In deren Augen führt die von *Ujváry* betriebene Kontextualisierung lediglich zur Verwischung von Hómans Verantwortung an der antijüdischen Gesetzgebung. Es ist jedoch wichtig, zu erwähnen, dass *Ujváry* sowohl in der Bibliografie als auch in den Fußnoten die von seiner Position abweichenden Beiträge dieser Forscher erwähnt, auch wenn er ihnen (weiterhin) nicht zustimmt. Das zeigt einen souveränen Umgang mit diesem kontroversen Aspekt, der eine wichtige Rolle bei der Bewertung von Hómans Gesamtleistung spielt.

Der Band ist von einem außergewöhnlich hohen wissenschaftlichen Anspruch gekennzeichnet, ablesbar auch an den mehr als 1000 Fußnoten. Umso bedauerlicher ist das Fehlen von Indizes sowie dass die Dokumente nicht in chronologischer Reihenfolge abgedruckt sind. Zu dieser eminent wichtigen Zusammenstellung von Zeitdokumenten gehören auch die politisch vielsagenden Plädoyers von István *Varga* aus dem Jahr 2015 für die Rehabilitierung Bálint Hómans.

Vargas Ausführungen (etwa auf S. 624) lassen die Rehabilitierung Hómans beinahe als Vorstufe einer Rehabilitierung der Horthy-Zeit erscheinen, ein Umstand, der diesen Band in eine politische Not zu bringen scheint, die er aber nicht verdient. Abschließend sei angemerkt, dass sich nach der juristischen Rehabilitation nun die Frage nach der wissenschaftlichen stellt: Hómans Mitgliedschaft in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die ihm im Juli 1945, also lange vor dem Gerichtsurteil entzogen worden war, ist immer noch nicht wiederhergestellt. Solange die Akademie aber jene Mitglieder nicht ausschließt, die zur Errichtung der kommunistischen Diktatur aktiv beigetragen hatten, bleibt das Ausbleiben der Rehabilitierung Hómans problematisch. Zu hoffen bleibt, dass sich dieser Zustand bald ändert.

Franz Sz. Horváth Rüsselsheim

Lengyel, Zsolt K.: *Der gelehrsame Exilant. Eine kleine Biografie des Historikers Thomas von Bogyay.* Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2018. 328 S., 45 Abb. ISBN 978-3-7917-2990-9 = Studia Hungarica 54.

Thomas von Bogyay (1909–1994) hätte sich keinen kompetenteren Biografen wünschen können: Zsolt K. Lengyel, seit 1982 Mitarbeiter, seit 1998 Geschäftsführer, seit 2002 Direktor des Ungarischen Instituts München (seit 2010 *an der* Universität Regensburg), seit 2015 geschäftsführender Direktor des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg, ist nicht nur sein Nach-Nachfolger im Institut, sondern auch der Bewahrer seines geistigen Erbes. Knapp 25 Jahre nach dem Tod des international geschätzten Kunsthistorikers und Historikers legt Lengyel eine Biografie vor, die den vielseitigen Wissenschaftler in den Mittelpunkt rückt, ohne den Menschen außer Acht zu lassen. Hierzu gliedert Lengyel sein Werk in sechs inhaltliche Kapitel, welchen ein ausführlicher Anhang folgt.

Im ersten Kapitel stellt Lengyel seinen Protagonisten und dessen Grundgedanken als Exilant wider Willen vor. Dabei geht er auf Bogyays Wirken als Kunsthistoriker und Historiker anhand auch seiner Vorarbeiten zu dieser Biografie ein. Anschließend führt er an den strebsamen und sendungsbewussten jungen Bogyay heran und skizziert neben dem familiären auch das geistige, kulturelle und wissenschaftspolitische Umfeld, in dem er aufgewachsen war. Denn Bogyay entstammte einer alten Offiziers- und Gelehrtenfamilie, studierte nach dem Abitur Kunstgeschichte, Ungarisch, Französisch und Geschichte und war in Budapest Mitglied des berühmten Eötvös Collegiums. 1932 wurde er beim Kunsthistoriker Anton Hekler (1882–1940) mit einer Arbeit über die Stellung der Künstler in der mittelalterlichen Gesellschaft promoviert. Nach einigen Forschungsstationen im In- und Ausland arbeitete Bogyay in den 1940er Jahren im Budapester Kultus-

und Unterrichtsministerium. In diesen Jahren entwickelte er, so Lengyel, seinen kunstsoziologischen Ansatz, sein Interesse für ikonografische Themen und seinen Anspruch auf Interdisziplinarität. Anschließend widmet Lengyel das gewichtige und umfangreiche dritte Kapitel Bogyays Leben, Wirken und Werk in der Bundesrepublik Deutschland. Der Biograf beschreibt hier zuerst Bogyays Weg ins deutsche Exil: Als Ministerialsekretär zuständig für ungarische Ausstellungen im Ausland, wurde er im November 1944 in die westungarische Stadt St. Gotthard (*Szentgotthárd*) verlegt und dort mit der Inventarisierung der dorthin ausgelagerten Bestände des Museums der bildenden Künste sowie der dorthin mitgenommenen Kunstwerke aus jüdischem Eigentum beauftragt. Die Kunstwerke wurden am 30. März 1945 auf Waggons verladen und nach Deutschland abtransportiert. Bogyay begleitete den Transport als Sachverständiger, seine Gemahlin war mit dabei. Unmittelbar nach Weltkriegsende wurde er in Bayern von der ungarischen Regierung damit beauftragt, die Rückführung der Kunstwerke nach Ungarn abzuwickeln. Er drängte wiederholt auch auf seine eigene Rückkehr in die Heimat, doch wurde zuerst seinen Bitten nicht stattgegeben, dann, um 1948/1949, erkannte er selbst, dass seine Rückkehr nicht erwünscht sei. Nach 1950 bemühte er sich sowohl um Arbeitsstellen in Deutschland als auch um eine Auswanderung nach Übersee (USA, Australien). Zwischen 1952 und 1974 arbeitete er für den von den Amerikanern in München betriebenen Sender Radio Freies Europa in der ungarischen Abteilung.

In diesem Zeitraum gelang ihm die Integration in die deutsche und internationale Fachwelt der Kunsthistoriker, als deren Voraussetzungen Lengyel sowohl sein persönliches Netzwerk aus der Vorkriegs- und der Kriegszeit als auch seine sprachlichen und fachlichen Kompetenzen angibt. Wichtig scheint auch Bogyays selbst gestellte Aufgabe gewesen zu sein, die er als seinen Anspruch an sich selbst begriff: ungarische Themen vor einem nichtungarischen Publikum zu bearbeiten und dabei »berichtigungs- oder ergänzungsbedürftige Ansichten zurechtzurücken« (S. 69). Das Problem deutschzentrischer Interpretationen beklagte er vor allem in seinem Briefwechsel mit dem ebenfalls aus Ungarn emigrierten und in Bern sesshaft gewordenen Mediävisten József Deér (1905–1972). Im fachlichen Bereich beschreibt Lengyel die Herangehensweise Bogyays entlang der sechs Leitlinien eines kunstsoziologischen Ansatzes, fächerübergreifender Zugänge, eines sich auf den gesamten Karpaten-Donauraum erstreckenden Wissenschaftshorizontes, der offenen und gleichzeitigen Berücksichtigung westlicher wie östlicher Einflüsse, der Aufdeckung lokaler Symbiosen und, schließlich, der Einbeziehung von Kontinuitäten in regionalen Entwicklungen. Als letzten Aspekt dieses Kapitels stellt der Biograf kurz Bogyays Mitwirkung bei der Gründung und sein (eher unglückliches und erfolgloses) Wirken als Direktor des Ungarischen Instituts

München (1962–1968) vor. Er betont Bogyays Bemühungen, das Institut auf ein wissenschaftliches Programm festzulegen, womit er sich gegen viele ungarische Exilanten durchsetzen konnte, die das Institut wohl eher zu einem antikommunistischen »Nationsschutz« ausbauen wollten (S. 140).

Im vierten Kapitel geht Lengyel der Rezeptionsgeschichte der kunsthistorischen Grundwerke Thomas von Bogyays in Westeuropa und Ungarn nach. Er weist hinsichtlich der Ausführungen zur Abteikirche in Ják, dem Kloster in Mosapurc-Zalavár, der Porta Speciosa von Gran (*Esztergom*) und der Heiligen Krone Ungarns einen geistig anregenden wissenschaftlichen Austausch zwischen dem vielseitigen Exilanten und einer Reihe von westeuropäischen, ungarischen und slowenischen Forschern nach. Durchaus überraschend sind hierbei die ununterbrochene Wahrnehmung und die vielfältigen wissenschaftlichen Reaktionen in Ungarn selbst, widerlegen doch die häufigen Erwähnungen seiner Werke wie auch der wissenschaftliche Dialog *in absentia* die naheliegende Vermutung einer *damnatio memoriae*. Vor diesem Hintergrund kann das fünfte Kapitel, in dem Lengyel die Eingliederung Bogyays in das wissenschaftliche Leben Ungarns in den 1980er Jahren schildert, verhältnismäßig kurz ausfallen, denn seiner Heimat wirklich fern war Bogyay jahrzehntelang eben nur körperlich, aber nicht geistig. Mit seinem wissenschaftlichen Vermächtnis setzt sich der Biograf im letzten Kapitel auseinander. Zum einen verdeutlicht er, was bereits im vierten Kapitel im Rahmen der Rezeptionsgeschichte offenbar wurde, den Grundlagencharakter von Bogyays kunsthistorischen Werken. Auch wenn manche Details dieser Untersuchungen von seinen Kollegen mittlerweile anders gedeutet werden, stellen diese immer noch wichtige Forschungsergebnisse dar, die von der internationalen Forschergemeinschaft berücksichtigt werden. Zum anderen ruft Lengyel auch allgemeinere Aspekte von Bogyays Werk in Erinnerung. So bricht er eine Lanze für den umfassenden Begriff von *Hungarologie*, mit dem sein Vor-Vorgänger mehrere Disziplinen erfasste. Dass die hungarologischen Einrichtungen und Studiengänge in Hamburg, München oder Berlin stattdessen eine schmalspurige, vor allem sprachwissenschaftliche Hungarologie betreiben, missfällt Lengyel zu Recht. Zur fachlichen Interdisziplinarität als Vermächtnis gesellen sich laut Lengyel die intellektuelle Offenheit, der neugierige Geist und die grenzüberschreitende, supranationale Sichtweise Bogyays. Er sei laut abschließender Bewertung des Verfassers von einer sich stets erneuernden Suche nach der wissenschaftlichen Wahrheit beseelt gewesen. Ein über hundert Seiten umfassender Anhang, darin die Geschichte des Nachlasses, die Publikationsliste Bogyays von 1924 bis 2005, ein Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis und eine englischsprachige Zusammenfassung, rundet das Werk ab.

Lengyels Biografie stellt eine gelungene Einführung in das Leben und Denken Thomas von Bogyays dar, die zudem sehr gut lesbar ist. Die vielen Fotos zeigen nicht nur den Privatmenschen Bogyay beim Segeln, Wandern oder Skifahren, sondern auch den Wissenschaftler auf Konferenzen, im häuslichen Arbeitszimmer oder im Ungarischen Institut. Wie jedes gute Buch, deckt auch das vorliegende nicht nur viele Aspekte auf, sondern lädt den Leser zum Innehalten ein, zum weiteren Nachdenken über spannende Momente des Lebensweges. Bogyay wurde Ende 1944 nach St. Gotthard verlegt – als Ministerialsekretär und Referent mit dem Regierungsapparat der Pfeilkreuzler-Regierung von Ferenc Szálasi (1897–1946). Dass er einer dienstlichen Anweisung seiner Vorgesetzten Folge leisten musste, ist nachvollziehbar. War jedoch die Weiterreise mit dieser Regierung Richtung Bayern, was letztlich auch als eine Stellungnahme für die Regierung gelesen werden konnte, auch notwendig? Oder spielten bei Bogyay Aspekte hinein, die auf sein Berufsethos, ein Pflicht- und Verantwortungsbewusstsein bezüglich der ungarischen Kunstgegenstände hinweisen, die er als einziger Fachmann nicht verlassen wollte, wie Lengyel betont? Die Inventarisierung ehemals jüdischen Eigentums wirft schließlich aus heutiger Sicht moralische Fragen auf, weshalb es bedauerlich ist, dass keine Aussagen Bogyays zu seiner Mitwirkung und seinen Motivationen vorliegen. Denn nur allzu schnell (und häufig zu Recht) ist man heute geneigt, in diesem Zusammenhang von Raub und Enteignung oder gar Leichenschändung zu sprechen. Doch wäre es den Kunstwerken aus ehemals jüdischem Besitz besser ergangen, wenn sie in der belagerten und nachher zerbombten Hauptstadt Budapest geblieben wären? Oder wenn in München kein Fachmann auf ihre Rückführung nach Ungarn gepocht hätte? Der Großteil dieser Werke konnte nämlich, nachdem sie in St. Gotthard (dank der Mithilfe Bogyays) den Begehrlichkeiten der Pfeilkreuzler, die sich daran privat bereichern wollten, entzogen und nach Bayern verbracht worden waren, 1946 nach Budapest zurückgeführt werden. Hierzu trug die fachliche Arbeit Bogyays als Sachverständiger des Kunstschatztransports wesentlich bei. Die in sowjetische Hände gefallenen Kunstschätze befinden sich dagegen bis heute in Russland. Die Erlebnisse Bogyays zwischen November 1944 und März 1945 mit den Pfeilkreuzlern wie auch seine Bemühungen um die Rückgabe der Kunstgegenstände werden in der Biografie aus der Sicht des Rezensenten zu wenig gewürdigt. Weitestgehend im Dunkeln bleibt auch Bogyays Einstellung zu seinem amerikanischen Arbeitgeber, dem Münchener Radio Freies Europa, beziehungsweise den Kollegen in der ungarischen Abteilung angesichts der Radiosendungen während des Ungarn-Aufstandes 1956, die Zeitgenossen als aufwieglerisch empfanden. Zwar erwähnt Lengyel ein kollektives, auch von Bogyay unterzeichnetes Demissionsgesuch von einer Reihe ungarischer Redakteure, dennoch war es aufgrund der in dieser Hinsicht

wohl zu spärlichen Quellen nicht möglich, die politische Auffassung seines Protagonisten im Detail zu erhellen. Die Biografie behandelt Bogyay ohnehin als Gelehrten, für den zeitlebens eine apolitische Haltung charakteristisch war. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass seine Bemühungen um die Gründung des Ungarischen Instituts München einige Jahre nach dem Aufstand wohl auch dadurch motiviert waren, dass er sich mit dem pathetischen Antikommunismus, der in ungarischen Exilkreisen weit verbreitet war, nicht gemein machte. Das ideologische Profil Bogyays bezeichnet Lengyel an einer Stelle als »liberalkonservativ« (S. 213), eine Bewertung, die sich zwar mit weiteren Hinweisen in der Biografie verknüpfen lässt, insgesamt jedoch – zumal für die Zeit nach 1945 – eine Vertiefung verdient hätte.

Lengyels Monografie widerlegt ein über einhundertjähriges Diktum des ungarischen Historikers Gyula Szekfű (1883–1955). Dieser schrieb 1913 über den Exilanten Ferenc II. Rákóczi (1676–1735), dass ein Leben im Exil aus der Perspektive der (nationalen) Gemeinschaft ein unnützes sei. Bogyays Leben, Werk und Wirken zeigen dagegen, *pars pro toto* und hochaktuell, wie durch Beharrlichkeit, den intellektuellen Anspruch an sich selbst, geistige Offenheit und den Willen, sich in der aufnehmenden Forschungslandschaft und Gesellschaft bewähren zu wollen, ein erfülltes und sinnvolles Leben zum Vorteil beider Nationen möglich ist. Dies unter Einbeziehung eines riesigen fachliterarischen Materials und der erschöpfenden Heranziehung des Nachlasses in einer geistig anregenden Art bewiesen zu haben, ist das große Verdienst von Lengyels Buch. Vergleichbare Biografien weiterer ungarischer Exilanten wären wünschenswert. Zu hoffen ist zudem auf eine große Leserschaft des Werkes und seine baldige Übersetzung ins Ungarische.

Franz Sz. Horváth Rüsselsheim

Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue, „gefundene" und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt auf Ungarn. Herausgegeben von Schell, Csilla – Prosser-Schell, Michael – Pusztai, Bertalan. Münster/New York: Waxmann Verlag 2018. 257 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8309-3843-9 = Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa 19.

Lokale Feste haben seit einigen Jahren nicht nur in Ungarn Konjunktur. Der in Kooperation zwischen dem Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg und dem Lehrstuhl für Kommunikations- und Medienwissenschaft in Szeged entstandene Band enthält, ergänzt um weitere Beispiele, Studien und Berichte über *neue Feste* ungarischer Dorfgemeinden unter besonderer Berücksichtigung von kulturellen Aktivitäten der dortigen deutschen Minder-

heit. In das Thema führt Csilla *Schell* (IVDE) mit einem „Impulsbeitrag" ein, unter dem Titel „‚Laßt uns eine Tradition machen!'" mit „verdichteten Beobachtungen zur Wandlung des Festwesens und zum Phänomen der »Re-Invention of Tradition« nach der Wende in Ungarn". Stand und Wissen der ungarischen Forschung umreißt Bertalan *Pusztai*, Leiter des am Projekt beteiligten Lehrstuhls in Szeged, mit dem Aufsatz „Das Schicksal der Kultur und des Lokalen in der postmodernen Image-Produktion", in dem er auf die neue Rolle der »Lokalitäten in der Zugkraft der Globalisierung« hinweist. Nach dem Zusammenbruch der Planwirtschaft entdeckten die Verwaltungen die lokalen Ressourcen. Die lokalen Feste sollten zum einen die lokale Identität entwickeln und stärken, zum anderen aber mit primär wirtschaftlicher Zielsetzung zur Entwicklung des lokalen Tourismus beitragen.

Vier Fallstudien verdeutlichen die Problemlagen. Michael *Prosser-Schell*, András *Simon* und László *Mód* untersuchen das „neue Urbanfest im revitalisierten Weinkellerdorf von Hajós in europäischer Perspektive". Das Fest ist vergleichsweise gut dokumentiert, in der deutschsprachigen Publizistik »als eine der prominentesten Ausdrucksrealitäten der ungarndeutschen Minderheiten-Volkskultur«, von ungarischer Seite »als feierlicher Eröffnungstermin der wirtschaftlich wichtigen Fremdenverkehrssaison« (S. 40). In den 1970er Jahren wurden die in das Erdreich getriebenen Weinkeller restauriert und privat genutzt, sie waren auch ein Ort von lokaler Geselligkeit und wurden im Fall von Hajós zu einem Attraktionsort für touristische Weinverkostungen entwickelt. Das seit 1982 begangene Weinfest „Orbán-napi borünnep" knüpft an – in Hajós nicht belegte – mitteleuropäische frühneuzeitliche Traditionen und den katholischen Festkalender; sein Termin am letzten Maiwochenende wird verbunden mit der Wiederbesiedlung des Ortes durch südwestdeutsche Siedler am 1. Juni 1722. Die Mitwirkung ungarischer „Weinbruderschaften" im Rahmen der Féderation Internationale des Confréries des Chevaliers du Tastevin stellt das Fest, das Nachahmer gefunden hat (S. 66), mit seinen lokalen und touristischen Elementen und seiner Außenwirkung in einen europäischen Kontext.

Das wesentlich aus lokalen Kochwettbewerben hervorgegangene „Sathmarer Festival" wurde nach 1990 von mehreren Gemeinden im 1920 bei Ungarn verbliebenen Teil des Komitats Sathmar zur Lancierung lokaler Marken für Agrarprodukte der Region und zur Förderung des Tourismus gemeinsam initiiert. Bis 2005 stieg die Zahl der teilnehmenden Ortschaften von anfangs drei auf sieben. Márta *Kiss* zeigt Beispiele von Erfolgen und von Scheitern, verweist auf die entscheidende Rolle der Autorität der lokalen Verwaltungen und stellt »Bestrebungen für eine dezentralisierte und freiwillige Selbstorganisation« (S. 99) fest, ist aber nicht

sicher, ob sich die bestehenden Kooperationen als »lebensfähig« erweisen werden.

Der „königliche Kochwettbewerb" (*Nagyszakácsi Királyi Szakácsverseny*), eine Kochshow mit mittelalterlichen Speisen, in dem rund 15 Kilometer südlich des Balaton, im Komitat Somogy gelegenen Dorf Nagyszakácsi, übersetzt in etwa *Großkochdorf*, mit weniger als 500 Einwohnern und erheblicher Überalterung der lokalen Bevölkerung und einem großen Anteil von Ausländern, insbesondere Deutschen, die hier einen zweiten Wohnsitz haben, geht auf die Initiative einer nach der Wende aus Siebenbürgen zugewanderten, im örtlichen Kinderheim tätigen Lehrerin zurück. Das Festival war ein Erfolg und fand Nachahmer. In der ersten Phase förderte es den Zusammenhalt der Einwohner. Nach touristischen Anfangserfolgen wurde es, wie Jenő *Bódi* herausarbeitet, auf ein Dorffest reduziert, das zum Ärger mancher Alteingesessener in Konkurrenz zum traditionellen Kirchweihfest getreten ist.

Über das „Stifolder"-Fest in Feked (Komitat Baranya) 2016 berichten, ausführlich dokumentiert, unter der Leitung von Michael *Prosser-Schell* die Teilnehmer einer Studienexkursion des IVDE. Im Zentrum steht der *Stifolder verseny*, ein Wettbewerb mit Verkostung regionaler Spezialitäten, insbesondere der „Stifolder", einer Hartwurstspezialität, die auf die „Stifolder", die Nachfahren von Einwanderern aus dem Hochstift Fulda nach Südungarn im 18. Jahrhundert, den „Stiffuldern". Unterstützt wurde das seit 2010 von der Gemeinde-Selbstverwaltung und dem „Heimat-Freundeskreis" von Feked veranstaltete Fest aus den Fonds der ungarndeutschen Minderheitenselbstverwaltung, die ihrerseits mit dem Fest eine Repräsentationsmöglichkeit über den engeren Kreis der eigenen Gruppe hinaus fand. Die »ausgewählten Befunde aus Beobachtungen und Befragungen beim Festereignis des 21. Mai 2016« ergeben ein lebendiges Bild der in Ungarn überregional beachteten Veranstaltung und ihres Umfeldes.

Die Beiträge zur aktuellen dörflichen Festkultur in Ungarn ergänzt Hana *Dvořaková* (Brünn [*Brno*]) über die Kirchweih in Jevišovka (*Fröllersdorf*, kroatisch Frielištof) in Südmähren »als Identifizierungsfaktor der heutigen kroatischen Minderheit in Mähren«. Diese wenig bekannte, zahlenmäßig sehr kleine Gruppe (1918 wurden 1.682 Kroaten gezählt), wie die Kroaten in Westungarn, im Burgenland und in der Slowakei im 16. und 17. Jahrhundert vor den Türkenkriegen geflohen, unterlag in der Ersten Tschechoslowakischen Republik einem starken Assimilierungsdruck und arbeitete deshalb mit den deutschen Minderheitengruppen zusammen, was in den Jahren 1946–1950 den Vorwand zur »Umsiedlung« in andere Landesteile abgab (S. 169–170, vgl. zuletzt Alojz *Jembrih*: Tragom identiteta južnomoravskih Hrvata [Aus der Suche nach der Identität der südmährischen Kroaten]. Zagreb 2017). Nachdem die tschechoslowakische Regie-

rung im Oktober 1989 die Zwangsumsiedlung offiziell als Unrecht bedauert hatte, bekannten sich 1991 600 Personen zur kroatischen Nationalität, 2010 fast 1.000 mehr. 2007 unterstützte die Regierung der Tschechischen Republik den Kauf eines Gebäudes in Jevišovka; 2015 wurde nach Ausstellungen seit 1992 der Grundstein für ein Museum gelegt. Das seit 1992 veranstaltete, im Grunde von einer Familie getragene kroatische Kirchweih trägt wesentlich zum neuen Zusammenhalt der Gruppe bei, die dort einmal im Jahr aus ganz Tschechien zusammenkommt. Die Verfasserin berichtet aus der tschechischen Perspektive. Aus kroatischer Sicht ist die ausgebliebene Entschädigung für die Enteignung (S. 171) immer noch ein Problem.

Neill *Martin* (Edinburgh) stellt auf der Grundlage eigener Feldforschungen in den Jahren 2011–2013 die „Renaissance des Kosakentums auf der Krim" am Beispiel der Kosakengruppe von Kerč´ auf der Halbinsel Krim im Kontext der Wiederbelebung des Kosakentums in Russland nach 1990 dar, ein gutes Beispiel für „Re-Invention of Tradition". Das geforderte Gelöbnis zu Russland war bis zur Annexion der Krim »eine Treuebekundung zu einem anderen Staat« (S. 201), und man muss die von Russland unterstützte Kosakenbewegung mit ihren starken Sympathien für die antiukrainischen Separatisten (S. 205) im Vorfeld der Ereignisse des Jahres 2014 sehen. Zum Abschluss des Bandes berichtet Édua *Csörsz* (Szeged) über die „Große Stammesversammlung" („Nagy Kurultaj"), ein Festival, das seit 2008 jedes zweite Jahr auf der Bugac-Puszta veranstaltet wird und als Treffen der *Turan-Völker* auf die Zeit der magyarischen Landnahme im 9. Jahrhundert Bezug nimmt. In den Zwischenjahren veranstaltet die „Ungarisch-Turanische Stiftung" in kleinerem Umfang den „Tag der Ahnen" (*Ősök Napja*). Beide Festivals sollten nach Aussagen der Veranstalterin ein Beispiel für »Bekundung von Patriotismus, Treue zur Heimat und nationale Solidarität« liefern (S. 217). Die Programme haben, so das Ergebnis, »einen eigenartigen (herkunfts-)geschichtlichen Mythos erschaffen« und sind »versucht, auf dem Schauplatz des Festivals mithilfe verschiedener performativer Riten einen Erlebnis- und Gedächtnisort für die Völkerwanderung der Puszta-Völker zu kreieren« (S. 231). Die Redaktion hilft mit Ergänzungen in den Fußnoten bei der Einordnung in den historisch-ideologischen Kontext. Die Verfasserin hinterfragt nicht die dem Spektakel implizite, nicht nur auf den ersten Blick nationalistische Ideologie.

Der Band vermittelt, verbunden durch das im Titel formulierte Thema, nicht nur auf Ungarn bezogen, als Ergebnis deutsch-ungarischer Zusammenarbeit wichtige Einblicke in Formen lokaler Geschichtspflege, aber auch der Instrumentalisierung von Geschichte zu ökonomischen wie politischen Zwecken.

Wolfgang Kessler Viersen

Klassiker des ungarischen Films. Herausgegeben von Bühler, Daniel – Hilfenhaus, Dominik – Krause, Stephan. Marburg: Schüren Verlag 2019. 240 S. ISBN 978-3-7410-0328-8 = Klassiker des osteuropäischen Films 3.

Nach Bänden über den tschechischen, slowakischen und polnischen Film rückt der Schüren Verlag nun den ungarischen Film in den Fokus seiner Buchreihe. Die Leserinnen und Leser bekommen durch die deutschsprachige Publikation einen guten Überblick über einige der wichtigsten, in der ungarischen Kultur tief verwurzelten Spielfilme. Zehn von zwölf Filmen, die ungarische Kritiker im Jahre 2000 zu den zwölf besten ungarischen Produktionen aller Zeiten wählten, werden auch in diesem Band vorgestellt.[1] Die Gesamtauswahl umfasst im Sinne des Reihenkonzepts mit insgesamt 25 Beiträgen sogar noch mehr Filme. Die Leser treffen hier nicht nur auf Autorenfilme, sondern auch auf Kultfilme, die das breite Publikum ansprechen, aber außerhalb Ungarns wohl kaum Beachtung finden, etwa „Glastiger 1–3" (*Üvegtigris 1–3*) und „Wir sterben nie" (*Sose halunk meg*).

Die Kategorie „Klassiker" möchte Stefan *Krause* in seinem Vorwort explizit nicht als Ausschlusskriterium gelten lassen. Es sollten im Band »filmästhetisch bedeutsam[e] oder als gesellschaftlich, politisch, historisch wie kulturell repräsentativ angesehen[e] Filme« vorgestellt werden, solche, die für das ungarische Publikum als *Klassiker* gelten, aber auch solche, die internationalen Erfolg erzielten (S. 11). Es geht hier also auf keinen Fall um eine Kanonisierung: Was dem deutschsprachigen Publikum aus dem östlichen Europa – so auch aus Ungarn – an Filmen gezeigt wird, liegt sowieso in erster Linie in den Händen der durch starke ökonomische Interessen geleiteten Filmverleihfirmen und nicht in der Macht von Publikationen dieser Art (S. 12).

Die gut gegliederten Analysen stellen die Filme in chronologischer Reihenfolge vor und zeichnen von einem Stummfilm „Tiefland" (*Hegyek alján*) von Béla Balogh aus dem Jahre 1920 bis zu „Son of Saul" von László Nemes (2015) einen fast hundertjährigen Bogen ungarischer Spielfilme. Kinderfilme und Animationsfilme werden nicht, Dokumentarfilme und Stummfilme nur durch einzelne Beispiele berücksichtigt. Die Artikel verfolgen ein übersichtliches Konzept und bieten den interessierten, aber nicht zwangsläufig cineastisch gebildeten Leserin-

[1] Folgende zehn Filme aus der Bestenliste werden im Band analysiert: István *Székely*: Hyppolit, der Butler (*Hyppolit, a lakáj*, 1931); Géza *Radványi*: Irgendwo in Europa (*Valahol Európában*, 1947); Zoltán *Fábri*: Karussell (*Körhinta*, 1955); Miklós *Jancsó*: Die Männer in der Todesschanze (*Szegénylegények*, 1965); István *Szabó*: Vater (*Apa*, 1966); Károly *Makk*: Liebe (*Szerelem*, 1970); Zoltán *Huszárik*: Sindbad (*Szindbád*, 1971); András *Jeles*: Der kleine Valentino (*A kis Valentino*, 1979); Péter *Gothár*: Die Zeit bleibt stehen (*Megáll az idő*, 1981); Ildikó *Enyedi*: Mein 20. Jahrhundert (*Az én XX. századom*, 1988).

nen und Lesern die Möglichkeit sowohl den Plot als auch gesellschaftspolitische und filmästhetische Zusammenhänge nachzuvollziehen.

Die Zusammenschau der Einzelbeiträge bietet außerdem einen Einblick in die sehr heterogenen Produktionsbedingungen des ungarischen Films, von der Zwischenweltkriegszeit des Horthy-Regimes mit den darauffolgenden staatsozialistischen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, über die Experimente des Béla-Balázs-Studios seit den 1960er – 1970er Jahren bis zu den neuesten Filmen unter den Marktbedingungen der letzten dreißig Jahre. In diesem Zusammenhang werden interessante Aspekte beispielsweise auf die Zensur vor 1989 angesprochen. Im sozialistischen Ungarn wurde diese nicht konsequent durchgeführt, deshalb konnten zuerst verbotene Filme teilweise nach Jahren doch noch gezeigt werden. Und obwohl diese Filme unter Marktbedingungen sicherlich nicht zensiert worden wären, entstanden umgekehrt im damaligen sozialistischen Ungarn auch Filme, die unter den heutigen profitorientierten Verhältnissen gar nicht realisiert worden wären, wie Beáta *Hock* in ihrem Beitrag die Filmexpertin Dina Iordanova zitiert (S. 122). Die eher provokante Frage, welche Filme ein Filmförderungssystem mit staatlich gelenkter Zensur und welche der profitorientierte Markt verhindert, kann uns auf jeden Fall helfen, den Blick zu weiten und die Produktionsbedingungen stärker mit in die Analysen einzubeziehen.

Auch der beschwerliche Weg von *Regisseurinnen* in der noch immer männlich dominierten ungarischen Filmlandschaft wird im Spiegel der Tätigkeit von zwei Frau thematisiert: von Judit Elek, der ersten Frau in Ungarn, die ein Regiestudium absolvierte, ihr Regiediplom aber erst Jahrzehnte später als Ehrentitel erhielt, sowie von Ildikó Enyedi, die ihren formalen Abschluss auch erst zu einem Zeitpunkt erhielt, als sie schon längst an der Filmhochschule unterrichtete. Nach der politischen Wende mussten beide Künstlerinnen zehn beziehungsweise 18 Jahre Zwangspause einlegen, weil sie für ihre Arbeit keine finanzielle Unterstützung bekamen. Andererseits berichtet Ibolya *Fekete*, die im Band mit ihrem Spielfilm „Bolsche Vita" (1995) über das Aufeinandertreffen von Jugendlichen aus Russland, England, Deutschland während des Umbruchs 1989/1990 in Budapest vertreten ist, in einem Interview,[2] dass ihre Karriere als Regisseurin nach einem Rauswurf aus der Filmfabrik 1983, weil sie das im Sozialismus verbotene Thema *Armut* aufgegriffen hatte, wesentlich durch die Unterstützung und Motivation von György Szomjas, Sándor Simó und István Dárday in Gang gekommen sei, obwohl sie als Geisteswissenschaftlerin formal über keinen Regieabschluss verfügte.

---

[2] *Alinda Veiszer im Gespräch mit der Regisseurin Ibolya Fekete*. HÍR TV, 13. Dezember 2015. https://www.youtube.com/watch?v=h4ZGTxE5XYc (11. Mai 2020).

Die drei Redakteure des Bandes bieten Autorinnen und Autoren paritätisch, aus unterschiedlichen Generationen und insgesamt vier Ländern (Ungarn, Deutschland, Estland und Kanada) die Möglichkeit, ihre Analysen zu formulieren. Alle Texte sind flüssig geschrieben und als Originalbeiträge für diesen Band entstanden. Da eine zusammenfassende Geschichte des ungarischen Films auf Deutsch zuletzt in den 1980er Jahren entstand,[1] und aktuelle Arbeiten nur auf Englisch oder Ungarisch vorliegen, kommt diesem Sammelband eine wichtige Vermittlerrolle zu, bis hoffentlich auch das Desiderat, wie von Stefan *Krause* im Vorwort angesprochen, eine neue Geschichte des ungarischen Films auf Deutsch erscheinen kann.

Die saubere Redaktion des Bandes lässt auch in Bezug auf die Schreibweise der ungarischen Namen kaum zu wünschen übrig. Auch für Unterrichtszwecke in der hungarologischen Landeskunde sind die knappen, gut strukturierten und mit zahllosen gesellschaftspolitischen Hinweisen angereicherten Abhandlungen bestens einzusetzen.

Die Reihe „Klassiker des osteuropäischen Films" wird 2020 mit Bänden über den russischen und sowjetischen Film fortgesetzt. Den Herausgebern – dem Brandenburgischen Zentrum für Medienwissenschaften, dem FilmFestival Cottbus und dem Leipziger Leibnitz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa – sind nur weitere gelungene Publikationen über die Filmlandschaft im Osten Europas zu wünschen.

Krisztina Busa Regensburg

[1] István *Nemeskürty*: Wort und Bild: die Geschichte des ungarischen Films. Budapest/Frankfurt am Main 1980.

CHRONIK

Professor János Buza 80 Jahre

Ein persönlicher Rückblick – und eine Würdigung

Lieber János,
nach mehr als 30 Jahren ehrlicher Freundschaft ist es wohl erlaubt, nein, sogar verpflichtend, Dir auch auf diesem Wege herzlich zu Deinem Jubiläum zu gratulieren. Ich bin sicher, dass viele Kolleginnen und Kollegen eine ähnliche Idee hatten, und ich bin mir aber auch sicher, dass Du vieles getan hättest, um sie von der Umsetzung ihrer Vorstellungen abzubringen – wenn Du es in einigen Fällen nicht sogar getan hast, wie sich aus einigen Gesprächen der jüngsten Vergangenheit schließen ließ. An dieser Stelle kam Zsolt K. Lengyel ins Bild, dem ich von meinem Vorhaben erzählte. Seine Erwiderung war eindeutig: »Das können wir doch im Ungarn-Jahrbuch veröffentlichen«. Damit war die KLM-Koalition geschmiedet.

Nun geht es an die Umsetzung. Wie bereits erwähnt, habe ich aus mehreren Deiner Äußerungen entnommen, dass Du einer öffentlichen wissenschaftlichen Würdigung eher ablehnend gegenüberstehst. Abgesehen davon, dass mir für ein Abfassen eines derartigen Dokumentes – trotz großen Interesses an Deiner Arbeit – die notwendigen Fachkenntnisse fehlen, habe ich mich für die Briefform entschieden. Einerseits, weil Du dagegen noch keine Bedenken geäußert hast, andererseits aber auch deswegen, weil sich hier neben der – kurzen, laienhaften und deswegen sicher unvollständigen – fachlichen Würdigung allerdings auch die Persönlichkeit des Jubilars darstellen lässt.

Es muss im Februar 1975 gewesen sein, als wir uns das erste Mal trafen, in den Rollen als Lehrender und Lernender, denn das zweite Semester im Fach Wirtschaftsgeschichte an der damaligen Karl-Marx-Universität zu Budapest wurde von Dir gehalten. Das erste Semester unterrichtete Professor Sándor Gyimesi. Wir: das waren etwa 30 Teilnehmer aus verschiedenen Ländern mit dem gemeinsamen Hintergrund, dass keiner das Ungarische als Muttersprache hatte. Professor Gyimesi war sich dessen voll bewusst und achtete sehr darauf, dass wir verstanden hatten, was er uns vermitteln wollte. Doch schon in den ersten Lehrveranstaltungen des zweiten Semesters stellte sich heraus, dass Du *gefährlicher* bist – Du wolltest nicht nur sicher sein, dass wir verstehen sollen, worum es

ging, sondern Du wollest uns aktiv mit einbeziehen! (Rückblickend nehme ich stark an, dass es Dir nur zum Teil um die Rückmeldung ging, inwieweit wir dem Unterricht folgen konnten; sicher sollten wir auch die Möglichkeit haben, uns in der ungarischen Sprache aktiv zu üben.) Gegen das Einbeziehen lautete unsere Antwortstrategie: Jede Woche bereiteten sich einige Studenten vor, Dir im Falle der »Gefahr des Einbezogenwerdens« eine Frage zu stellen, um wenigstens die Zeit einer »aktiven Teilnahme an der Lehrveranstaltung« zu minimieren. Ich war als einer der Ersten auserkoren, die Kommilitonen »zu schützen«, und so kam es, dass ich Dir beim Thema »Unabhängigkeitskampf unter Ferenc II. Rákóczi« eine Frage zu dem damals im Umlauf befindlichen Geld stellte – ich glaube, es ging darum, ob die vorhandene Kupfermenge ausreichend war, um die nötigen Münzen zu prägen. Zu unserem großen Erstaunen sagtest Du, dass Du vor der endgültigen Antwort noch einmal in den Quellen nachschauen willst, und dann auf die Frage zurückkommen wirst. Egal, wenn mein Auftreten auch nur für kurze Zeit für die Kommilitonen »schutzbringend« war, aber auch damit hatte ich meine Aufgabe erfüllt, und glaubte, das Thema sei abgeschlossen. Weit gefehlt! Etwa zwei oder drei Wochen später hieltest Du mich vor dem Gebäude der Universität an, und dann hast Du mir in bestimmt zehn Minuten »meine Frage« beantwortet. Bis dahin hatte ich diese natürlich längst vergessen, und bis heute – leider – auch die Antwort.

Ich habe diese kurze Geschichte hier niedergeschrieben, weil sie eines von nahezu zahllosen Beispielen ist, die dokumentieren, wie ernst Du Deine Lehrtätigkeit genommen hast. Einem Studierenden oder einer Gruppe von Studierenden etwas zu versprechen und dies nicht einhalten, das gab es bei Dir nicht! Sich auf eine x-mal gehaltene Vorlesung nicht doch noch vorzubereiten, unmöglich! Dies gilt für die Arbeit an allen Universitäten, an denen Du tätig warst: die jetzige Corvinus Universität, die Universität Miskolc und die Budapester Universität für Technik und Wirtschaftswissenschaften (*Budapesti Műszaki és Gazdaságtudományi Egyetem*).

Den Großteil Deiner engagierten Lehrtätigkeit hast Du an der jetzigen Budapester Corvinus Universität verbracht. Mit einem Diplom, das Dich berechtigte, an ungarischen Mittelschulen und Gymnasien die Fächer Ungarische Sprache, Literatur und Geschichte zu unterrichten, warst Du das erste Mitglied Deiner Familie, das den Schritt in Richtung der Intelligenz tat – sicher stolz, aber auch sicher nicht frei von der Sorge, ob dies auch wohl gelingen würde –, ganz zu schweigen von der Verantwortung, die Du für die Familienmitglieder, die Deine Entwicklung ermöglicht hatten, empfunden haben dürftest.

Diese Bodenständigkeit ist ein weiteres Merkmal, auf das ich jetzt Bezug nehme. Das – wie wir heute leider formulieren würden – *Projekt* gelang, denn

nach nicht allzu langer Zeit nach dem Erwerb des Diploms wurdest Du wissenschaftlicher Mitarbeiter an dem damals noch existierenden und hoch angesehenen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte der gegenwärtigen Corvinus Universität. Wissenschaftlicher Mitarbeiter zu sein bedeutete, den größten Teil der Arbeitszeit für die Forschung zu verwenden und möglichst wenig in die Lehre eingebunden zu sein. Dementsprechend war Deine Dissertation in recht kurzer Zeit in einem Zustand, der auf eine erfolgversprechende Verteidigung hoffen ließ. Nun gab es allerdings am Lehrstuhl einen Kollegen, der nach Ansicht der Verantwortlichen *vor* Dir promovieren musste. Die Tatsache, dass ich meine Dissertation für den Titel eines Kandidaten der Wirtschaftswissenschaften vor Deiner Dissertation für denselben Titel – natürlich auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften – erfolgreich verteidigen konnte, lag also nicht an meinen besseren Fähigkeiten, sondern daran, dass Du ausgebremst wurdest.

Es gibt aber auch einen weiteren Unterschied zwischen uns beiden – die Herangehensweise an wissenschaftliche Fragestellungen. Während Du in Archiven, Bibliotheken, aufgrund der vorhandenen Daten versuchst zu beschreiben, was in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten geschehen war beziehungsweise wie all diese Ereignisse möglicherweise hätten zustande kommen können, ging ich von der typischen volkswirtschaftlichen Herangehensweise aus: Gegeben sei eine Volkswirtschaft mit bestimmten Eigenschaften, ein Unternehmen mit einer Cobb-Douglas-Technologie oder ein nutzenmaximierender Haushalt, also alles Ausgangspunkte, die sich nicht durch ihre Realitätsnähe auszeichnen, mit denen man aber – und so viel soll zur Verteidigung meiner Wissenschaft gesagt werden – eine ganze Menge von beobachtbaren Erscheinungen erklärt werden können. Vereinfacht formuliert: Dich interessierte, was geschah, mich interessierte, warum es geschah. Das machte und macht die Gespräche spannend!

Nach Deiner Promotion bekamst Du und auch Deine Karriere Flügel. Der Wechsel von der Lohn- und Preisgeschichte zur Geldgeschichte hat sich schon nach kurzer Zeit als gute Entscheidung erwiesen. In den darauffolgenden Jahren erschienen zahlreiche Schriften zu den verschiedensten Themen: Du hast geschrieben über den Wechselkurs des ungarischen und des türkischen Dukaten zur Mitte des 16. Jahrhunderts, über schlesische Kipper-Prägungen im Geldumlauf Oberungarns, über den Tiroler Taler im Geldumlauf der Reichsstadt Nürnberg und Ungarns in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und über den Siebenbürger Dukaten von István Báthory. Publikationen hast Du über die Technik der Münzprägung, über die geldgeschichtlichen Beziehungen zwischen Bayern und Ungarn, über die Memoiren von Hans Dernschwam publiziert, und Du bist auf den Spuren einer Preisrevolution gewandelt, Du hast das »Düttchen« identifiziert.

Diese keinesfalls vollständige Aufzählung Deiner Werke zeigt, dass sich Deine Fragestellungen fast ausschließlich auf das 16. und 17. Jahrhundert sowie auf die mitteleuropäische Region bezogen haben. Sie zeigen aber auch erneut die komplexe Herangehensweise, mit der Du Dich den gewählten Problemen gewidmet hast und es auch heute noch tust. Auch hinsichtlich der Sprachen hast Du auf mehreren Beinen gestanden. Ungarisch und Deutsch waren selbstverständlich; allerdings muss hier erwähnt werden, dass es sich nicht nur um die gegenwärtige deutsche Sprache handelt, sondern um die des 16. und 17. Jahrhunderts, mit einem anderen Wortschatz, anderen grammatikalischen Regeln, anderen Buchstaben, was selbst heutigen Muttersprachlern das Verständnis der Texte erschwert. Um sich einen allgemeinen Überblick über die europäischen Geldwertverhältnisse zu verschaffen, waren die französische und die italienische Sprache sicher nützlich. Und nicht zuletzt haben die entsprechenden Kenntnisse der tschechischen und slowakischen Sprache mehrere erfolgreiche Studienaufenthalte in Archiven von Prag und Kaschau (*Košice*, *Kassa*) ermöglicht.

Ich bin sicher, dass die Möglichkeit, mehrmals als Stipendiat der Alexander-von-Humboldt Stiftung an deutschen Universitäten (Erlangen-Nürnberg, Regensburg, München, um nur die Wichtigsten zu nennen) zu forschen, einen entscheidenden und bleibenden Einfluss auf Deinen wissenschaftlichen Lebensweg hatten. Dieses Stipendium sicherte die Möglichkeit, ungestört und intensiv in Archiven und Bibliotheken zu arbeiten, schuf natürlich auch die Grundlage für die verschiedensten Kontakte – unter anderem zu Professor Rainer Gömmel, an dessen Lehrstuhl an der Universität Regensburg Du damals forschen konntest, und der Dir schnell auch ein persönlicher Freund wurde. Wichtige Ergebnisse all dieser Aktivitäten waren die erfolgreiche Verteidigung Deiner zweiten Dissertation an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und die Ernennung zum Universitätsprofessor.

Einen Namen muss ich auf jeden Fall noch nennen: Jenő Berlász (1911–2015). Der im Alter von 104 Jahren verstorbene Wirtschaftshistoriker durfte bis 1948 den Lehrstuhl leiten, an dem Du später in die *Warteschleife* gekommen bist. Danach nahm er – als habilitierter Wirtschaftshistoriker! – ein Studium des Bibliotheks- und Archivwesens auf, absolvierte dieses erfolgreich und arbeitete dann bis zu seiner Pensionierung in der Széchényi Nationalbibliothek. Von Zeit zu Zeit erstellte er daneben Schriften zu wirtschaftsgeschichtlichen Themen, die teilweise veröffentlicht wurden. Es ist Deiner hartnäckigen Initiative zu verdanken, dass Professor Berlász im Jahre 1991 der Ehrendoktortitel *seiner* – jetzt unter dem Namen *Corvinus* bekannten – Budapester Universität verliehen wurde. Der im Jahr 2010 erschienene Band mit den bis dato unveröffentlichten Schriften von Professor Berlász, an dem ich auf Deine Einladung mitarbeiten durfte, war nach

der offiziellen auch die wissenschaftliche Rehabilitierung von Jenő Berlász – beide sind Deinem starken Gerechtigkeitssinn zu verdanken.

An dieser Stelle schließt sich der Kreis, denn in gewissem Sinn bist Du ein Nachkomme von Professor Berlász. Du warst zwischen 1990 und 1996 Leiter des Lehrstuhls, dem er bis 1948 vorgestanden hatte, und an dem von Dir die Einhaltung einer (wissenschafts)politischen Etikette erwartet wurde – für mich ein erneuter Beleg, dass sich die (wissenschaftliche) Leistung letztendlich doch durchsetzt.

Die mit der Arbeit eines Lehrstuhlinhabers einhergehenden fachlichen und administrativen Aufgaben hast Du mit derselben Präzision erledigt, wie es aus Deiner Forschungsarbeit bekannt war: Ausländische Gäste wurden regelmäßig eingeladen, mehrere jüngere Kollegen begannen auf Dein Angebot hin am Lehrstuhl zu arbeiten. Als Du begannst, darüber nachzudenken, die Leitung des Lehrstuhls aufgrund von spürbaren Veränderungen im Umfeld der universitären Einrichtungen und auch innerhalb der Universität abzugeben, habe ich Dir davon abgeraten. Heute muss ich sagen, dass Deine nach zähem Ringen gefällte Entscheidung richtig war, denn sie ließ Dich in die Bereiche zurückkehren, die für Dich wirklich wichtig waren und sind, was sicher auch die Leser Deiner Publikationen begrüßen.

Lieber János, Du bist Ungar – einer der überzeugtesten und ehrlichsten, die ich kenne. Nur um zu erklären, was ich damit meine: Das sind Menschen, die die Geschichte, die Kultur des Landes, der Nation, nicht nur sehr gut kennen, sondern sie auch verinnerlicht haben und bereit sind, an der Entwicklung dieses Landes, dieser Nation, aktiv teilzunehmen. So war es nur folgerichtig, dass Du zu den Initiatoren gehörtest, die vor nun mehr als 25 Jahren die Gründung einer Universität in der südöstlichen Slowakei, in Királyhelmec (*Kráľovský Chlmec*) unterstützten. Du hast nicht nur an der Ausarbeitung der Konzeption für diese Hochschuleinrichtung teilgenommen, die ungarischstämmigen jungen Menschen in der Ostslowakei die Möglichkeit eröffnen sollte, in ihrer Heimatregion und in ihrer Muttersprache ein Hochschuldiplom zu erwerben, sondern Du warst auch viele Jahre ein Pendler, der sich als anerkannter Lehrender in diese neue Universität mit vollem Engagement einbrachte. Leider war die Universität nur von kurzer Lebensdauer, ihre Etablierung aber trotzdem ein Schritt, der in meinem Empfinden bis in die Gegenwart Wirkung zeigt. Die damals entstandenen vielfältigen sozialen Kontakte sowie die sich bei diesen Aktivitäten herausgebildeten persönlichen Freundschaften bestehen bis heute, wie ich es bei einem gemeinsamen Besuch der Region 2018 auch selbst erfreulicherweise erfahren durfte.

In ähnlicher Weise hattest Du auch immer das *Ungarn-Jahrbuch* vor Augen, das mit wissenschaftlich fundierten Beiträgen über Vergangenheit und Gegen-

wart Ungarns eine in der Gegenwart wichtige Brückenfunktion erfüllt. Du hast mich oft angeregt, zu verschiedenen Themen kürzere oder auch längere Beiträge zu schreiben; bisher war es die fehlende Zeit, die mich daran hinderte, dies zu tun. Aber ich gelobe Besserung!

In all den Jahren haben wir oft über die historischen Entwicklungen und Gegebenheiten in der mitteleuropäischen Region, über Ungarn und Deutschland, gesprochen. Dadurch erreichten mich nicht nur Impulse zum Verständnis der historischen oder gegenwärtigen Situation in beziehungsweise im Umfeld von Ungarn, sondern ich begann auch die Entwicklungen in Deutschland und allgemein in Mitteleuropa besser zu verstehen. Viele Sprachwissenschaftler vertreten die Meinung, dass man durch das Erlernen einer Fremdsprache einen neuen Blick auf die eigene Muttersprache bekommt – in diesem Sinne sehe ich vergangene und gegenwärtige Entwicklungen in Deutschland mit anderen Augen. Ich habe dies bei der Interpretation von historischen und aktuellen Prozessen mit Deiner Hilfe erfahren dürfen. Ich bedanke mich hierfür – sowie für die seit mehreren Jahrzehnten andauernde Freundschaft und wünsche Dir noch viele Jahre in guter Gesundheit, voller Schaffenskraft!

Barátsággal:
Dietmar Meyer Budapest

Ungarische Genderforschung auf dem Prüfstand

Es gibt Vortragsabende, zu denen Referentinnen oder Referenten eingeladen werden, weil sie erzählen werden, was die Veranstalter hören wollen. Bei einer anderen Sorte öffentlicher Programme legen die Organisatoren Themen auf, die intellektuellen Gewinn zu liefern versprechen, weil sie von nicht unbedingt Gleichgesinnten erörtert werden und genau dadurch den wissenschaftlichen Diskurs bereichern. Der Regensburger Vortragsabend mit Frau Prof. Dr. habil. Andrea Pető DSc (Central European University, Budapest) am 23. Januar 2020 lieferte den neuerlichen Beweis dafür, dass das Ungarische Institut der Universität Regensburg zur letztgenannten Gruppe von Veranstaltern wissenschaftlicher-kultureller Lesungen gehört. Die Ankündigung dieses Ereignisses sorgte im Kreis der Studierenden der vom Ungarischen Institut angebotenen Zusatzausbildung *Hungaricum* für Überraschung: »Was, Andrea Pető in diesem konservativen Institut?« Nach einer weiteren Stimme im engeren Umfeld des Veranstalters – aber

aus einer anderen ideologischen Grundrichtung –, habe mit der Einladung der Budapester Wissenschaftlerin am Ungarischen Institut »ein neuer Wind« zu wehen begonnen. Diese Manifestationen hinter den Fassaden bezeugen nur, wie es einer Einrichtung ergehen kann, wenn sie Wissenschaft ungeachtet links- oder rechtsideologischer Stromlinien, also im altmodischen Sinn betreibt: Sie setzt sich dem Argwohn jener Kollegenschaft aus, die sich im Grunde von außerwissenschaftlichen Interessen leiten lässt, ohne wahrhaben zu wollen, dass dieser Unsitte nicht alle Beteiligte an der universitären und außeruniversitären Forschungs- und Lehrlandschaft folgen.

Der – in diesem Band vollinhaltlich dokumentierte – Vortrag „Genderforschung in Ungarn. Geschichte und Themenschwerpunkte" erfüllte die Erwartungen, die er bei den Zuhörern auf unterschiedliche Weise geweckt hatte. Im Publikum saßen Gegner und Freunde der ungarischen Geschlechterstudien – sowie Personen, die aus kollegialer Solidarität um sie besorgt sind. Der Facebook-Blog der Referentin lässt sich nur über eine gegnerische Stellungnahme nach dem Vortrag aus, obwohl die anderen beiden Arten der Rezeption in der Mehrheit waren. Es entspann sich jedenfalls eine über weitere Strecken gesittete Diskussion zwischen drei Auffassungen. Nach der einen sei das Fach keine Wissenschaft, sondern Vehikel des politischen Linksaktivismus. Aus der anderen Sicht handele es sich um ein Arbeitsfeld der Sozialgeschichte, das sich mit dem Ziel begründet habe, Ungerechtigkeiten gegen das weibliche Geschlecht objektiv zu ergründen und sachlich zu analysieren, um Reformvorschläge gesamtgesellschaftlicher Reichweite zu erarbeiten. Der dritte Standpunkt warnt vor der Vereinfachung des Phänomens: *Gender Studies* sind in Ungarn kaum drei Jahrzehnte alt, und ihre Etablierung forderte sie zu einer Selbstdarstellung und Eigenpositionierung heraus, die sich naturgemäß auch in der außerwissenschaftlichen Szene abspielte. Doch der Faktor, der sie voranbrachte – ihr politischer Einsatz –, hinderte sie zugleich daran, zu einer Disziplin auszureifen, deren kompromisslose Wissenschaftlichkeit allenthalben als unbezweifelbar angesehen wird. So steht es zu befürchten, dass ihre für die Sozialgeschichtsschreibung wertvollen inhaltlichen Elemente im Wirbel der öffentlichen Diskussionen selbst von unvoreingenommenen Betrachtern nicht wahrgenommen werden.

Die ungarische Genderforschung trug ihre Kinderschuhe in der späten Kádár-Zeit. Andrea Pető war damals schon ihre prägende Gestalt. Mit sechs Monografien, über 30 herausgegebenen Werken und weit mehr als 200 Artikeln, zahlreichen redaktionellen Mitwirkungen, Gastdozenturen, Interviews, öffentlichen *Events* und – nicht zuletzt – Lehrveranstaltungen als Professorin am Department of Gender Studies an der Budapester Central European University verkörpert sie im heutigen Ungarn wie kaum eine zweite Person die Idee von der Wissenschaft-

lichkeit der Frauenforschung. Umso mehr fiel auf, dass sie in ihrem Regensburger Vortrag gleichsam übergangslos aus der wissenschaftlichen in die politische Begrifflichkeit (und zurück) wechselte, während sie die Gattungen ebenso miteinander vermischte: Mal referierte sie forschungsgeschichtlich – wie vom Veranstalter erbeten –, mal sprach sie so, als befinde sie sich auf einer Kundgebung gegen die »illiberale Wende« Ungarns unter Viktor Orbán, als würde sie die *Keynote Speech* auf einer Wahlkampfveranstaltung gegen die »politische Mobilisierung der Frau im konservativen Diskurs mit der Familie« halten, die überdies die »Anti-Gender-Bewegung« als »nationalistische, neukonservative Antwort« der ungarischen Regierung entlarven will. An unsägliche Stereotype zum Beispiel aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs erinnerte und für deutsche Ohren besonders irritierend klang die Bezeichnung »illiberale oder polypore-Staat«, nämlich für das von der Regierungskoalition des Fidesz und der Christdemokraten »in der letzten Zeit« ausgebaute System, in dem der gesunde Baum der Demokratie von Pilzen, von *parasitären* Feinden, von innen angegriffen und langsam zerfressen werde: es seien Schmarotzer, »Pilze, die am Baumstamm schmarotzen und nichts Anderes zustande bringen, als einen neuen Porling, sie verfügen über keine eigenständige Existenz. Aus dem Stamm des Baumes saugen sie heraus, was sie brauchen, und sorgen knallhart ausschließlich für die eigene Existenz«.

Andrea Pető stellte die »Hassrede« als ein Mittel der Anti-Gender-Bewegung heraus. Schon ein Blick in die einschlägige Publizistik überzeugt den nüchternen Betrachter davon, dass dieser Vorwurf wohl auch in die Gegenrichtung erhoben wird. In der inzwischen auf beiden Seiten kämpferischen Rhetorik wird *Gender*, der durch rechtskonservativen Gebrauch zu einem Schimpfwort verkommen ist, etwa *Nation* als ebenso schillerndes Schmähwort entgegengesetzt. Und schon begibt sich die ungarische Genderforschung in den Mittelpunkt des politischen Geschehens, wo sie – wenig verwunderlich – als Gegenspielerin der Budapester Regierung auftritt und auch als solche betrachtet wird. Aus diesem doppelten Rollenbild folgen wohl ihre aktuellen Konflikte im Hochschulwesen Ungarns.

Die auch international tonangebende Hauptströmung der ungarischen Genderforschung verwendet gleichzeitig zwei Sprachen – eine wissenschaftliche und eine politisch-ideologische. Folglich trägt sie zwei Identitäten – eine sozialwissenschaftliche und eine linkspopulistische – in sich, die aber erst noch miteinander in Einklang gebracht werden müssten. Sollte, so der nachdenkliche Zuhörer, das Fach weiter auf diese innere Harmonisierung hinarbeiten – oder lieber sich für eine der Identitäten entscheiden und die andere abstreifen? Der in seinen beiden Gattungen gleichermaßen gedankenreiche Vortrag Andrea Petős hinterließ noch weitere Kernfragen, die bei aufgeklärt wohlmeinender Betrachtung gewiss fruchtbringend abgewogen werden könnten. Diese Aufgabe drängt beispielsweise ein

ureigenes Paradoxon der Genderforschung auf: Wie wäre der Widerspruch aufzulösen, der sich auftut, wenn einerseits die – auch von Pető hervorgehobene – »Freiheit als individuelle Wertewahl« eben einer Frau oder von Angehörigen einer sozialen Minderheit gefordert, andererseits aber mit der verallgemeinerten Befindlichkeit einer *Gemeinschaft* wie jener *der* Frauen oder *der* Homosexuellen argumentiert wird? Und wenn somit nicht alle ihre Brücken zu einem *Kollektiv* abgebrochen sind, woraus erklärt sich dann die Abneigung der Genderforschung ausgerechnet gegenüber dem *Nationsbegriff*? Wie wirkt sich diese Eigenschaft auf ihren Stellenwert in der Gesellschaft Ungarns aus?

Es mag Verwunderung ausgelöst haben, dass das Ungarische Institut auf einem ihm vermeintlich fremden Hoheitsgebiet der Themensteuerung und Meinungsbildung gegensätzliche Auffassungen zu einem sachlichen Gedankenaustausch einlud und dabei der Möglichkeit nachspürte, wenn schon nicht Einverständnis, so wenigstens gegenseitiges Verständnis zwischen den Beteiligten zu wecken. Mit diesem Wagnis einer erbaulichen intellektuellen Auseinandersetzung erzielte es immerhin einen Teilerfolg, wie Rückmeldungen aus dem Publikum und anschließende Gespräche mit der Referentin bestätigten. Für die Zukunft bleibt allerdings die Aufgabe, den vor Ort auch nachträglich verbreiteten Anwurf zu entkrampfen, nach dem einer ein »verqueres Verhältnis zur Wissenschaft« pflege, wenn er sich bemühe, im fachlichen Diskurs Einseitigkeiten zu überwinden.

Andrea Pető betonte zum Abschluss ihres Vortrags die Notwendigkeit des Dialogs über vermeintliche oder tatsächliche Grenzen jedweder Natur hinweg. Sie mahnte Bündnisse für »eine demokratische Wissenschaft« an und kündigte dazu eine »kritische Selbstprüfung der Genderwissenschaft« an, um »mit neuen Verbündeten dem zunehmenden Hass und der Ausgrenzung den gesellschaftlichen Raum zu nehmen«. So führte der Abend ungeplant und unverhofft Befindlichkeiten aus Budapest und aus Regensburg in einem Gefühl der Beklommenheit zusammen. Diese Unruhe könnte schöpferische Kräfte entfalten, wenn die Forderung der Referentin, »Diversitäten anzuerkennen und zu akzeptieren«, an beiden Orten für alle Seiten gilt.

Zsolt K. Lengyel Regensburg

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

Adriányi Gabriel, Prof. Dr. em., Dr. h. c., Wolfsgasse 4, D–53639 Königswinter, gabriel.adrianyi@t-online.de

Becker Rainald, Prof. Dr., Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Alfons-Goppel-Straße 11, D–80539 München, Rainald.Becker@kbl.badw.de

Busa Krisztina, M. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D–93047 Regensburg, busa@ungarisches-institut.de

Erős Vilmos, Dr. habil. Debreceni Egyetem, Történelmi Intézet, Egyetem tér, 1, H–4032 Debrecen, eros.vilmos@gmail.com

Etényi Nóra G., Dr. habil. Eötvös Loránd Tudományegyetem, Középkori és Kora Újkori Magyar Történeti Tanszék, Múzeum körút 6–8, H–1088 Budapest, etenyi.nora@gmail.com

Gángó Gábor, Prof. Dr., Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Filozófiai Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H–1097 Budapest, gabor.gango@uni-erfurt.de

Horváth Franz Sz., Dr., Lerchenweg 7, D–65428 Rüsselsheim, franzhorvath@web.de

Hutmacher Fabian, M. Sc., B. A., Universität Regensburg, Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie, Universitätsstraße 31, D–93053 Regensburg, fabian.hutmacher@ur.de

Kersche Peter, Adelenweg 9, A–9020 Klagenfurt am Wörthersee, peter@kersche.net

Kessler Wolfgang, Dr., Rahserstraße 8, D–41747 Viersen, corneliakessler@t-online.de

Kümmeler Fabian, Dr., Institut für die Erforschung der Habsburgermonarchie und des Balkanraumes der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Apostelgasse 23, A–1030 Wien, fabian.kuemmeler@univie.ac.at

Küpper Herbert, Prof. Dr. Dr. h. c., Institut für Ostrecht, Landshuter Straße 4, D–93047 Regensburg, herbert.kuepper@ostrecht.de

Lénárt Orsolya, Dr., Andrássy Universität Budapest, Pollack Mihály tér 3, H–1088 Budapest, orsolya.lenart@andrassyuni.hu

Lengyel Zsolt K., Dr. habil., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D–93047 Regensburg, lengyel@ungarisches-institut.de

Mádly Loránd Lajos, Dr., Institutul de Istorie „George Barițiu" al Academiei Române, Strada Mihail Kogălniceanu 12–14, RO–400084 Cluj-Napoca, lmadly78@yahoo.de

Meyer Dietmar, Prof. Dr., Andrássy Universität Budapest, Pollack Mihály tér 3, H–1088 Budapest, dietmar.meyer@andrassyuni.hu

Oborni Teréz, Dr. habil., Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H–1097 Budapest, oborni.terez@btk.mta.hu

Pangerl Daniel Carlo, Dr., Lüßbachweg 5a, D–82319 Starnberg, daniel_pangerl@hotmail.com

Pető Andrea, Prof. Dr., Central European University, Nádor utca 9, H–1051 Budapest, petoa@ceu.edu

Rózsa Mária, Dr., Karolina út 5, H–1113 Budapest, rozsam@t-online.hu

Rudolf Veronika, M. A., Eötvös Loránd Tudományegyetem, Bölcsészettudományi Kar, Történelem Segédtudományai Doktori Program, Múzeum körút 6–8, H–Budapest, rudolfveronika94@gmail.com

Szanka Brigitta, M. A., Szegedi Tudományegyetem, Történeti Intézet, Egyetem utca 2, H–6722 Szeged, sz.brigitta0217@gmail.com

Tóth Ágnes, Dr. habil., Társadalomtudományi Kutatóközpont, Tóth Kálmán utca 4, H–1097 Budapest, toth.agnes61@t-online.hu